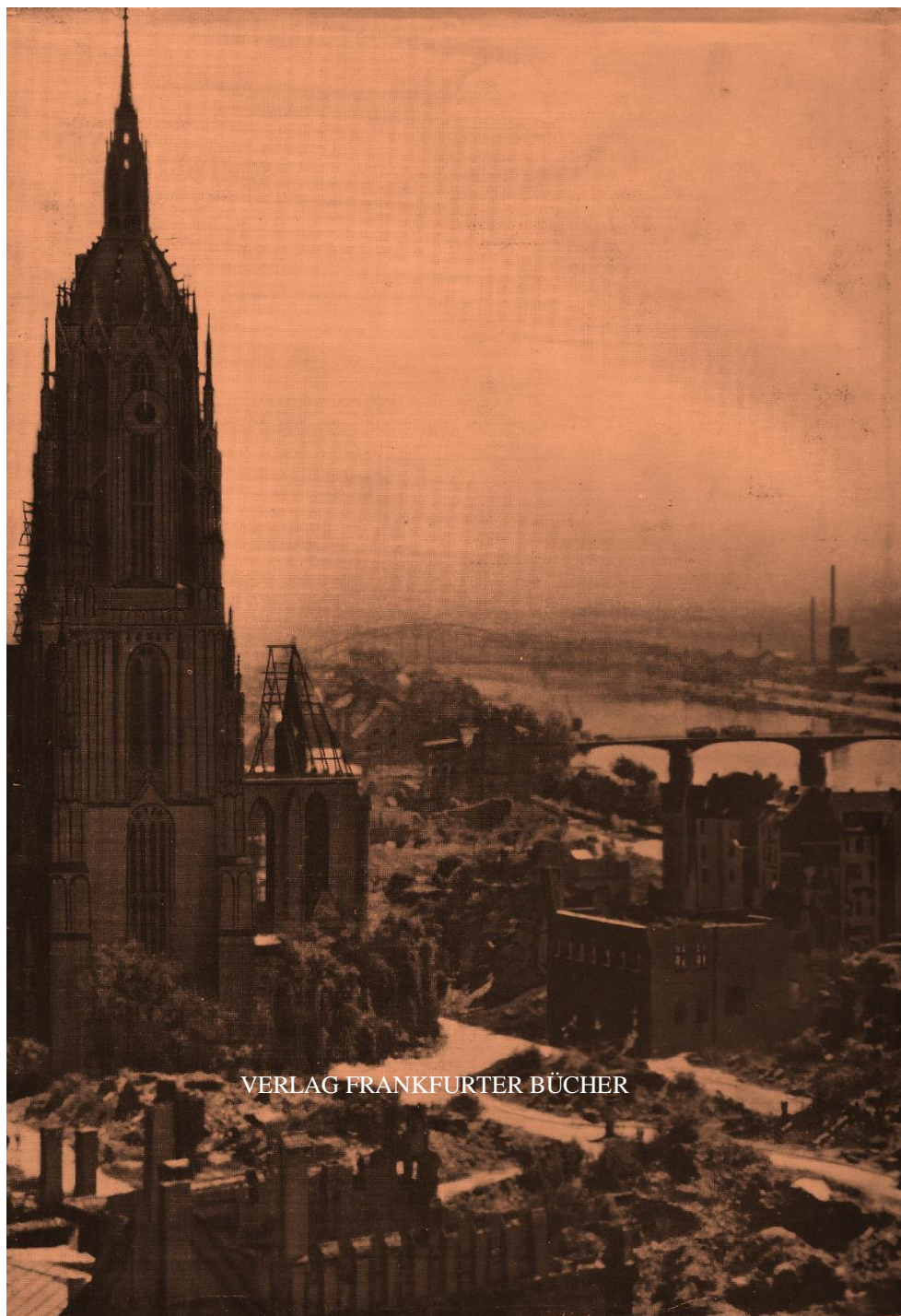


Madlen Lorei
Richard Kirn

Frankfurt

und die drei wilden Jahre





VERLAG FRANKFURTER BÜCHER

Madlen Lorei / Richard Kirn

FRANKFURT
UND DIE DREI WILDEN JAHRE

Wie schnell der Mensch vergißt!

Es waren außergewöhnliche Jahre, diese ersten nach dem Kriege, ein Ende von Angst und Schrecken und eine Trümmerwüste, eine Besatzungsmacht und eine neue Demokratie, Not, Kummer und eine Blüte neuen kulturellen Lebens. Wer sie miterlebte, meinte sie nie vergessen zu können. Doch wer weiß von den Älteren alles noch genau — zum Beispiel wie eine Lebensmittelkarte aussah? Und wer von den Jungen kann sich überhaupt eine Vorstellung von jener Zeit machen?

Darum haben zwei Frankfurter Journalisten für unsere Stadt die Chronik der »wilden Jahre« aufgezeichnet, nicht als deren Bericht, sondern so unmittelbar, wie man aus dem Miterleben erzählt. Aus Tagebuchblättern, Aufzeichnungen, Zeitungsmeldungen, aus wichtigen Begebenheiten und aus kleinen Geschichten, die so mancher Frankfurter beisteuerte, aus Bildern und Dokumenten entstand ein lebensnahes Zeitbild. Es ist noch von der Hand keines Historikers geordnet und geglättet. Aber es bewahrt etwas vom Zauber der Theaterabende, bei denen man Hunger und Kälte vergaß, etwas vom Schauer der Bahnhofsgegend und ihrer verwilderten Gestalten. Es hält den Glanz der großen Tage fest, der Brückenweihe, der Heimkehr der Domglocken, der Paulskirchenfeier, ebenso wie die unendliche Mühsal des Alltags mit Wassersuppen und Sparrezepten, mit Hamsterfahrten und Tauschgeschäften. Es erzählt von den Stadtvätern und den Amerikanern, von Politikern, Künstlern, Sportlern, von Heimkehrern und Hausfrauen — von den Frankfurtern, die in dieser Not nicht mutlos wurden und ihren Mutterwitz nicht einbüßten. Wer die Bilder dieses Bandes betrachtet, ermißt erst, was das bedeutet.

VERLAG FRANKFURTER BÜCHER

Einband und Schutzumschlag: August Wolf, Frankfurt am Main

Erste Auflage Oktober 1962

Zweite Auflage Dezember 1962

Dritte Auflage Juli 1963

ZUM GELEIT

Hier wird Geschichte erzählt von zwei Autoren, die sie miterlebt haben. Die Geschichte einer verschütteten Stadt, deren Menschen nicht aufgaben. Sie hatten es schwer, das Geld war nichts wert, sie standen vor leeren Läden, ausgebrannten Schulen, vor Theatern und Konzertsälen, in denen nur noch der Wind und der Regen regierten. Die Menschen jener Jahre mussten versuchen, zurechtzukommen, inmitten einer misstrauischen Welt.

Der Krieg war zu Ende, aber die Zeiten blieben aufregend genug. Sie staken voll von dramatischen Geschehnissen – und vieles von dem, was damals geschah, wird in diesem Buch zum erstenmal berichtet. Vergessen wir nicht, dass es zum Beginn dessen, was man Frieden nannte, monatelang keine Zeitung gab. Auch was damals geschah, findet sich in unserer Chronik.

Die Zeit war nicht nur bitter und grau, sie hatte auch ihre freundlichen, ja ihre heiteren Seiten. Sie war vollgepackt mit Spannung. Und noch ehe der Tag der Währungsreform alles veränderte, war man mit Zähigkeit und Optimismus an das Werk des Wiederaufbaues gegangen. Dieses Buch ist ein farbiges Mosaik, geschrieben für Menschen, die diese wilden Jahre durchgemacht haben, und auch für unsere Kinder, die erfahren sollen, wie wir damals gelebt haben.

Im Herbst 1962

VERLAG FRANKFURTER BÜCHER

INHALTSVERZEICHNIS

DAS JAHR 1945

9

Der Anfang vom Ende • Lindenstrasse • «Siegreich, aber nicht als Unterdrücker ...» • Eine Verwaltung wird geboren • Die ersten Amerikaner • Rauhe Schale, goldener Kern • Wenn ein Baby kommt? • Rettung einer Bibliothek • Blüten in der toten Stadt • Eine Zeitung erscheint • «Die Lage ist sehr ernst» • Der Krieg geht schlafen • Brennessel-Spinat und die erste Eisenbahn • Wie die ersten Christen ... • Ein neuer Mann tritt auf • Anfang mit Dick und Doof • Der Bürger hat seine Sorgen • Alpdruck der Trümmer • Ein Mann mit Zivilcourage • Kein Haus für die Regierung • Erste Weihnacht im Frieden

DAS JAHR 1946

57

Man spielt wieder Theater ... • Student in schweren Zeiten - Sensation: Ein richtiger Eilzug • Ein Schicksal der Zeit • Hochzeit mit Sonderzuteilung • «Frankfurter Neue Presse» • Die Sache mit den 131 Fragen • Tummelplatz der Haltlosen • Der weisse Traum • Beethovenstrasse 3 • Ein Karussell setzt sich in Gang • Heimkehr der Bücher • Und dann die Spruchkammern • Zweierlei junge Generation • Die Mädchen und die Soldaten • Das mühsame Leben • Man hat wieder die Wahl • Wirklicher Meister aller Bürger • Eberhard Beckmann Rundfunkintendant • Das liebliche Fest • Etwas Neues: Care-Pakete • Stadt ohne Bilder • Beinahe ein Lustspiel • Theater in der Turnhalle • Die Tote im D-Zug • Die Penicillin-Tragödien • Es liegt in der Luft ... • Im Stadion knallt es • Und über uns der Himmel • Der Schimmer einer Ahnung • Das Schlachthaus im Walde • Das süsse und das saure Leben • Auf Jahrzehnte hinaus? • Den Aufgabelopp gewinnt Gamsbock • Kongress der Gewerkschaften • Posaunen über Sachsenhausen • Dank an Hermann Hesse • Das Leben wird farbiger • Das Reisen wird erleichtert • Der tödliche Wald • Der Mörder, der Geige spielte • Das ferne Nürnberg • Blüten im Herbst • Husten ohne Hals • Ganz besonderer Saft • Musik und keine Fenster • Die lizenzierte Kunst • Witz mit dem Telefonbuch • Das liebe Vieh • Der schwärzeste Tag • Meissen gegen Kakao • Geheime Welt PX • Die Geschichte des Charly Taylor • Die grosse Kälte • Frankfurt durch die Mühle • Die Frau, die nach Amerika flog • Turm, getauft mit Sekt • Das wirkliche Leben • Die Sache mit Zeilsheim • Die Demokratie etabliert sich • Richard Münch und das Ärgernis • Das Grauen • Geschichten aus dem Sperrgebiet • Jenseits des Zauns • Kaffee im Sand • Noch drei Anekdoten Die Göttin kehrt zurück • Salut zum Himmel • «Bei Wahl» • Schwein an der Grenze

DAS JAHR 1947

179

Das Jahr beginnt mit «Rausch» • Zirkus, klein, aber fein • Jugend 1947 • Das verschlossene Frankfurt • Die Heimkehrer • Das erste Lesebuch • Hammer Schlag an der Paulskirche • Die grosse grüne Lunge • Urteil: der Tod • «Trauer muss Elektra tragen» • Abschied von Toni • Wäldchen ohne Apfelwein • Dorn

im Auge • Die halbierte Zeitung • Hoffnung im Hirschgraben • Gide als Gratulant • Wiederkehr der Gloriosa • Geöffnet und geschlossen • Terror der Sonne • Tropfen auf heissem Stein • Kabarett im Pferdestall • Zwei Schoppen Rauscher • Alle wollten Schmeling sehen ... • Die demontierte Stadt • In Berlin wird es brenzlich • Der Tod der Dichterin • Ein ungesühnter Mord • Uniformen gesucht • Das Experiment des Mr. Shofstall • Frühlingslied im Dezember • Licht im Bunker • Ende mit Schrecken

DAS JAHR 1948

219

Ärger mit Dr. Semler • Wie von Hitchcock erdacht • 30'000 Mark Belohnung, nie verdient • Kampf um die Theater • Wenn das so weitergeht • Ein gewisser Dr. Erhard • Du gefälltst mir, Mädchen ... • Das verregnete Stück • Die Stadt der Bücher • Der Redner fiel in Ohnmacht • Bier auf Brotmarken • Etwas liegt in der Luft • Der Tag X

SCHLUSSWORT

241

ANHANG

243

Bürgerrat • Die erste Regierung • Die Stadtverordneten von 1946 • Oberbürgermeister und Magistrat • Nachwahl vom 26. September • Bombenentschärfung • Die Preise vom Schwarzen Markt im August 1947 • Überblick über die Bautätigkeit • Haushaltsplan März 1948

ABBILDUNGEN IM TEXT

Die vielbegehrte Ausgeherlaubnis	19
Erst um 18 Uhr, dann um 20 Uhr musste alles zu Hause sein	29
Die schwarze Linie umrandet das Sperrgebiet	31
Die erste Zeitung in Frankfurt: ein Armeeblatt	34
Die Eisenbahn setzte sich in Bewegung, Fahrplan Nr. 1	40
Der erste Theaterzettel	45
«Zuzug nach Frankfurt gesperrt!»	47
Ein Aufruf, der befolgt werden musste	53
Aus der Zeit der Massenspeisungen	61
Die letzte Lebensmittelkarte vor der Währungsreform	64
«Frankfurter Neue Presse», Jahrgang 1, Nummer 1	67
Zucker für Fleisch	70
Unverkennbar Walter Kolb, karikiert von Meyer-Gasters	95

ABBILDUNGEN AUF TAFELN

Nach Seite 16: Am ausgebrannten Frankfurter Hof • Frontruppen in Bornheim • Criswell und Hollbach • Kolb wird vereidigt

Nach Seite 32: Der gesprengte Eiserne Steg • Eine Fähre, wie vor Jahrhunderten • Das Sperrgebiet um das I.G.-Hochhaus • Zerbombte Strassen im Bockenheim

Nach Seite 48: Im Ostpark pflanzte man Gemüse • Pferdefuhrwerk vom Haupt zum Ostbahnhof • Reisen war ein Abenteuer

Nach Seite 64: Polizisten suchen Hamsterware • Ein Pfündlein Pferdefleisch • Der Notsteg • Keine Scheu vor dem «schwarzen Mann»

Nach Seite 80: Reif, Anführer des Überfallkommandos • Der «weisse Traum» • «Veneral Disease» • Ganz friedliche Unterhaltung

Nach Seite 96: Im Sommer 1947: Im Café Hauptwache • Zeil und Biebergasse: ein Trümmerfeld • Adressen im Nichts

Nach Seite 112: In kalten Schulsälen • Gefährliche Mauern in der Altstadt • Ein paar alte Brunnen • Domprozession am Saalhof 1947

Nach Seite 128: Artisten über Trümmern • Kolb und Beckmann • Willi Berking und sein Orchester, damals

Nach Seite 152: Frauen an den Kohlenzügen • Klappriger Hufschlag eines Pferdchens • Heimkehr von der Hamsterfahrt • Amerikaner laden Lebensmittel aus

Nach Seite 160: Primitive Verkehrsregelung • Zwei Bilder von der Tauschzentrale.

Nach Seite 176: Kolb beim Entrümmern • Der Magistrat greift zu Hacke • Die Rosenapotheke arbeitet wieder

Nach Seite 184: Trostlose Altstadt im Schnee • Ohne das Gutenbergdenkmal ... • Weihnachten 1947 auf dem Römerberg • Schutt rings um den Römer • Die Ruine der Paulskirche • Der Giebel der Hauptwache • Das Treppenhaus der Oper

Nach Seite 192: Das letzte Stück für den Eisernen Steg wird eingefahren • Kleidungsstücke aus Armeebeständen • Jahrhundertfeier der Deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche

Nach Seite 208: Heimkehr der Gloriosa • Die «Neue Presse» verkündet die Währungsreform

BILDERNACHWEIS

Bei der Beschaffung der Abbildungen sind behilflich gewesen: Associated Press • Max Göllner • Philipp Kerner • Ludwig Klaas • Fred Kochmann • Foto-Michel • Kurt Röhrig • Julius Römer • Ludwig Lyncker • Robert Vack und das Zentralarchiv der Frankfurter Societäts-Druckerei, alle in Frankfurt am Main.

Der Anfang vom Ende

Das Leben hatte sich unter die Oberfläche verkrochen. Die Stadt war eine Geisterstadt geworden, während Artilleriegeschosse, die stählernen Pfeile eines sinnlosen Duells, über sie hinwegflogen.

In der letzten Märzhälfte des Jahres 1945 nahte für die Stadt Frankfurt am Main und ihre Bevölkerung das Ende des Krieges. Fünf Jahre und sieben Monate hatte er gedauert. Nun rückten von Darmstadt und Höchst her die Amerikaner heran.

Carl B., dessen Haus in der Niedenau steht, wird diese Tage und Nächte nie vergessen. Im Rundfunk hatte Gauleiter Sprenger in den späten Abendstunden des 24. März den Befehl verkündet, dass alle Männer die Stadt verlassen sollten. Das bedeutete nicht, dass ihm willenlos Folge geleistet wurde. Der Auszug vollzog sich in Grenzen. Man sah die absurdesten Gefährte. Carl B. entsinnt sich an einen Mann, der an sein altes Fahrrad (es gab nur alte Fahrräder) eine Art Kiste gebunden hatte, auf wackligen Rädern, und in der Kiste sass die 80jährige Oma.

Er weiss sogar heute noch, dass der Mann nur bis Bad Vilbel kam: Da war der Krieg zu Ende.

Man wird nie erfahren, wie viele Frankfurter in den atemlosen und zugleich lähmenden letzten Tagen vor dem Einzug der Amerikaner die Stadt verliessen. Sie zogen mit armseligen Karren und Wägelchen durch die Mainzer Landstrasse taunuswärts – die meisten kehrten zurück, als die Amerikaner da waren.

Das Wetter war ihnen günstig: Es waren strahlende Vorfrühlingstage, und in den Vorgärten blühten die Haselkätzchen.

Die sich entschlossen hatten zu bleiben – und es waren wohl die meisten – sass in den Luftschutzkellern.

In den Stunden, in denen man sich ans Licht traute, lohnte es sich: Lebensmittelläden verkauften aus. Butterschmalz, für irgendwelche letzten Zuteilungen vor dem Einmarsch der Amerikaner bestimmt, wurde kistenweise verkauft. Jemand rannte über die Strasse, durch den hellen, sonnigen Märztag und schwenkte fröhlich einen Eimer, aus dem der Rotwein überschwappte. Der Mann war ausgezogen, Wasser zu suchen, und war an ein Lokal am Schumanntheater gekommen, dessen Besitzer seine Rotweinvorräte verschenkte.

Da sind andere Szenen, die in der Erinnerung von Carl B. nie verlöschen werden: Bei schweren Angriffen sass man in dem machtvoll-schweren

Bunker an der Moselstrasse, in dem heute die Bundespost residiert. In diesen Klotz, der in Tarnfarben bemalt war, flüchteten Ungezählte. Der Geistliche Rat Sand war eine bekannte Figur. Er war schon betagt, aber nie sah ihn jemand anders als an der Wand lehnend, Ruhe um sich verbreitend und Trost; immer überliess er seinen Platz anderen.

Einmal kamen Volkssturmlaute in den Keller der Niedenau. Sie blieben nicht lange, sie waren müde, unrasiert, sie sahen sehr nachdenklich aus. Als sie gingen, liessen sie ihre Panzerfäuste im Vorgarten stehen.

Man schrieb den 25. März 1945. Die Frau lag wach. Es war der Mond, der sie nicht schlafen liess, der Mond und die Gedanken. Sie hatte Glück gehabt, ihre Wohnung war heil. Gemessen an den anderen Frankfurter Zerstörungen war die Mendelssohnstrasse, zumindest in dem Teil, in dem die Nummer 77 lag, fast unberührt. Jetzt war Unruhe auf der Strasse, Getrappel. – Die Frau beugte sich aus dem Fenster. Die Märznacht war feucht. Der Vorfrühling lag in der Luft. Was immer auch kommen mochte, dachte die Frau, der Krieg ging zu Ende.

Die Unruhe kam aus dem Hause gegenüber. Koffer wurden aus dem Tor geschleppt, Möbel. Frau Rader kannte die Leute, wie man sich vom Sehen kennt. Sie wusste, es waren eifrige Parteigenossen.

«Was ist denn los?» schrie sie über die Strasse. Eine Männerstimme: «Wir müssen weg!»

Ah, dachte die Frau am Fenster, ihr müsst weg. Das ist gut. Ich muss nicht weg. Ich bleibe hier. Ich will das sehen, wie die Amerikaner kommen.

Am nächsten Morgen wurde die Stadt durch mächtige, dumpfe Schläge erschüttert. Jemand rief: «Sie sprengen die Brücken.»

In den Läden vollzog sich der Ausverkauf. Es wurde aber auch geplündert. Frau Rader sah einen durchaus ehrbaren Herrn, der ein Fässlein vor sich herrollte. «Butter», murmelte er. Im Güterbahnhof wurden ganze Züge mit Lebensmitteln ausgeraubt.

Der Tag war unruhig. Frau Rader brachte die Flugblätter nicht aus dem Gedächtnis, von denen sie vor ein paar Tagen bei einem Spaziergang vor die Stadt einen ganzen Acker voll gesehen hatte: Der General Eisenhower forderte die Bevölkerung auf, Frankfurt zu verlassen, wenn sie sich nicht in grösste Gefahr begeben wollte.

Ob es nicht doch klüger gewesen wäre, diesem Rat zu folgen?

Sie lief hinunter an den Main. Zu ihrem grössten Erstaunen standen die Brücken noch. Sie sah nur ein paar Soldaten in einer Art Luftwaffenuniform.

Ihr werdet doch keine Dummheiten machen, sagte sie zu den Männern. Die Männer sagten, sie dächten nicht daran, sie seien selber Frankfurter, und wenn die Amerikaner kämen, würden sie sich nach Hause machen, zu ihren Familien.

Der nächste Morgen war Montag. Unheimliches, schwarzes Gewölk trieb über den Himmel, es war warm fast wie im Mai. In den Vorgärten der Mendelssohnstrasse blühten die Forsythien. In den Metzgerläden gab es vier-, fünffache Mengen Fleisch auf die Marken. Aus dem Palmengarten kam Flakfeuer, und von irgendwo draussen her flogen Artilleriegeschosse in die Stadt.

Mit Granaten konnte man keine Menschen einschüchtern, die zwanzig Luftbombardements hinter sich gebracht hatten.

Mittags wurde es hell. Aus diesem hellen Himmel fiel eine Brandbombe ins Dachgebälk, Frau Rader half sie löschen, aber einige ihrer schönsten Bücher gingen dabei zugrunde. Durch die Stadt zogen kleine Trupps deutscher Soldaten. Sie waren erschreckend abgerissen und müde.

Frau Rader musste an die Wochenschauaufnahmen aus dem Sommer 1940 denken, Frankreich, die singenden Kolonnen, die Prachtburschen, die mit aufgeknöpften Kragen über die Landstrassen zogen, lachende Eroberer. Die Männer, die sie jetzt sah, übermüdet, grau, in verblichenen Uniformen, sahen nicht mehr wie Eroberer aus.

Man brachte ihnen Essen aus den Häusern, manchmal auch etwas zu trinken. Sie alle waren praktisch schon Gefangene. Die amerikanischen Panzer hatten sie längst eingekreist. Nachts hörte man ihr Rollen. Auf alle diese Landser, unter denen Kinder von 16 waren und Männer mit weissen Haaren, wartete Kreuznach, das riesige Sammellager.

Und Kreuznach würde – ohne Schuld der Eroberer, die einfach nicht damit rechnen konnten, dass sich nach den hartnäckigen Kämpfen im Hürtgenwald Millionenarmeen ergeben würden; sie scheiterten organisatorisch – eine Tragödie werden.

Lindenstrasse

Frau Rader ging wie im Traum durch das grosse graue Gebäude in der Lindenstrasse. In den Gängen hörte man Getrappel. Es waren Leute, die offenbar dort nichts zu suchen hatten. Oder doch?

Dies war der Palast der Angst gewesen. Von hier aus beherrschte die Gestapo die Stadt. Die Türen trugen keine Namen, sondern Nummern und

Buchstaben. DF 408, CK 9 und ähnliche unbegreifliche Abkürzungen. Hier hockte die Geheimpolizei wie die Spinne im Netz. Die grosse schwere Eingangstür war, schlug sie erst hinter dem Besucher zu, nur noch durch einen Druck des Portiers zu öffnen. Und der öffnete nur, wenn er die Erlaubnis aus einem der Büros bekam.

Nie würde jemand erfahren, wie viele Menschen dieses Gebäude betraten, um es nur noch für die paar Schritte in den Gefangenenwagen zu verlassen. Für viele versank mit dem Schritt hinter diese Tür die Stadt, ihr seitheriges Leben, ihre Familie, alles Glück des Daseins für immer.

Dies war das Reich der Holland und Baab, verfluchter Namen. Holland verschwand auf immer – er wurde nie ertappt. Baab, der die Juden nicht nur abholen liess, sondern auch verhöhnte, wurde zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt und ist Kalfaktor in einer oberhessischen Strafanstalt.

Nun war das Gebäude verlassen. Die braunen Machthaber waren aus ihren Dienststellen in überstürzter Eile geflohen.

Frau Rader kam an aufgerissenen Türen vorbei. Überall lagen und standen leere Schnaps- und Weinflaschen. Man sah verkohlte Papierreste: die Akten der Gestapo.

Wer einmal in ihren Fängen gelandet war, hatte wenig Aussicht auf Überleben und Heimkehr.

Einer der wenigen, die es überstanden, der politische Häftling M. aus Frankfurt, berichtet von seinem Weg in die Freiheit.

Sonntag, den 25. März 1945 (Palmsonntag). Das Ende der schrecklichen Zeit im Gefängnis in Hanau ist gekommen. Am Freitag, dem 23. März, hiess es, seien die Amerikaner bei Höchst über den Main gegangen und im Vormarsch nach Osten.

Morgens 8.30 Uhr Antreten. Mit mehreren Mitgefangenen, darunter einigen Franzosen, wurden wir nach Frankfurt zurückbefördert, nach der Hammelsgasse, von wo aus wir nach dem schweren Bombenangriff am 5. April 1944 wegen der Zerstörung nach Hanau evakuiert worden waren. In der Hammelsgasse wurden wir sofort auf einzelne Zellen verteilt. In der Nacht hörten wir Artilleriefeuer und wie die Granaten über uns hinwegheulten. Es war die letzte schreckliche Nacht, eingeschlossen, wie bei allen 13 Bombenangriffen, die ich in den 10 Monaten erlebte. Montag, den 26. März 1945, 13 Uhr.

Den ganzen Vormittag hörten wir noch Artilleriefeuer, dann öffnete Oberwachtmeister Schl, die Zelle. «M., sofort zum Hausvater kommen!» Ich verabschiedete mich von meinen französischen Kameraden und lief, so schnell ich konnte, hinunter.

Unten sind 9 Mann angetreten, ich erkenne einige, darunter auch «Mx». Dieser fragte den Wachtmeister nach Lebensmittelkarten. Der Beamte gab aber nur die Entlassungsscheine heraus.

Ich trenne mich sofort und laufe, so schnell es bei der Entkräftung ging, nach dem Hessendenkmal, um im Schutz der Anlagen ohne Einsicht von oben gegen Flieger gedeckt zu sein. Es knallte fortwährend. Artilleriebeschuss. Es war mir aber nicht möglich, den Frontverlauf festzustellen. Ich hatte nur den Gedanken «Du bist davongekommen», nur heim, heim, heim. Ich laufe in Richtung Scheffeleck, eine Frau spricht mich an, sie sass erschöpft auf einer Bank. Sie bat mich, ihr ein grosses Paket mittragen zu helfen. Schwach und elend wie ich war, half ich ihr doch und erklärte ihr mein Schicksal. Sie sah mich fassungslos mit entsetzten Augen an. Scheffeleck-Jahnstrasse, das Eckhaus Nr. 1 ein wüster Trümmerhaufen. Hier verlebten wir unsere ersten vier glücklichen Ehejahre. Ist das eigentlich einmal wahr gewesen? Aber dort – meine alte Schule, meine erste Dienststelle, aus der ich 1936 entlassen werden musste, die steht noch. Was wohl aus meinen jüdischen Kollegen geworden sein mag? Von einigen kannte ich ihr schreckliches Schicksal.

Die Frau aus der Anlage wohnte in der Querstrasse. Dort angekommen, setzte wieder Beschuss ein. Eine andere hinzugekommene Frau erzählte, die «Amis» seien in Sachsenhausen. Wer? – «Ei, die Amis, das sind doch unsere Befreier.» Ich bekam etwas zu essen – und einen Kognak. Es war das erste Essen, das ich seit unserem Abtransport aus Hanau bekam ... Die zweite Frau gab mir noch eine Brotmarke.

Ich schleppte mich weiter. Jahnstrasse, Oederweg (hier bekam ich von unserem alten Bäcker, dem Herrn Sandritter, einen Laib Brot geschenkt). Bornwiesenweg, Hammanstrasse, Eysseneckstrasse nach der Eschersheimer Landstrasse. Von Zeit zu Zeit setzte das Artilleriefeuer wieder ein. Am Dornbusch und an der Raimundstrasse hört man das Heulen wieder deutlicher. Ja, da steht ja auch auf der Ginnheimer Höhe die Flak. Wenn ich nur schon vorbei wäre.

Ich gehe unter dem jetzt pausenlosen Geknalle weiter und erkenne allmählich so etwas wie eine Front. Ich bin jedenfalls zwischen den Linien. Am Bahnübergang in Ginnheim merke ich – o Graus! sie schiessen auch in die Römerstadt. Jetzt muss ich über das freie Feld nach der kleinen Holztränke. Schneller kann ich nicht mehr laufen, ich bin am Ende mit meinen Kräften.

Aber schliesslich habe ich es doch geschafft. Meine Frau sah mich schon von weitem kommen, meine Nachbarn begrüsst mich. Es war vorbei, ich war daheim.

Auch Frau F. wird diese Tage nie vergessen. Sie sieht sich heute noch in einem Haus am Stadtrand von Eschersheim stehen und hinstarren auf die leere Strasse. Sie wartet. Sie ist allein.

Sie ist schon lange allein. Das Leben, ihr Leben war zuletzt nur noch Angst. Im Grunde war es zwölf Jahre lang Angst gewesen, aber zum Schluss war es fast Panik.

Frau F. ist Jüdin. Im Januar 1945 hat man die letzten Menschen aus den sogenannten Mischehen auseinandergerissen, die Frauen nach Theresienstadt geschickt – etwa 250 aus Frankfurt und Offenbach –, «auf Transport

gebracht», heisst das im Jargon, die meisten Männer in Arbeitslager verbannt. Auch der Mann von Frau F. ist in einem solchen Lager. Sie selber ist nicht zum Sammelplatz für den Transport nach Theresienstadt gegangen. Seit diesem Augenblick ist sie vogelfrei. Sie hat ihre Mansardenwohnung nicht mehr betreten. Sie ist in ein Haus in Eschersheim gezogen, das Freunden gehört, die selber irgendwohin aufs Land geflohen sind.

Sie kann in keinen Bunker gehen, in keinen Keller. Der Mensch ist des Menschen Feind geworden in diesem Land, das die Angst und der Verrat regieren. Vielleicht verrät einer den anderen nur aus Angst? Aber das kann tödlich sein.

Frau F. muss Bombardements in dem kleinen, leeren Haus ertragen. Sie weiss nie, ob nicht doch jemand in den Keller flüchtet. Aber einmal, als die Bomben zu bedrohlich fallen, wagt sie sich doch hin. Der Keller ist leer. Aber dann hört sie Tritte, und ihr Herz schlägt bis zum Halse.

Es sind zwei Soldaten. Sie fühlt sich verloren. Es war alles vergebens, Tarnung und Flucht von zwölf Jahren vergebens. Aber es zeigt sich sehr schnell an den verlegenen Reden der Uniformierten, dass sie eigene Sorgen haben. Sie fürchten sich vor der verschüchterten Frau nicht. Sie wollen nichts als Zivil anlegen . . . und sie verweisen auf die Päckchen mit Kleidern, die sie in der Hand haben.

Und Frau F. aufatmend: «Ja, zieht euch nur um!» Und sie hastet nach oben, im Gefühl des wiedergeschenkten Lebens. (Später wird sie die Soldaten von damals wiedersehen, und man wird über die Begegnung lächeln.)

Die Männer sind weg. Das Haus ist wieder verlassen. Von der Innenstadt her kommt Gewehrfeuer. Und in diesem Augenblick, dieser unvergesslichen Nachmittagsstunde, sieht Frau F. den ersten amerikanischen Soldaten. Er sieht nicht wie ein Übermensch aus. Er springt heran, andere folgen ihm. Die Frau weint. Sie ist unvorstellbar glücklich. Die Angst von zwölf Jahren fällt von ihr ab.

Und dies ist die letzte Erinnerung, die Carl B. an diesen Abschnitt seines Lebens hat: Die Amerikaner kommen. Sie springen in geduckter Haltung und in aufgelockerter Formation, so wie sie es wohl auf den Exerzierplätzen gelernt haben, heran, Trümmerhügel und Strassenecken als Deckung ausnützend.

Aber da ist kein Feind mehr.

Von einem zum anderen Augenblick waren gewisse Schilder nur noch Phantome! «Volk ans Gewehr!» «Lieber Tod als Sklav'!» Die Vorstellung,



Am ausgebrannten «Frankfurter Hof» und am toten Kaiserbrunnen vorbei rollen amerikanische Jeeps in eine Geisterstadt . . .

Frontruppen im Stadtteil Bornheim. Es gab nichts mehr zu bekämpfen. Am Rand der Bergerstrasse standen müde alte Leutchen.





der Volkssturm könne die Stadt verteidigen, hatte sich als unreal erwiesen. Am Donnerstag, dem 29. März, besetzten amerikanische Kampftruppen die Stadt, ohne auf Widerstand zu stoßen. Nach so viel Angst und Schrecken kam die entscheidende Stunde fast wie ein Aufatmen. Franz Konwitschny zum Beispiel, ein Kapellmeister der Frankfurter Oper, sass in einem Bunker in Sachsenhausen, als ein amerikanischer Leutnant den Bunker betrat und gutgelaunt und auf deutsch sagte: «Der Krieg ist aus. Ihr könnt heimgehen!»

Siegreich, aber nicht als Unterdrücker

Der Krieg war aus für Frankfurt. Man kam aus den Bunkern und Kellern ans Licht. Man sah die amerikanischen Truppen in der Siesmayerstrasse und im Reuterweg lagern, aus einem Essgeschirr, das man mit seinen vielerlei Fächern bestaute, erstaunliche Mahlzeiten verzehren, Büchsen verächtlich irgendwohin schleudernd, manche in bunten Heftchen lesend – später erfuhr man, dass man die Heftchen «Comics» nannte. Es war aber den Soldaten verboten, mit der Bevölkerung zu sprechen, das Verbot nannte sich «Non-Fraternisation.»

«Wir kommen als ein siegreiches Heer; jedoch nicht als Unterdrücker»

las man auf der Proklamation Nr. 1 des Generals Dwight D. Eisenhower, die an den Trümmerwänden der Häuser angeschlagen wurde. In diesen Tagen, als für Frankfurt der Krieg zu Ende war, als endlich keine Sirene mehr heulte und die Waffen verstummt waren, lag die Stadt wie erstorben in ihren Trümmern. Es fuhr keine Eisenbahn, keine Tram, kein Postkasten wurde geleert, alle Telefone waren tot. Ein einziges Ruinenfeld waren Altstadt und das, was man City nennt, die Gegend um die Hauptwache, ein wüstes Steingebirge, in dem sich Einheimische kaum noch zu recht fanden. Die Festhalle war so hohl wie das Kolosseum in Rom. Längst

Halb so gefährlich, wie er hier aussieht, war Frankfurts erster Stadtkommandant Oberst Criswell (mit Stadtoberhaupt Hollbach).

1. August 1946: Oberbürgermeister Dr. Kolb wurde in sein Amt eirgeführt. Er vereidigte die Magistratsmitglieder Treser, Miersch, Menzer und Dr. Reinert.

spielte kein Kino mehr. Vom Ufa-Palast am Eschenheimer Turm leuchtete die rote Vierkant-Nase des Clowns Charlie Rivels, dahinter war nichts als Schutt. Theater spielten längst nicht mehr. Alle Schauspieler und Schauspielerinnen, Orchestermusiker und Bühnenarbeiter waren in die Rüstungsindustrie geholt.

Nun waren sie wieder da – aber es gab keine Theater mehr. Ruine das Opernhaus, Ruine das Grosse Haus, Ruine Arthur Hellmers Neues Theater, das zuletzt Kleines Haus hiess, Ruine das Volksbildungsheim, Ruine die Kinos, das Gloria, das Metro im Schwan, das Pali, der Bieberbau.

Es gab keinen Saal mehr in Frankfurt, ausser der Börse und dem Saal im Rundfunkgebäude Eschersheimer Landstrasse. Alles lag erstarrt. Die Stadt atmete noch, aber sie atmete wie ein Herzkranker, dem man gesagt hat: «Atmen Sie nur flach.»

Zuletzt waren doch noch die Brücken gesprengt worden. Sie lagen im Fluss – bis auf die Wilhelmsbrücke, deren Sprengung, wahrscheinlich durch die Vernunft eines Mannes, der das Kommando hatte, nur höchst notdürftig geglückt war. Die amerikanischen Pioniere hatten sie so schnell geflickt, dass sogar Panzer über sie hinwegrollen konnten.

Aber sie durfte nur von Amerikanern benutzt werden. Und Frankfurt «hibb der Bach» und «dribb de Bach», wie es auf den Äpfelweinplakaten hiess, das waren plötzlich zwei Städte: vorerst füreinander unerreichbar. Sachsenhausen lag auf einem anderen Planeten, und der Sachsenhäuser, der seine Mutter am Hauptbahnhof besuchen wollte, konnte es nicht.

Man durfte sich nur tagsüber auf den Strassen zeigen. Die Amerikaner hatten Ausgangssperre verhängt von abends um 6 bis früh um 7. «Curfew» hiess das neue Wort dafür, das man lernen musste. Wer aus lebenswichtigen Gründen auch nach der Sperrstunde noch seine Wohnung verlassen musste, brauchte dazu einen Passierschein. Captain LaFleur, die rechte Hand des Stadtkommandanten Criswell, nannte ihn «Laissez passer». Diese Genehmigungen – längliche weisse Zettel –, die eine Überschreitung der Ausgangszeiten erlaubten, wurden vorerst nur an Geistliche, Ärzte, Hebammen und Milchleute abgegeben.

Eine schwere Sorge auch für die Besatzungsmacht war die Lebensmittelversorgung der Bevölkerung, und zu den Kundgebungen, die erlassen wurden, gehörte der Hinweis, dass die Kontingentierung der Lebensmittel aufrechterhalten bleibe.

Sie folgten dem ersten, von Eisenhower gezeichneten Erlass, der sämtliche

MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY

A No. 72054 *

MILITÄRREGIERUNG-BEFREIUNG
MILITARY GOVERNMENT
EXEMPTION

Datum der Ausstellung Wird unwirksam am
Date Issued Expires on June '45

Name
Name

Anschrift Wohnort
Address Town

Ausweiskarte Klasse Nr.
Identity Card Type No.

Unterschrift des Inhabers
Signature of Holder

ANWEISUNGEN: Diese Befreiung ist im Namen der Militärregierung ausgestellt worden. Sie ist nicht übertragbar, darf nicht abgeändert oder vernichtet werden und ist nur gültig in Verbindung mit der Ausweiskarte des Inhabers. Der Verlust dieser Karte muß der Polizei gemeldet werden. Gefundene oder unwirksam gewordene Karten müssen an die ausstellende Behörde zurückgegeben werden.

INSTRUCTIONS: This exemption is issued by Military Government. It is not transferable, must not be altered or destroyed and is only valid when used in conjunction with the holder's identity card. The loss of this card must be reported to the police. If found, or on expiration of validity, this card must be returned to the issuing authority.

GRÜNDE, EINZELHEITEN UND AMTLICHE UNTERSCHRIFT: Die vorstehend benannte Person ist, wie unten angegeben, von Beschränkungen betreffend: AUSGANG - REISE - VERBOTENE GEGENSTÄNDE - SPIELBEZIRK befreit. (Nicht zutreffendes ist durchzustreichen.)

REASONS, SPECIFICATIONS AND ENDORSEMENTS. The person named on the reverse hereof is granted exemption, only as specified below, from restrictions respecting: CURFEW - TRAVEL - PROHIBITED ARTICLES - PROHIBITED AREA (delete where applicable):

EINZELHEITEN DER BEFREIUNG: travel to Baden-Baden
PARTICULARS OF EXEMPTION: bicycle authorized
GRÜNDE: to ride a car
REASONS: may cross bridges

Ausstellende Behörde: FLD2
Issuing Organisation:

Name (Druckschrift):
Name (printed): MAJ

Unterschrift: Stammnr.
Signature: Serial No. 01641366



Die vielbegehrte Ausgeherlaubnis.

Organisationen der NSDAP, von der SS bis zum BDM (Bund Deutscher Mädel) und der DAF (Deutsche Arbeitsfront) aufhob.

Die Bürger wunderten sich nicht wenig, dass ihnen kein Befehl das Abhören des Hitlerschen Rundfunks verbot. Sie, die mit der Todesstrafe rechnen mussten, wenn sie einen englischen Sender einschalteten, hatten es für selbstverständlich gehalten, dass der Sieger ähnlich verfahren werde. Aber er dachte gar nicht daran.

Es ging den Amerikanern vielmehr darum, möglichst schnell eine deutsche Verwaltung zu schaffen.

Aus dem Tagebuch von Marcel Schulte

31. März 1945

Am Main haben die Nazis tatsächlich alle sechs Brücken gesprengt. Nun ist Frankfurt einmal von seinen südlichen Vororten abgeschnitten. Und dabei sind kaum Bäckereien offen, weil die Kohle fehlt. Auch die Heranschaffung von Lebensmitteln per Eisenbahn ist nicht möglich. Die Amerikaner sind voll motorisiert. Ein Mann auf der Strasse meinte: «Die Amis habe mehr Benzin wie mir Wasser!» Die Ausrüstung ist einfach gigantisch, und jetzt erst sieht man, wie arm unsere Soldaten ausgerüstet waren.

Abends hört man, dass Frankfurt einen neuen Oberbürgermeister hat. Wilhelm Hollbach, Schriftleiter der Frankfurter Zeitung. Er will das Amt jedoch nur versehen bis zum Wiedererscheinen der Frankfurter Zeitung. Zum Polizeipräsidenten wurde Kriminalrat Mührdel ernannt, der 1933 von den Nazis aus dem Amt entfernt und seitdem verfolgt wurde.

Eine Verwaltung wird geboren

Wie in Aachen, das schon Ende Oktober 1944 besetzt worden war, und in anderen inzwischen besetzten Städten hatten die Amerikaner als erstes nach einem politisch unbescholtenen Mann gesucht, den sie zum Bürgermeister ernennen könnten.

Der erste, der ihnen geeignet erschien, war der Direktor der Metallgesellschaft H. W. Lumme. (Er lebt heute in Bad Homburg im Ruhestand und konnte über die Ereignisse dieser ersten Besatzungstage auf Grund seiner Tagebuchaufzeichnungen berichten.)

Die Amerikaner hatten sofort das völlig unzerstörte Gebäude der Metallgesellschaft mit Beschlagnahme belegt. Dort empfing Lt. Colonel Blakefield Herrn Direktor Lumme, dem das fernere Geschick der Gesellschaft und ihrer Beamten am Herzen lag. Dafür hatte jedoch Blakefield kein Ohr, er hatte anderes im Sinn. Er ernannte kurzerhand Herrn Lumme zum Bürgermeister.

Eine Stunde später meldete sich Herr Hollbach bei Herrn Lumme. Er wollte

durch Vermittlung der Amerikaner die «Frankfurter Zeitung» wieder ins Leben rufen. Auch er drang mit seinem Anliegen nicht durch. Stattdessen schlug Herr Lumme, der sich lieber ganz der Sorge um die Metallgesellschaft widmen wollte, dem Colonel vor, statt seiner Herrn Hollbach zum Bürgermeister zu machen, er sei für kommunale Aufgaben viel besser geeignet.

Am nächsten Tag brachte Lt. Colonel Criswell Herrn Lumme im Jeep nach Sachsenhausen zu Captain LaFleur, wo die ersten Fragebogen ausgefüllt wurden.

Dort traf er auch Herrn Hollbach und Dr. Bütow an. Die Fragebogen wurden in Ordnung befunden. Noch am selben Tage fand die Verteidigung von Herrn Hollbach statt. Criswell, LaFleur und sein Stab siedelten in das Gebäude der Metallgesellschaft um.

Die Szene in Sachsenhausen hat Dr. Bütow damals in einer Notiz festgehalten:

Ich weiss nicht mehr, wie wir uns zum Postgebäude am Südbahnhof, dem Hauptquartier der «Psychologischen Kriegsführungsabteilung», die die Militärregierung zu bilden hatte, durchgefragt haben. Das Zimmer, in das wir schliesslich von einem Posten gebracht wurden, war wohl ein Schulraum gewesen. Jetzt war er von Soldaten überfüllt, Karten bedeckten die Tische, überall lagen Helme und Waffen herum, Ordonnanzen kamen und gingen unter flackerndem Kerzenschein. Wir erregten als Zivilisten ein ziemliches Aufsehen, aber zunächst wusste in der allgemeinen Geschäftigkeit niemand recht etwas mit uns anzufangen. Dann kam ein hünenhafter Offizier auf uns zu und fragte uns aus. Er gab uns nicht die Hand, aber er war freundlich, etwas ungemein Strahlendes, eine jugenhafte Fröhlichkeit ging von ihm aus. Wir wollten also helfen, das Leben in der toten Stadt wieder in Gang zu bringen? Er fand das ausgezeichnet; endlich zeigten sich mal ein paar Bürger, sie hätten schon darauf gewartet. Darauf, nach einer kurzen Beratung mit einem höheren Offizier, auf H. deutend, auffordernd und als sei es das Selbstverständlichste von der Welt: «You are the Bürgermeister and you (zu mir) his Interpreter.» So wurden wir Bürgermeister und Dolmetscher.

Die Amerikaner verstanden es, rasch und ohne Umschweife zu handeln. Nichts fürchteten sie mehr als Unordnung, als chaotische Zustände. Die neue Verwaltung sollte auch so demokratisch wie möglich sein. Daher bestanden Lt. Colonel Criswell und Captain LaFleur darauf, einen Council zu bilden, einen Rat, die erste Form eines Parlaments in Frankfurt, ach, eines unvorstellbar machtlosen Parlaments. Die Namen seiner Mitglieder: Stadtpfarrer Herr, Pfarrer Erich Meyer, Pfarrer Fricke, Rechtsanwalt Dr. Mertens. (Ein Kommunist muss auch dabei sein, sagten die Amerikaner.) Herr Fischer, ein rundlicher, immerfort Wohlwollen verstrahlender

Mann aus dem Stadtteil Unterliederbach verkörperte die KPD. Der Schriftsteller Adelsberger repräsentierte das Judentum, er hatte eine nicht-jüdische Frau und so und durch manchen Glücksfall war er über die furchtbaren Zeit gekommen. Herr Bohnert war ein leitender Angestellter der IG. Dem Council gehörten ferner die Herren Direktor Lumme und Dr. Hans Bütow an.

Die Namen der ernannten Männer wurden ausserhalb Frankfurts nicht bekanntgegeben, «um Vergeltungsmassnahmen gegen ihre Verwandten zu verhüten», schrieb damals die «Neue Zürcher Zeitung» in ihrem Bericht. Denn östlich von Frankfurt dauerte der Krieg noch an, und wenige Tage vor der Ernennung Hollbachs war in der Nacht vom 25. auf den 26. März der Aachener Oberbürgermeister Franz Oppenhoff einem Nazi-Meuchelmord zum Opfer gefallen.

Es waren wilde Zeiten, und es gehörte Mut dazu, ein Amt auf sich zu nehmen, mit dem Aufbau zu beginnen, als alles aus den Fugen war.

Wilhelm Hollbach, der neue Bürgermeister, war lange Jahre Chefredakteur der «Neuen Zeitung» und des «Frankfurter Illustrierten Blattes» gewesen. Was lag näher, als dass er zu seinen ersten, engsten, vertrautesten Mitarbeitern Männer holte, die er kannte, mit denen er jahrelang im Haus der «Frankfurter Zeitung» zusammengearbeitet hatte.

So geschah das für Frankfurt Eigentümliche: die ersten, die in die Bresche sprangen und Verantwortung auf sich nahmen, waren die «Herren von der Presse».

Sie waren Journalisten, rasch entschlossen und erfahren genug, um keinen Dank zu erwarten. Sie haben auch nie einen erlebt. Sie wussten, was es bedeutete, jener ersten Garnitur anzugehören, die immer verbraucht wird und vergessen.

Journalisten sind nicht sentimental. Die Leute hatten Zeit, sie wurden auf Posten gesetzt, mit denen sie nie im Leben zu tun gehabt hatten. Sie gingen an diese Aufgaben mit nichts heran als mit ihrem gesunden Menschenverstand, der sich erstaunlicherweise als ausreichend erwies.

Sobald mehr Leute der eigentlichen Verwaltung zurückkehrten, lösten sich die Zeitungsleute wieder von ihren Posten und kehrten zu anderen Aufgaben zurück, die ihnen näher lagen. Dr. Bütow ist heute, nachdem er viele Jahre Feuilletonchef der «Neuen Presse» war, Senatsdirektor in Hamburg. Knapstein ist deutscher Botschafter bei den USA in Washington, Maxim Fackler gehört als politischer Redakteur zur «Süddeutschen Zeitung» in München.

Eberhard Beckmann wurde, wie man weiss, Intendant des Hessischen Rundfunks. Werner Jaspert ist Abteilungsleiter beim Hessischen Rundfunk. Vergessen wir unsere liebenswürdige und gewandte Kollegin Gertrud Becker nicht, die heute glückliche Gattin und Mutter in Hamburg ist und Nachfolgerin des Mitautors als Leiter des Informationsamtes war. Von der alten Stadtverwaltung fand Hollbach nur wenige Getreue vor, die nicht geflohen waren. Unter ihnen war der Stadtamtman Fritz Acker. Er hatte die Verwaltung in jenen Märztagen nicht im Stich lassen wollen. Er war geblieben.

Der Oberbürgermeister Dr. Krebs hatte sich formell verabschiedet und hinterlassen, dass er nach Bad Homburg gehe. Er überliess es seinen Beamten, den Befehl Sprengers – mit dem er ja nun in der Tat nicht befreundet war – auszuführen oder nicht.

Es führten ihn aber viele aus. Das Rathaus, angeschlagen von den Bomben, wurde leer. Verwaist lagen die Räume, Staub setzte sich auf die Akten, die Tinte trocknete ein. Die Verwaltung erstarrte.

Die Hauptverwaltung mit Dr. Krebs an der Spitze sass schon seit den schweren Bombardements im März 1944 in dem Gebäude Siesmayerstrasse 12, das der heutigen Frankfurter Gesellschaft für Handel, Industrie und Wissenschaft gehört.

Fast gegenüber, in der Siesmayerstrasse 67, innerhalb des Palmengartens, waren die Amtsräume des damaligen Stadtamtmanns Acker, der Leiter der Verwaltungsgemeinschaft Zoo und Palmengarten war und im Wirtschaftsamt das Referat Landwirtschaft betreute.

Er tat dort seinen Dienst, noch gingen ja die Telefone, soweit es jemand in der Verwaltung gab, der telefonieren mochte.

Herr Acker erinnert sich gut an die verzweifelten Anrufe der Ortsbauernführer aus Berkersheim und Niederursel. «Jetzt sollen auch hier die Männer weg», klagten sie. «Und das Vieh sollen wir mitnehmen. Was sollen wir nur tun?»

– «Ich», sagte Herr Acker, «gebe Ihnen den Rat, zu bleiben, wo Sie sind. Können Sie sich ausmalen, wie das wird, wenn die Bauern das Vieh über die Landstrassen treiben?»

Und er dachte dabei an alles, was er an Schreckensmeldungen über die Zustände auf den stukaüberflogenen Landstrassen Frankreichs im Sommer 1940 in Erinnerung hatte.

Dies war ein Rat, den der Stadtamtman Acker geben konnte, es war keine Entscheidung. Er sollte aber sehr schnell eine höchst wichtige Entscheidung

zu treffen haben. Denn es rief der Mann an, der den Frankfurter Zoo praktisch leitete, seit der Direktor Steinbacher eingezogen war.

«Tiere», sagte man Herrn Acker, «dürfen nach dem Reichstierschutzgesetz nicht ohne Betreuung sein. Wir müssen sie also, es wird nichts anderes übrigbleiben, erschiessen.»

«Nein», sagte Herr Acker, «das werden wir nicht.»

Jener Mann, der anrief, verliess daraufhin den Zoo. Herr Acker wusste indessen, dass er auf den Inspektor Lederer vertrauen konnte, den Herrn über das Aquarium, der in diesem wichtigen Augenblick einsprang und der gleichfalls nicht daran dachte, die Stadt zu verlassen.

Er und drei ältere Wärter betreuten die Tiere, die bei den Bombardements übriggeblieben waren – ihr Bestand war schrecklich genug gelichtet. Es gingen denn auch im Laufe der nächsten Wochen durch mutwillige Gewehrschüsse etwa noch 25 Prozent des Wildbestands verloren. Gerettet aber wurde durch die Entscheidung der Zoo selber. «Denn was wäre ein Zoo ohne Tiere gewesen? Niemand kann wissen, ob das Gelände gleich nach dem Krieg nicht für völlig andere Zwecke benutzt worden wäre. So aber behielt Frankfurt seinen Zoo.»

Die ersten Amerikaner

Im Keller erlebte Acker mit seiner Handvoll Leute die ersten Amerikaner. Sie kamen – mit aufgepflanztem Seitengewehr, wie er sich zu erinnern glaubt – und holten sie heraus ans Tageslicht, ins Büro hinauf, wo sie sich aufzustellen hatten und wo man sie befragte, ob zivilverkleidete Soldaten unter ihnen seien.

«Nun, es war einer unter uns», sagt Direktor Acker, «mir war nicht besonders wohl dabei, aber ich sagte nein. Und damit war es auch vorbei, und man kümmernte sich nicht mehr um uns.»

Die Amerikaner biwakierten nun in jenem Teil des Palmengartens, der sich an der Siesmayerstrasse entlangzieht. Man hatte ein wenig Angst um die Weinvorräte im Restaurant des Palmengartens, gar nicht einmal so sehr ihrer selbst wegen, aber man sorgte sich, was betrunkene Soldaten vielleicht anrichten mochten. «Doch ging alles besser, als wir befürchteten, zumal ich mit einem amerikanischen Serganten, der sonderbarerweise meinen Namen trug, also Acker hiess, gut zurechtkam. Wir gaben einigen Wein heraus, aber nicht so viel, dass etwas passieren konnte.»

An einem dieser Tage kam der Bote Roth in Ackers Büro und sagte ihm, der neue Bürgermeister der Stadt wolle ihn sprechen, er sei im Garten.

«Ich hatte noch gar nicht gewusst, dass schon ein neues Stadtoberhaupt da war, aber ich ging eilends hinaus und traf Herrn Hollbach. Nein, ich hatte ihn bis daher nie gesehen. Er stellte sich vor und sagte mir, er sei der beauftragte Bürgermeister. Ich fragte ihn, ob er irgendein Papier darüber habe, und er zog einen Zettel hervor, unterschrieben mit dem Namen Blakefield.»

Herr Acker erzählt, er habe sich von Beginn an gut mit Herrn Hollbach verstanden, der ihm sagte, er sei ein Mann der Presse, und er lege grössten Wert darauf, dass Acker als Spezialist der Verwaltung ihm helfe, das Leben in der Stadt wieder in Gang zu bringen.

So habe man sich zum erstenmal zusammengesetzt. Herr Acker schlug vor, zunächst einmal alle Direktoren zusammenzurufen, soweit sie überhaupt erreichbar waren. Das Telefon war nun lahmgelegt. Die Zeit der Boten begann, wie in alten Tagen. Man hatte etwa vierzig Trambahner zur Verfügung (denn es gab ja auch keine Strassenbahn mehr), meist ältere Männer, die nun zu Fuss die Stadt durchwanderten und brave Botendienste taten.

Nach und nach fand sich ein kleiner Kreis von Verwaltungsbeamten zusammen, die Hollbach zur Seite traten: Direktor Karl Emrich, Stadtkämmerer Dr. Lehmann, Dr. Altheim, Dr. Heun, Dr. Keller, Dr. Lingnau, Adolf Miersch, Dr. Prestel und Dr. Reinert. Auf Anraten Altheims holte Emrich Dr. Schlosser nach Frankfurt zurück, der nach seiner Entlassung durch die Nazis in Rottach am Tegernsee lebte. Es war eine abenteuerliche Fahrt in einem jener mit Holzgas betriebenen und alle 50 km stehenbleibenden Vehikel, die sich damals Auto nannten.

Was war nicht alles in Gang zu bringen, es war so viel zerstört, es mangelte fast an allem – aber eines war wenigstens noch vorhanden: das Geld der Stadt. Dank der Fürsorge des Stadtkämmerers Lehmann war es gerettet. Zumindest fürs erste und auf absehbare Zeit waren die Zahlungen gesichert.

Rauhe Schale, goldener Kern

Der erste Chef der Militärregierung war Lt. Colonel Howard D. Criswell, ein Berufssoldat mit rauher Schale und goldenem Kern. Auch körperlich war er das, was man ein mächtiges Mannsbild nennt.

Das Haus, in dem er residierte und mit ihm das Military Government, die Militärregierung also (und nicht zu verwechseln mit dem Hauptquartier und seiner unübersehbaren Schar von Generalen, das im IG-Hochhaus sass), dieses Haus war das Gebäude der Metallgesellschaft Ecke Bockenheimer Anlage/Reuterweg.

Immer, wenn man es in jenen ersten Monaten betreten wollte, musste man sich durch eine Traube von Menschen kämpfen, die dort stand und darauf wartete, vorgelassen zu werden. Im Treppenhaus stand mit verbundenen Augen die Göttin Justitia, die man vom Gerechtigkeitsbrunnen am Römerberg hierhergeholt hatte, – sie war hier übrigens tausendmal sicherer als irgendwo sonst.

Die Metallräuber waren frühzeitig unterwegs, noch nach Jahren wurde ja die schwere Schopenhauerbüste in der Friedberger Anlage nächtlich geraubt; sie fand sich freilich wieder.

Justitia hielt ihre Schalen über die Gerechten und Ungerechten, sie streckte sie den Denunzianten entgegen und den Mühseligen und Beladenen, allen, die über die Treppe kamen, ängstlich oder neugierig, mit törichtem Vorschlägen und mit höchst praktischen, die aber an den Grundsätzen der Re-education scheiterten.

Der Oberst Criswell, ausgebildet zur Verwaltung von besetzten deutschen Gebieten in der Schule seines Heimatstaates Virginia, war ganz offenbar gewillt, nach den gerechten, aber harten Grundsätzen zu verfahren, die man ihm dort in der reinen und wirklichkeitsfremden Luft der Theorie beigebracht hatte. Er muss sehr bald gespürt haben, dass er es nicht mit einem Volk von Nazis zu tun hatte, sondern dass es sehr viele andere, gutgewillte und gutgesonnene Menschen in diesem Land gab.

Er schrie gelegentlich immer noch gern, aber er wurde ruhiger. Er hatte nichts zu lachen. Er musste froh sein für jede Hilfe, die von deutscher Seite auf ihn zukam. Es war soviel einzurichten – selbst angesichts der fatalen und schrecklichen Einschränkungen, die Industrie und Wirtschaft auf Jahre praktisch lahmlegten – dass es jeden Arbeitstag gesprengt hätte.

Der Postverkehr musste in Gang gebracht werden, die Industrie- und Handelskammer musste ihre Tätigkeit aufnehmen, die Polizei machte Sorgen, und dies alles unter den Gesetzen der Militärregierung, dass zunächst einmal alle Parteigenossen aus allen verantwortlichen Stellen zu entfernen waren.

Und es kamen die Besucher aus Amerika, die War-Correspondents,

Schriftsteller wie John Dos Passos oder Emil Ludwig (der im Pressehauptquartier im Park-Hotel Vorträge hielt, zu denen auch eine Anzahl Deutscher eingeladen war), es kam Erika Mann und es kam Marlene Dietrich.

Von Criswells «goldenem Kern» wussten manche zu berichten. So holte er einmal für den gelähmten Vater eines seiner deutschen Mitarbeiter nahrhafte Süßigkeiten aus Luxemburg. Es war ihm nämlich verboten, etwas aus Armeebeständen an Deutsche zu verschenken.

Criswell bewährte sich auch in einer Kalamität, die für die Zeit bezeichnend war:

Unter den Bittstellern, die in ihrer Not bis zu der Militärregierung vordrangen, war ein Frankfurter Ingenieur, dessen leichtsinnige Tochter ihr Herz wie manches andere Fräulein jener Jahre den Soldaten geschenkt hatte. Vorwürfe, die der Vater ihr machte, beantwortete sie damit, dass sie schnippisch erklärte, sie könne ja ihrem Freund sagen, dass er, der Vater, im Garten seines im Sperrgebiet liegenden Hauses einen Revolver vergraben habe.

Auf Waffenbesitz stand damals die Todesstrafe.

Der Vater war ausser sich und vertraute sich zwar nicht den Offizieren des Military Government direkt an, wohl aber jemand, von dem er wusste, dass er bis zu Criswell vordringen konnte.

Der Colonel Criswell sagte in der Stille seines Büros und zu vertrauter Seite, er werde sich ins Sperrgebiet begeben und das Gelände besichtigen. Als er zurückkam, nachdenklich und zufrieden, erbat er sich eine Zeichnung des Verstecks. Und wieder zwei Tage später kam er lächelnd mit einem Kasten unterm Arm an, bestellte sich den verschüchterten Vater, riet ihm, seine Tochter zu verbleuen, die ihm ja jetzt nichts mehr anhaben könne und tat noch ein Übriges: Er sorgte dafür, dass der Liebhaber der jungen Dame versetzt wurde.

Criswell blieb nicht lange. Im Mai wurde er nach Düsseldorf versetzt, als Verbindungsmann zu den Engländern. Ausgesprochen glücklich ist er darüber nicht gewesen. Sein Nachfolger war Colonel Phelps.

Wenn ein Baby kommt?

In den ersten Tagen der Besatzung war keinerlei Fährverkehr erlaubt, kein Fahrrad, kein Pferdefuhrwerk, ja nicht einmal ein Leichenwagen.

Die Toten wurden auf Handwagen, über die man eine Decke gelegt hatte, auf die Friedhöfe gebracht. Aber was sollten die Frauen tun, die ein Kind erwarteten?

Hier konnte sehr rasch Beruhigung geschaffen werden. Unter den vielen hemmenden Anordnungen der Militärregierung gab es auch eine höchst

vernünftige: Jeder Soldat hatte Weisung, einer Frau, die mit dem Ruf: «Baby, Baby!» auf ihn zutrat, zu helfen, das heisst: sie in den nächsten Jeep zu setzen, der sie in ein Krankenhaus bringen musste.

Noch fuhr kein Zug. Der Frankfurter Hauptbahnhof mit aufgerissenen Glasdächern wirkte in seiner leeren Weite wie die Szenerie in einem Kafka-Roman. Manchmal gingen abends ein paar Spaziergänger durch die Halle, vorbei an den toten Schaltern, den rostenden Schienenwegen, den Häuschen, in denen niemand mehr Karten knipste.

Alle die Dinge, die eine Grossstadtbevölkerung braucht, mussten auf Lastwagen herangeschafft werden. Sie trugen auf der Scheibe ein schmales Schild mit den Buchstaben: Military Government – und den Stempel. Nichts ohne Stempel.

In der Niedenuau residierte die Fahrbereitschaft, die darüber entschied, wer Benzin bekam.

Aus Frankfurt fuhren jeden Tag Lastwagen mit Franzosen, Belgiern, Holländern, Luxemburgern Richtung Heimat. Noch waren 26'000 dieser Zwangsarbeiter im Stadtgebiet, sie wurden in 16 Sammellagern von den Amerikanern betreut; in 14 dieser Lager waren russische Arbeiter und Kriegsgefangene.

Viele von ihnen waren darauf bedacht, ein Fahrrad zu ergattern. Wer damals mit einem Fahrrad auf der Strasse einem ehemaligen Ostarbeiter begegnete, bekam es kurzerhand abgenommen. Die Leute aus dem Osten, die sich ihrer endlich erlangten Freiheit freuten, gedachten damit dem zwangsweisen Transport in die Heimat zu entfliehen. Sie wussten, dass sie dort von neuem ein Lagerdasein erwartete.

Doch die Amerikaner beschlagnahmten die Fahrräder und brachten sie auf Sammelplätze. Die Abtransporte der Fremdarbeiter gingen weiter.

Die Einwohner der Stadt durften ihre Wohnungen nur am Tage verlassen. Zuerst von 18 Uhr, später von 20 Uhr bis 7 Uhr morgens bestand Ausgangssperre. Sie wurde sehr streng eingehalten. Wer zu den Sperrzeiten ohne Passierschein einem amerikanischen Posten begegnete, wurde mitgenommen und frühestens am nächsten Tag wieder freigelassen. Dr. Hans Bütow, der in der ersten Stadtverwaltung arbeitete, berichtet aus jener Zeit:

Nach dem Curfew, der Sperrstunde, versank die Stadt in ein gefährliches Dunkel, eine nicht geheure Stille, die immer wieder von Schüssen und dem Lärm der Jeeps unterbrochen wurde. Da die Arbeit oft bis in die Nacht währte, gab mir ein Pass Bewegungsfreiheit. Aber der Heimweg war kein Vergnügen. Wie oft ist mir von einem verschreckten Posten aus

Militärregierung - Deutschland

BEKANNTMACHUNG.

Ausgangsbeschränkung.

Vom heutigen Tage und bis auf weiteres darf sich niemand ohne Erlaubnis der Militärregierung zwischen

20.00 und 7.00 Uhr

innerhalb des Stadtkreises Frankfurt auf einer öffentlichen Strasse aufhalten.

Wer in der angegebenen Zeit ohne solche Erlaubnis auf einer öffentlichen Strasse angetroffen wird, wird mit Geld- oder Freiheitsstrafe bestraft.

WARNUNG: Die Militärwachen haben Befehl erhalten, auf alle Personen zu schiessen, die während der Ausgangsbeschränkung ausserhalb ihrer Häuser gesehen werden und sich zu verbergen oder zu entkommen versuchen.

Im Auftrage der Militärregierung

einer düsteren Strassenecke ein Gewehrlauf entgegengestreckt worden. Nur mit dem richtigen Wort, vorher schon geübt, war eine solche Situation zu meistern. Einmal bat ich nach einem solchen Schock, schon angstvoll den nächsten gewärtigend, einen patrouillierenden Posten, mich nach Hause zu begleiten. Dort angekommen, fragte ich ihn, ob er ein Glas Wein annehmen wolle. Er sagte ja, es klang misstrauisch, folgte mir zögernd, das Gewehr in der Hand, in den Keller und begann dann, den Wein in durstigen Schlucken trinkend, aufzutauen. In meiner Küche sass da auf einmal ein Bauernsohn aus Texas und erzählte von seinem Elternhaus. Der Helm auf dem Tische, das Gewehr, das er ungeschickt zwischen den Knien hielt, waren vergessen.

Es gab immer wieder Soldaten, die sich an den Befehl der Non-Fraternisation, an das Verbot, mit den Deutschen zu sprechen, nicht hielten.

Bericht von Ch. K.

Anfang April: «Gestern abend waren zwei Amis bei uns in der Wohnung. Der eine ist Koch. Sie haben eine Menge Sachen mitgebracht. Sie wollten mal eben wieder in einer Familie sein, sagten sie. Das war alles. Im Übrigen sagten sie: ‚In vier Wochen sind wir in Berlin, spätestens.‘

Rettung einer Bibliothek

Viele von den Besatzungstruppen dachten damals, sie würden weiterziehen nach Berlin. Sie täuschten sich, sie blieben. Berlin wurde den Russen überlassen. In Frankfurt sahen sich die Amerikaner nach Wohnvierteln um, in denen sie Angehörige der Armee und später auch deren Familien unterbringen könnten. Das Gebiet um das IG-Hochhaus war bei den Luftangriffen leidlich davongekommen. Sie machten es zum Sperrgebiet mit einem hohen Stacheldrahtzaun ringsum. Fräulein Knöckel aus der Feldbergstrasse hat sich das Datum notiert, es war der 26. April. «Ich entsinne mich der Unruhe, die in jener Gegend entstand, als amerikanische Pioniere hölzerne Pfähle in das Pflaster rammten und mit dem Ziehen von Stacheldraht begannen. Es waren indessen von der Militärbehörde nur beruhigende Nachrichten zu hören. Offenbar wollte man Nervosität verhindern. Dann ging alles sehr schnell.» Fräulein Knöckel half dem Schweizer Arzt, der als Ausländer wenigstens ganz private Habseligkeiten mitnehmen durfte, ein paar Dinge aus der Wohnung zu bringen. Sonst war es ganz und gar verboten, Möbel und andere Gegenstände aus den Wohnungen mitzunehmen. Damals ging das Wort von der «zweiten Ausbombung» um. Es kam aus der Verzweiflung darüber, dass man, kaum den Bomben entronnen, nun da der Krieg vorüber war, plötzlich doch auf der Strasse stand – ohne Heim, ohne Habe. Das Sperrgebiet war eine harte, für viele



Die schwarze Linie umrandet das Sperrgebiet

schwerverständliche Tatsache, eine Folge des Krieges, aber auch eine Folge von Hitlers unmenschlicher Politik, derentwegen die Sieger den Deutschen mit Härte und Misstrauen begegneten. Im Einzelfall, bei persönlicher Bekanntschaft, zeigten sie sehr bald Verständnis, erwiesen freundliche Hilfe. Bruno R. weiss davon zu erzählen:

Er kam am 6. August 1945 aus der Gefangenschaft nach Hause. In der grauen Trümmerwüste des Frankfurter Hauptbahnhofs begegnete ihm sein Freund B.

«Bist du es, Bruno?» fragte er. Damals musste man die Menschen fragen, ob sie es waren. «Nein, du kannst nicht nach Hause.» Und er erzählte ihm die Geschichte vom Zaun. Bruno hatte in der Grüneburgstrasse gewohnt, in einem Zimmer unterm Dach, das bis unter die Decke voll» gestopft war mit Büchern.

Manchmal, nachts, dachte der Buchhändler Bruno R. an seine Bücher. Der Zaun war so unumstösslich wie das Gesetz.

Einmal, als er den Auftrag hatte, für den Funk einen Essay über Thomas Wolfe zu schreiben, murmelte er: «Wenn ich nur an meine

Bücher könnte.» Dort, das wusste er, lag Wolfes Essay über die Entstehung seines berühmtesten Romans.

Mr. Adler, amerikanischer Offizier beim Hessischen Rundfunk, nickte trübsinnig. Der Zaun! Drei Tage später sagte er heiter: «Wir gehen spazieren.» Sie spazierten durch den Zaun, Mr. Adler hatte Papiere. Dem Buchhändler R. klopfte das Herz, als er das Paradies von einst betrat. Aufgeschlagen auf der Erde lag die «Neue Rundschau» mit dem Artikel, den er suchte. Wolfes glühendes Bekenntnis.

Aber die anderen Bücher alle? Kommiss ist Kommiss, sagte Mr. Adler, bei uns wie bei euch. Ich kriege die Erlaubnis nicht. Die Militärs sagen: Präzedenzfall, verstehen Sie?

Und abermals über eine Weile sagte Mr. Adler: Ich hole die Bücher nachts heraus. Fragen Sie mich nicht, wie. Nur eins müssen Sie mir gestatten: dass wir sie zunächst mal ins Funkhaus bringen.

So wurden die Bücher des Bruno R. gerettet, es waren Tausende.

Es fand sich freilich nur selten ein so freundlicher Ausweg. Aus vielen Häusern im Sperrgebiet wurden die Bücher auf die Strasse geworfen. Die Amerikaner fürchteten nicht etwa eine geistige Ansteckung, sondern tatsächlich Bazillen, die in den gelesenen Bänden verborgen sein könnten! Mit dem Hausrat schalteten und walteten sie, wie es bei Siegern seit eh und je Brauch ist. Mit den Gärten wussten sie meist nichts anzufangen, liessen sie verwildern. Im Herbst wurde nicht einmal das Obst geerntet. Man sah es in der allgemeinen Not mit Bitterkeit. Und die wenigsten besaßen die Einsicht, sich zu fragen: Und wie haben wir uns in den besetzten Gebieten verhalten?

Erst im Sommer 1948 unmittelbar nach der Währungsreform verschwand der Zaun.

Blüten in der toten Stadt

Dieser erste Nachkriegsfrühling in Frankfurt war prangend, warm und voller Blüten. Frankfurts geschändete Bäume und Sträucher hatten hellgrün geflaggt – soweit ihre Kraft reichte. Es ist schwer, den Heutigen, den Jungen vor allem, begreiflich zu machen, wie die Anlagen damals aussahen, die Parks. Im Rothschild-Park am Grüneburgweg lag das Roth-

Eine Rutschbahn für Riesen, so lag der Eiserne Steg da, sinnlos gesprengt in den letzten Tagen des sterbenden Krieges.

Wie vor Jahrhunderten brachte jetzt wieder eine Fähre die Frankfurter vom einen zum anderen Ufer ...





Drei Jahre lang umschloss dieser Zaun das sogenannte Sperrgebiet, hinter dem die Amerikaner wie in einer Oase lebten.

Die Stadt war leer und traurig, viele zerbombte Strassen glichen einander. Dies Bild stammt aus dem schwergetroffenen Bockenheim.



schildpalais, das zuletzt ein Caféhaus gewesen war, in Trümmern. Es war nur noch die graue und geschwärzte Hülse eines Hauses. Überall in den Parks und Anlagen klafften Bombentrichter; noch Jahre später sah man Kinder dort spielen.

Die Weiher waren zerstört, Pavillons ausgebrannt. Als ein kühner Gärtner vor dem Gebäude der Militärregierung in der Bockenheimer Anlage ein paar Sträucher anpflanzte, wurden sie in derselben Nacht zerstört.

Die ersten Lichter gingen an. Sie verspritzten am Opernplatz ihr bläuliches Licht über eine makabre Landschaft, die totenstill in den blühenden Abenden lag: Noch hatten nur ganz wenige Deutsche das Recht zu längerem Ausgang.

Aber an einem dieser Abende rumpelte die erste Trambahn durch Taunusanlage und Reuterweg. Sie fuhr, mit hellbrennenden Lampen, wie ein Phantom dahin, unwirklich, unglaublich. Sechs Jahre waren die Bahnen in der Dunkelheit dahingeglitten, mit abgeblendeten Lichtern – und überall da und dort standen noch die ausgebrannten Skelette der von Bombardements überraschten Wagen.

Und nun fuhr wieder eine Tram! Ein Wunder.

Es gab noch ein Verkehrsmittel in der Stadt: Fähren, Fähren über den Main nach Sachsenhausen. Die Militärbrücke war für Zivilpersonen gesperrt. Man durfte die Stadt auch höchstens in einem Umkreis von 6 km verlassen. Für weitere Reisen brauchte man einen Erlaubnisschein, der in der Bockenheimer Landstrasse 25 zu beantragen war, im Informationsamt. Auch ein Besatzungsamt wurde eingerichtet.

Das Leben regte sich mühsam in der besetzten Stadt, aber was geschah ausserhalb, wie ging der Krieg zu Ende? Es gab hunderterlei Gerüchte. Doch dann, am 21. April, gab es auch wieder eine Zeitung. Es erschien die erste Nummer der «Frankfurter Presse», die sich im Untertitel «Alliiertes Nachrichtenblatt der amerikanischen 12. Heeresgruppe für die deutsche Zivilbevölkerung» nannte.

Das Haus der «Frankfurter Zeitung» war nur noch eine Ruine. Am schmalen Eingang in der Schillerstrasse, von dem aus man an Trümmerhalden vorbei in die Unterwelt kam, in Keller, wo eine Reihe von Setzmaschinen bis zum Ende in Bewegung waren, stand ein amerikanischer Soldat Wache.

Die Setzmaschinen waren weitgehend zerstört, das wunderbare Archiv, eine Kostbarkeit, die in Deutschland ihresgleichen suchte, Fundgrube und eine letzte Rettung für ungezählte arbeitende Wissenschaftler, Stolz seines

einstigen Leiters Gottlob Anhäuser – den 1944 eine einstürzende Hauswand der Leerbachstrasse erschlagen hatte, als er mit einem Eimer Wasser unterwegs war dieses Archiv also war auf Weisung des alten Kämpfers und letzten Herrn des Betriebs, Ziembra, vernichtet worden.

Schon kurz nach dem Einzug der Amerikaner arbeiteten im Keller des Zeitungshauses in der Schillerstrasse ein paar brave Setzer daran, die Setzmaschinen wieder betriebsfertig zu machen. Bei einigen gelang es, und nun konnte die Armee ihre Zeitung herausbringen.

Eine Zeitung erscheint

Der Leitartikel der ersten Nummer war dem Tod des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Franklin D. Roosevelt, gewidmet. Am 12. April war er einem Gehirnschlag erlegen. Hollbach, der geschäftsführende Bürgermeister von Frankfurt, hatte ein Beileidsschreiben an die Militärregierung gerichtet.

Über das Kriegsgeschehen verlautete: Nach der Eroberung von Erfurt, Jena und Weimar seien amerikanische Einheiten tief in Sachsen eingebrochen.



Halle sei gefallen, Zwickau in amerikanischer Hand. Im Kessel im Ruhrgebiet hatten 374'000 deutsche Soldaten die Waffen gestreckt, in Holland waren 80'000 von allen Verbindungen abgeschnitten. Aus Moskau wurde gemeldet, Marschall Konjews Truppen seien im Angriff auf Dresden.

Eine amtliche Bekanntmachung der Militärregierung drohte die Todesstrafe an für folgende Vergehen:

Bewaffneter Widerstand; Handlungen oder Betragen zur Unterstützung

oder Hilfeleistung für irgendeine Nation, die sich mit den Vereinten Nationen im Kriegszustand befinde, oder zugunsten der NSDAP . . . Für Plündern. Für Diebstahl oder Erwerb von Eigentum der alliierten Streitkräfte. Insgesamt 20 Punkte.

Und das war eine lokale Nachricht:

Die Zivilverwaltung hat 250'000 Lebensmittelkarten an die Bevölkerung der Stadt ausgegeben, darunter an 30'000 Fremdarbeiter. Zum ersten Male seit vielen Jahren haben jüdische Bürger der Stadt volle Lebensmittelkarten erhalten.

Eine erschütternde Statistik wurde bekannt: Von 31'000 einst in Frankfurt lebenden Juden gab es jetzt noch 140. «Die anderen sind verschollen und ermordet: in Polen, in Russland, in Konzentrationslagern.»

Von diesen wenigen übriggebliebenen Juden hatten viele auf den Friedhöfen gearbeitet, um Leichen umzubetten. Seit drei und mehr Jahren hatten diese armen Menschen keine Eier bekommen, kein Fleisch, keine Milch, keine Kleider, keine Tabakwaren. Sie durften nicht mit der Strassenbahn fahren, nicht ins Kino gehen, nicht auf Bänken sitzen, keine Bäder benutzen, zu keinem Friseur gehen, keine Wirtschaft betreten.

Endlich nach all den Schreckensjahren waren sie nun wieder gleichberechtigte Bürger.

Die nächste Nummer der Zeitung erschien erst sechs Tage später. Sie zeigte auf der ersten Seite die Gebäude, in denen die siegreichen Mächte die «Weltkonferenz zur Organisation des Friedens» am 25. April feierlich eröffnet hatten, auch fand sich die Meldung, dass die Vereinigung amerikanischer und russischer Truppen bevorstehe.

Der Kampf um Berlin war offensichtlich in seine letzte Phase getreten. Der Sender Königswusterhausen war von den Russen genommen, ebenso die Stadtteile Tegel, Wittenau, Reinickendorf, Lankwitz. Der Schlesische Bahnhof befand sich in den Händen der Eroberer, die auch schon in der Strasse «Unter den Linden» kämpften.

Die Offensivaktionen gegen Berlin, so hiess es, würden von britischen und amerikanischen Kampffliegern unterstützt. «Den Berichten dieser Flieger zufolge werden überall in der Hauptstadt Brände wahrgenommen.»

Am 3. Mai meldete die «Frankfurter Presse» in ihrer Nummer 3, Adolf Hitler sei tot. Jeder, der sich des Tages entsinnt, wird auch sein Erstaunen darüber nicht vergessen, wie wenig ihn diese Nachricht berührt hat. Der Wolf war tot, der Dämon. Der Mann, der den Frieden verheissen und den Krieg gebracht hatte. Der Würger der Judenheit.

Es war vorbei. Man ging, auch in Frankfurt, zur Tagesordnung über. Es gab alte Freunde, die nicht einmal ein Wort über Hitler verloren. Der Mann war tot gewesen, ehe er sich umbrachte.

Im Übrigen wusste man vorerst nicht, wie dieser Tod zustande gekommen war, nichts ausser der verlogenen Meldung des Grossdeutschen Rundfunks, «bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, für Deutschland gefallen». Als die Russen viel später meldeten, Hitler habe sich zuvor verheiratet, hielt man dies für eine groteske Falschmeldung.

Dieselbe Nummer der «Frankfurter Presse» brachte noch weitere aufregende Nachrichten.

Mussolini war zusammen mit seiner Geliebten Caretta Petacci von Partisanen erschossen und an einer Tankstelle in Mailand aufgehängt worden. Reichsmarschall Göring war verschwunden.

Über dem Reichstag wehte die Sowjetflagge. Bei Torgau vereinigten sich amerikanische und russische Truppenverbände. Die Engländer nahmen Lübeck, die Russen Rostock und Warnemünde.

München wurde erobert, im KZ Dachau befreite man 32'000 Gefangene. Die Franzosen besetzten Friedrichshafen und Lindau.

Aus Italien wurde berichtet: «Durch die Übergabe aller deutschen Truppen in Italien und Südösterreich werden über eine Million deutsche Soldaten aus dem Kampf ausscheiden.»

Die wenigen Leser der kleinen Auflage nahmen es zur Kenntnis. Viele waren apathisch. Aber alle beschäftigte angesichts der schmalen Lebensmittelkarten, die man in Händen hielt, die bange Frage: Wo bekomme ich für mich und meine Angehörigen zu essen her?

«Die Lage ist sehr ernst»

Am 4. Mai 1945 erscheint an den Frankfurter Litfasssäulen – soweit noch vorhanden – ein blaues Plakat, in dem sich eine eben gebildete sogenannte «Bezirksregierung Wiesbaden» an die Bevölkerung wendet.

Es heisst zum Beginn: Von der Militärregierung wurde der Gründer des Deutschen Rundfunks, Herr Staatssekretär a. D. Dr. Bredow, zum Regierungspräsidenten für die Regierung in Wiesbaden und Herr Regierungsrat i. R. Nischalke zum Regierungsvizepräsidenten ernannt.

Der Regierungsbezirk Wiesbaden ist auf sich selbst gestellt und muss versuchen, aus eigener Kraft geordnete Verhältnisse herbeizuführen, die Versorgung zu regeln, Arbeit zu schaffen und das gesamte Wirtschaftsleben in Gang zu halten.

Unter den nächsten Aufgaben werden genannt:

1. Säuberung aller öffentlichen Ämter und Einrichtungen von dem Einfluss der NSDAP entsprechend den von der Militärregierung erlassenen Vorschriften.
Weitmögliche Wiedergutmachung begangenen Unrechts.
2. Wiederaufbau der Landwirtschaft und Industrie, des Handels und Gewerbes.
3. Erhaltung gesunder Lohn- und Preisverhältnisse.
4. Gerechte Verteilung der Lebensmittel und Brennstoffe.

Und so weiter.

Am Schluss ruft das Plakat aus:

Die Not ist gross! Die Lage ist sehr ernst!

Es ist ein rührendes Dokument. «Inganghaltung des Wirtschaftslebens!» Aber es gab gar keines mehr. Und auf Jahre hinaus sollten die Schornsteine tot in der Landschaft stehen.

Einerseits wünschten die Amerikaner, dass die Verwaltung so normal wie irgendmöglich arbeitete, dass auch das Wirtschaftsleben in gewissen Grenzen in Gang kam, andererseits verlangten sie aber die Entlassung aller Deutschen, die irgendeiner Organisation der NSDAP angehört hatten. Da hierzu auch die Arbeitsfront, der Reichsluftschutzbund, die NS-Volkswohlfahrt gehörten, war guter Rat teuer. Alle Beamten und öffentlichen Angestellten mussten Fragebogen ausfüllen. «Das Ergebnis war niederschmetternd», sagte Colonel Criswell selbst. Es ging ihm darum, dass die Banken wieder geöffnet würden. Aber woher völlig unbelastete Leute nehmen? Die Männer des kürzlich gebildeten Council wussten, da sie im Land gelebt hatten, wie unwesentlich viele dieser Belastungen waren, aber wie wollte man es dem Obersten beibringen?

Man schob den unbelastetsten Mann vor, also den einzigen Vertreter der jüdischen Bevölkerung, Herrn Adelsberger, der dem Amerikaner klar machen sollte, dass es wohl überhaupt keinen Angestellten gebe, der nicht irgendeiner Gliederung der Partei angehört habe.

Criswell unterbrach ihn nach den ersten Worten: «Ich weiss, was Sie meinen. Aber ich möchte Sie fragen: Glauben Sie, dass Amerika verloren ist, wenn Sie hier die Bankschalter nicht öffnen können?» Damit war die Unterredung beendet.

Der Council bemühte sich weiter. Schliesslich erreichte man, dass wenigstens die ohne Zeichnungsberechtigung tätigen Herren Arbeitserlaubnis erhielten. Am 27. April konnten die Banken geöffnet werden. Es kam jedoch vorläufig zu keinen grösseren Abhebungen.

Im Mai meldete der amtierende Bürgermeister der Militärregierung die

Entlassung von 749 früheren Mitgliedern der NSDAP; weitere Fälle würden bearbeitet.

Der Frankfurter Polizeipräsident Ferdinand Mührdel hatte eine besonders schwierige Aufgabe, sie forderte fast übermenschliche Kräfte. Auf der einen Seite musste er zahlreiche geschulte Kräfte entlassen, weil sie in der NSDAP oder irgendeiner ihrer Gliederungen waren, auf der anderen Seite war Polizei nie so notwendig wie jetzt, wo der Schwarzhandel zu blühen begann und die Kriminalität anschwell.

Und er hatte zunächst nicht einmal das Polizeipräsidium zur Verfügung, sondern musste in einem Gebäude der Allianz im Kettenhofweg residieren. Der Neubeginn war allenthalben durch Hindernisse und Vorschriften unsäglich erschwert.

Der Krieg geht schlafen

Am 8. Mai war der Krieg in Europa zu Ende. Im Hauptquartier des Obersten Befehlshabers der alliierten Streitkräfte General Dwight D. Eisenhower unterzeichnete General Jodi die bedingungslose Kapitulation.

In New York lieferte man sich Konfettischlachten. In London standen die Engländer diszipliniert in langen Schlangen an den Zeitungsständen. In Frankfurt feierten die Amerikaner das Kriegsende.

K. erinnert sich:

Am 8. Mai 1945 abends. Der Tag war sanft gewesen. Ich stand am Fenster meiner winzigen Dachwohnung in der Oranienstrasse in Bad Soden und sah grüne Leuchtkugeln in den ruhigen Abendhimmel fliegen. Die amerikanischen Soldaten feierten das Kriegsende. Die Leuchtkugeln waren Beuteware. Am gleichen Himmel hatte ich die furchtbaren Leuchtrauben der Pfadfinder-Flugzeuge gesehen, die ihrer Form wegen «Christ» bäume» genannt wurden. Sie kündigten die Bombardements an. Jetzt war es ganz still, der Abend hell, die Leuchtkugeln bedeuteten nichts Schlimmes mehr.

Frankfurt berührte dies alles nur wie von fern. Die Normalisierung eines völlig unnormalen Lebens hatte begonnen, das heisst: Von nun an würde man drei Jahre lang, jeder auf seine Weise, um die Existenz kämpfen. Gerissen und brutal die einen, ergeben in ihr Schicksal die anderen.

Und während die einen sich abschnitten mussten, um die äusseren Formen des Lebens in Gang zu halten, würden die anderen nur ein Ziel kennen: möglichst viel aus der verworrenen Zeit herauszuholen.

Fast vom ersten Tag der Besatzung an tauchte eine neue Währung auf: die

Zigarette. Sie war das Mass aller Dinge. Für Zigaretten konnte man alles haben, nach Zigaretten wurde alles bemessen, Päckchen oder Stangen Lucky Strike, Chesterfield, Camel oder Morris ersetzten richtiges Geld.

Die Preise schwankten. Zu Beginn zahlte man für eine Schachtel Zigaretten 50 Papiermark. Als die Währungsreform spürbar nahelag und das Geld so gut wie nichts mehr wert war, wurden bis zu 200 Mark für ein Päckchen bezahlt.

Kaffee konnte man in den ersten Jahren für 200 Mark das Pfund haben, der Preis stieg zum Schluss panikartig bis zu 800 Mark. Die meisten arbeiteten also in jenen Jahren monatlich für den Preis von einigen Päckchen Zigaretten.

Sie spürten es nur deshalb nicht, weil die Preise der Lebensmittel – dieser paar Lebensmittel, die man auf Karten bekam – künstlich niedrig gehalten wurden. Es gab ja praktisch so gut wie nichts: Man konnte offiziell keine Kleider und keine Schuhe kaufen, kein Pfund Äpfel, keine Apfelsine oder Banane. Hatte man einen Kranken, der eine Zitrone brauchte, konnte einem nur ein gutmütiger Amerikaner helfen.

Brennesselspinat und die erste Eisenbahn

In der Wüste der Innenstadt konnte man an Frühsommerabenden die Klänge einer Kapelle hören, die zwar nicht das war, was man heute unter Jazz versteht, die aber Musik spielte, die zwölf Jahre lang verpönt gewesen war, Rhythmen, Synkopen, die man fast nur noch auf alten Schallplatten gehört hatte.

Diese Musik kam aus einem Lokal in der früheren Töpfengasse, das einmal die Gaststätte Schad beherbergt hatte, und wo man nun Wein trinken konnte, vorausgesetzt, man brachte ihn mit.

Soldaten sassen in diesem düsteren, riesigen Raum an ungedeckten Tischen und auf primitiven Stühlen und hielten Mädchen im Arm, «Fräuleins» genannt. Kein Land der Welt, in dem es nicht ähnliche Erscheinungen gegeben hätte.

Man sah auch erfreuliche Bilder: Soldaten, die spielenden Kindern Candy schenkten. Sie hatten fast alle ein Herz für Kinder.

An den Lebensmittelzuteilungen freilich war davon nichts zu merken. Wer seine Familie nicht hungern lassen wollte, musste sich regen.

In diesem Frühjahr wurde jedes freie Fleckchen Erde umgegraben, es wurde, soweit man etwas dazu hatte, gesät und gepflanzt. Von nun an und

in den folgenden Jahren wurde der Gartenbau eifrig bis in jeden Winkel hinein betrieben.

An Wegrändern und auf Wiesen wurden Kräuter gesammelt. Salat und Gemüse aus Brennnesseln belebte den Küchenszettel. Pfefferminztee wurde ein beliebtes Getränk.

Seit Ende Mai gab es ausser der Fähre auch eine Brücke nach Sachsenhausen, eine Pontonbrücke, die amerikanische Pioniere zur Erleichterung des Verkehrs gebaut hatten. Auch die Linien 10 und 12 der Strassenbahn sollten bald wieder in Gang gesetzt werden.

Langsam kam auch der Zugverkehr wieder ins Rollen. Nach Hanau konnte wegen der gesprengten Brücken nur von Frankfurt-Süd aus gefahren werden. Am 25. Mai fuhren die ersten planmässigen Züge nach Kronberg und Bad Homburg. Wenige Tage später konnte man auch über Vilbel nach Friedberg fahren, nach Stockheim, Niedernhausen und Flörsheim.

Kleinbahn Frankfurt (Main) — Königstein (Taunus)
Städtische Hafensbahn Frankfurt (Main)

gründet 1876

1945

FAHRPLAN

Gültig ab Mittwoch, 1. Juni 1945

Königstein—Ffm.—Höchst—Ffm.—Griesheim—Hafenbahn—Ffm.—Mainkur
Ffm. Hbf über Rebstock

Linie	Werktag														Sonntag													
	1001		1002		1001		1002		1001		1002		1001		1002		1001		1002									
	1001	1002		1001	1002		1001	1002		1001	1002		1001	1002		1001	1002		1001	1002								
	6:03	6:05		6:05	6:07		6:05	6:07		6:05	6:07		6:05	6:07		6:05	6:07		6:05	6:07								
	6:51	6:53		6:53	6:55		6:53	6:55		6:53	6:55		6:53	6:55		6:53	6:55		6:53	6:55								
	7:06	7:08		7:08	7:10		7:08	7:10		7:08	7:10		7:08	7:10		7:08	7:10		7:08	7:10								

Im Juni wurde eine Strecke eröffnet, die ein etwas kurioser, aber sehr praktischer Behelf war, weil sie die gestörte Zugverbindung zwischen dem Westen und Osten der Stadt wiederherstellte. Die Kleinbahn Frankfurt-Königstein, die schon sehr früh zwischen Königstein und Höchst den Verkehr wieder aufgenommen hatte, richtete in Zusammenarbeit mit der Städtischen Hafensbahn einen regelmässigen Personenverkehr zwischen Königstein über Höchst nach Mainkur ein. So konnte man denn in jenem Sommer auf den Gleisen der Hafensbahn durch Frankfurt gondeln und an den Haltestellen Zeugamt-Westhafen-Hafenstrasse-Fahrtror-Grossmarkthalle-Osthafenplatz-Riederhöfe-Intzestrasse aus- und einsteigen. Die kleine

Bahnlinie erfüllte getreulich ihren Zweck, bis die normale Strecke wieder benutzbar war.

Der Mai brachte auch die ersten Heimkehrer. Einzeln zu Fuss, in Trupps auf Lastwagen, in Güterzügen kamen sie an, erschöpft und abgerissen, aber froh, dem Krieg und der Gefangenschaft entronnen zu sein. Manch einer hatte eine abenteuerliche Flucht vor den Russen hinter sich. Es gab für viele ein frohes Wiedersehen, aber es gab auch solche, die ihre Familien nicht mehr fanden, die vor nichts als einem Trümmerhaufen standen. Manchmal stand dort mit Kreide angeschrieben, wo die Familie einen Unterschlupf gefunden hatte, manchmal gab es niemand mehr, der noch ein Lebenszeichen hätte geben können.

Wohl niemand wird den Tag vergessen können, an dem der Mann, der Vater, der Sohn, der Bruder plötzlich vor der Tür stand, gebräunt und zerzaust von Wind und Wetter, aber mit dem Glück der Heimkehr im Gesicht. Viele aber mussten auf diesen Tag warten, Wochen-, monate-, jahrelang. Die Entlassenen, die später kamen, waren oft krank, hatten die Strapazen der grossen Sammellager, die Härten der Gefangenschaft hinter sich.

Schlimmere Schrecken, unsäglichere Qualen aber hatten andere Heimkehrer erlebt, die man damals zurückholte, es waren die wenigen Überlebenden aus den Konzentrationslagern, Juden und politische Häftlinge.

Von Frankfurt fuhren Ende Mai, im Juni und Juli Omnibusse nach Dachau, Theresienstadt und Buchenwald, um Frankfurter aus diesen Lagern heimzuholen. Von Tausenden konnte man etwa 360 Menschen zurückbringen. Soweit es möglich war, kamen sie sofort zu ihren Angehörigen. Die Alten und Gebrechlichen nahm das Krankenhaus Köppern auf, einige Kinder wurden in Heimpflege gegeben. Sie alle brauchten dringend Hilfe.

Am 31. Mai wurde ein Aufruf erlassen, für die aus den Konzentrationslagern Zurückgekehrten Geld zu spenden für Unterkunft, Verpflegung, Bekleidung, Medikamente und zum Aufbau von Existenzen. Unterzeichnet war der Aufruf ausser vom amtierenden Bürgermeister Hollbach von den Herren August Adelsberger, Mitglied des Council, Ferdinand Mührdel, Polizeipräsident, Dr. jur. P. Bartmann, Direktor der Effecten- und Wechselbank, Prälat D. Herr, Dr. med. Fritz Kahl, Leiter der Ärztekammer, Gottlob Binder, Leiter des Arbeitsamtes, Lic. Dr. Fricke, Professor Dr. Ernst Beutler, Direktor des Freien Deutschen Hochstifts, Dr. Petersen, Präsident der Industrie- und Handelskammer, und Dr. jur. Otto Auffenberg.

Mit dieser Aufzählung ist gleichzeitig die Liste der wichtigsten Ämter in Frankfurts erster Besatzungszeit bezeichnet.

Wie die ersten Christen

M. erzählte, heute früh habe er Blumentepiche in der Frankenallee gesehen, bunte, duftende Beete über dem vielgeschundenen Pflaster, zwischen den Ruinen der trostlosen Fabrikstrasse. In Nied schon seien ihm Altäre und Madonnen aufgefallen: Die Katholiken durften seit zwölf Jahren wieder zum ersten Male ihre Prozessionen halten. Ich sah am Nachmittag die gelbweissen Fahnen sanft in der blauen Luft.

Das war am 22. Juni 1945

Das kirchliche Leben, in den Jahren der braunen Herrschaft arg bedrängt und beschnitten – aber niemals entmutigt, konnte sich nun wieder frei entfalten. Aber welche Schwierigkeiten gab es auch hier angesichts der Trümmer! Von 40 katholischen Gotteshäusern waren nur fünf in den Vororten unbeschädigt, von den evangelischen Kirchen standen nur sieben unzerstört in den Gemeinden am Stadtrand. Aber man hatte nie aufgehört, auch in der Innenstadt Gottesdienste abzuhalten.

Unmittelbar nach dem Einmarsch der Amerikaner wurden im nördlichen Turmportal des schwer mitgenommenen Domes Gottesdienste gehalten. Die Pfarrei Liebfrauen hielt Notgottesdienste im Kapuzinerkloster. Die Gläubigen fanden sich zusammen in Baracken, Pfarrhäusern, Pfarrsälen, Kellern. Wie die ersten Christen in den Katakomben beteten die Menschen nun in «Unterkirchen», Sälen und Räumen unter den zerstörten Kirchen, um Trost und Hilfe, dankten und hielten Einkehr. Es gab ja auch Trümmer und Schutt in vielen Herzen.

Ein neuer Mann tritt auf

Drei Monate lang war Wilhelm Hollbach amtierender Bürgermeister von Frankfurt. Er war kein Verwaltungsmann, doch er hatte die ihm übertragene Last der Verantwortung tatkräftig getragen. Nun entliess ihn die Militärregierung von einer Stunde zur anderen. Die «Frankfurter Presse» schrieb dazu: «Trotz erheblicher Anfangserfolge bei den verschiedenen Wiederaufbauarbeiten und Aufwand grosser persönlicher Energie erachtete es die Militärregierung für notwendig, den amtierenden Bürgermeister durch einen auf verwaltungstechnischem Gebiet geschulten Mann zu ersetzen.»

Sein Nachfolger, der erste reguläre Nachkriegsoberbürgermeister der Stadt, wurde Dr. Kurt Blaum. Der damals 61jährige war ein Kommunalpolitiker mit Erfahrung und Bewährung. Von 1922 bis 1933 hatte er als Oberbür-

germeister von Hanau die Stadt durch kluge Massnahmen, unter anderem den Ausbau des Hafens, gefördert. Er war auch ein Mann von untadeliger demokratischer Gesinnung. 1953 hatte man ihn als «nicht tragbar» entlassen. Die Amerikaner hatten ihn am 1. April 1945 mit der Verwaltung von Hanau beauftragt. Ende Mai wurde er zweiter Bürgermeister von Frankfurt.

Bei seiner Vereidigung als Oberbürgermeister ging es feierlich her. Die tumultösen, fiebrigen Tage waren vorbei. Im Haus der Metallgesellschaft, in dem die Militärregierung residierte, hatten sich am 4. Juli 1945 im Amtszimmer des Obersten Phelps, nunmehrigen Chefs der Frankfurter Militärregierung, die Leiter der Verwaltungsabteilungen der amerikanischen Kommandantur eingefunden. Es waren etwa ein Dutzend Personen, dazu Dr. Blaums Dolmetscher.

Es gab keine deutsche Fahne. Welche denn auch? Das Dritte Reich hatte aufgehört zu existieren. Noch gab es keine Regierung, die den alten Farben Schwarz-Rot-Gold Respekt hätte verschaffen können. So wurde der neue Oberbürgermeister auf das Sternenbanner vereidigt.

Er fasste das Banner, das der Adjutant von Oberst Phelps trug, mit der linken Hand an und hob die Rechte zum Schwur.

Die Eidesformel wurde von Dr. Blaum in deutscher Sprache nachgesprochen und unterschrieben.

Sie verbürgte, daran entsinnt sich Dr. Blaum genau, weil er selber es ausdrücklich verlangt hatte, seine unbeschränkte Vollmacht zum Erlass neuer Gesetze und zur Aufhebung bestehender Verordnungen im kommunalen Bereich.

Gleichzeitig wurde der neue Oberbürgermeister als Staatskommissar für das rhein-mainische Umland bestellt.

Ende Mai hatte Eisenhower sein Hauptquartier in Frankfurt aufgeschlagen. Er residierte im IG-Verwaltungsgebäude, diesem Vorbild eines Verwaltungsgebäudes, dessen Schöpfer Professor Pölzig war. Schon bald wurde beschlossen, für das Personal eine amerikanische Siedlung zu errichten.

Zu den ersten Kundgebungen Eisenhowers gehörte die Ankündigung, Deutschland solle «eine freie Presse und freien Austausch von Nachrichten und Ideen» erhalten. Dies zu überwachen wurde McClure bestimmt, Chef des alliierten Amtes für psychologische Kriegsführung.

Es war ein hartes Stück Arbeit, Eisenhowers Ankündigung zu verwirklichen. Nach zwei Monaten war es soweit.

Am 1. August erschien die erste Nummer einer Frankfurter Tageszeitung.

Seit der Besetzung Frankfurts hatte die Bevölkerung nichts Gedrucktes mehr gesehen. Die letzten verzweifelten Beschwörungen des parteiamtlichen «Frankfurter Volksblatts» mit dem Aufruf Sündermanns zu einer Politik der «verbrannten Erde», die Flugblätter Eisenhowers, die Frankfurt zur Todeszone erklärten, später dann ab und zu eine Nummer der Wochenzeitung «Frankfurter Presse», die hier mehrfach zitiert wurde und deren Auflagenhöhe gering war – das war alles.

Aber nun kam, nach monatelangen Vorbereitungen und unter besonderer Mitwirkung des sozialdemokratischen Kommunalpolitikers Willy Knothe auf der einen Seite, einer amerikanischen Kommission, den Herren Belfridge, Adler und Arnold auf der anderen Seite die «Frankfurter Rundschau» heraus, die zuerst zweimal wöchentlich, bald darauf dreimal in der Woche erschien. Erst nach der Währungsreform konnte die Zeitung an jedem Wochentag erscheinen.

Sie wurde zunächst im Keller des einstigen Verlagsgebäudes der «Frankfurter Zeitung» gedruckt, die Redaktion befand sich im Haus des «General-Anzeigers». Die ersten sieben Lizenziaten waren die Herren W. K. Gerst, Willy Knothe, Arnold Rudert, Emil Carlebach, Hans Etkorn, Paul Rodemann, Otto Grossmann. Sehr bald schied Willy Knothe aus, um sich ganz seiner Partei zur Verfügung zu stellen.

Die Armeezeitung «Frankfurter Presse» hatte ihr Erscheinen eingestellt. Die «Frankfurter Rundschau» war nun für achteinhalb Monate die einzige Zeitung für Frankfurt und einen weiten Umkreis.

Am Opernplatz hat sich Mutter Lang wieder mit Zeitungen etabliert. Jahrzehnte stand sie im Eingang zum Café Hanselmann und verkaufte die feinen Journale für die Damen des Westens: Jetzt sind sogar Tageszeitungen Mangelware. Man muss auf dem Posten sein, wenn man etwas erwischen will. Die Bude der Frau Lang steht vor dem Sockel aus glattpoliertem Stein, auf dem einmal der alte Kaiser, erzgegossen, ritt. Sie haben ihn eingeschmolzen.

Es gab also wieder eine Zeitung. Aber das geistige Leben in Frankfurt regte sich auch auf anderen Gebieten, auf dem der Unterhaltung und der Künste. Es war keineswegs so, dass jedermann nur von den bedrängenden Sorgen um Nahrung, Kleidung und Behausung erfüllt war, im Gegenteil, man war aufgeschlossen und dankbar für geistige und musische Kost. Man war ausgehungert danach, und es gab sie jetzt wieder – zu normalen Preisen und markenfrei. Mit dem Kino und dem Zirkus fing es an.

Städtische Bühnen, Frankfurt am Main,

15 Uhr
Anfang: 18 Uhr

nach 17 Uhr
Ende: nach 20 Uhr

In neuer Inszenierung

I n g e b o r g

Eine Komödie in drei Akten von Curt G o e t z .

Inszenierung: Alf von Sivers / Bühnenbild: Dominik Hartmann

Ingeborg:	Hannelore Hinkel
Ottokar, ihr Mann	Siegfried Nürnberger
Tante Ottilie:	Maria Karsten
Peter Peter	Alf von Sivers
Herr Konjunktiv, Diener ...	Richard Münch

Inspizient: Georg Bachmann

Pause nach dem II. Akt

Der erste Theaterzettel.

Anfang mit Dick und Doof

Das Filmleben der Innenstadt begann in der Lichtburg am Hauptbahnhof mit Dick und Doof, einer Wochenschau und einem Film, der die Entwicklung jenes kleinen robusten Fahrzeugs zeigte, das sich Jeep nannte – das man allenthalben herumflitzen sah.

Ein Kino war eine solche Sensation, dass der Oberbürgermeister der Stadt, Dr. Blaum, anwesend war und das Ereignis mit einer Ansprache würdigte. Man schrieb Ende Juli. In Bornheim wurden die Schauburg-Lichtspiele eröffnet, in Höchst die Casino-Lichtspiele.

Der erste Zirkus kam nach Frankfurt, der Circus Holzmüller. Herr Holzmüller war ein schöner Mann mit einem braunen Spitzbart. Er hatte Elefanten über den Krieg gerettet, der Raubtierdompteur Togare gehörte zu seinen Glanznummern, und Franz Althoff – der eine Weile später seinen eigenen Zirkus wiedereröffnen würde – liess seine Tigerschecken in die Manege fegen.

Noch im August fand ein Gastspiel der Städtischen Bühnen im – Circus Holzmüller statt. Eine Matinee mit allem, was die Oper an Sängerinnen und Sängern zu bieten hatte. Die Idee war von dem neuen Intendanten Toni Impekoven ausgegangen.

Unter seiner Leitung begann dann das Theater im Rundfunkhaus zu spielen. Man gab Kurt Götz' Komödie «Ingeborg» mit Hannelore Hinkel in der Hauptrolle und mit Alf von Sivers. Neben ihnen waren die ersten Kräfte im Schauspielensemble: Ellen Daub, Else Knott, Claire Kaiser, Anni Hannelwald, Martin Held, Wolfgang Büttner, Konrad Georg, Carl Luley, Otto Rouvel. (Man konnte ihn in jenen Jahren oft mit dem Fahrrad sehen, den Rucksack auf dem Rücken, in dem sich die gehamsterten Kartoffeln abzeichneten.)

Im Börsensaal gab es die ersten Konzerte unter Ljubomir Romansky, und auch durch die stillen Sommerabende im Rothschildpark klangen Flöten und Geigen.

Das war die unterhaltsame Seite des Daseins. Aber man begann sich auch zu erinnern, was eigentlich geschehen war.

Im Haus des Hessischen Rundfunks in der Eschersheimer Landstrasse fand eine sonntägliche Gedenkfeier für die Opfer der Gewaltherrschaft statt. Unter den Rednern war auch Professor Beutler. Er beschwor die schauerlichen Gegensätze von Buchenwald und Weimar.

In der einzigen, durch ein Wunder leidlich erhalten gebliebenen Synagoge

Verordnung über Rückkehr und Zuzug nach Frankfurt am Main

1. Wegen der herrschenden Wohnungsnot wird die Rückkehr von Familien und Einzelpersonen, die früher in Frankfurt a. M. gewohnt haben, sowie der Zuzug nach Frankfurt a. M. bis auf weiteres verboten.

2. Dieses Verbot gilt nicht für Rückkehrer aus dem Kriegsdienst (Soldaten und Kriegsdienstverpflichtete), die unmittelbar vor ihrer Einberufung ihren Wohnsitz in Frankfurt am Main hatten.

Das Verbot gilt jedoch, wenn die Familie des Rückkehrers z. Z. außerhalb Frankfurts sich aufhält und der Rückkehrer bei ihr Unterkunft finden kann.

3. Die Rückkehr oder der Zuzug nach Frankfurt a. M. kann von dem Wohnungsamt der Stadt Frankfurt am Main zugelassen werden für Berufstätige und für ihre Familienangehörigen, soweit sie gemeinsamen Haushalt mit ihnen führen, wenn der Berufstätige in Frankfurt a. M. in einer für die Versorgung der Bevölkerung und den Wiederaufbau der Stadt dringlichen Arbeit steht. Rückkehr und Zuzug können jedoch nicht gestattet werden, wenn diese Berufstätigen in der Umgebung Frankfurts ausreichende Unterkunft besitzen, von der aus sie ihre Arbeitsstätte ohne besondere Schwierigkeiten erreichen können.

Anträge auf Genehmigung sind an das Wohnungsamt zu richten.

4. Die Reihenfolge der Dringlichkeitsgruppen für die Genehmigung der Rückkehr oder des Zuzugs nach Frankfurt a. M. wird bis auf weiteres wie folgt festgesetzt:

I. Unbedingt erforderliche Berufstätige der örtlichen Verwaltungen,

II. Berufstätige des Nahbedarfs für die ortsanwesende Bevölkerung, und zwar für

1. Ärztliche Versorgung,

2. Ernährung,

3. Bekleidung,

4. Hausrat.

III. Baufachkräfte aller Art.

IV. Berufstätige der wirtschaftlichen Unternehmungen, die für die Dringlichkeitsgruppen I–III arbeiten.

5. Wer entgegen diesen Vorschriften nach Frankfurt a. M. zurückkehrt oder hierhin zuzieht, erhält für sich und seine Haushaltsangehörigen keinerlei Lebensmittelkarten. Die zwangsweise Ausweisung aus den etwa in Benutzung genommenen Räumen kann angeordnet werden.

Frankfurt a. M., den 23. August 1945

Der Oberbürgermeister

Genehmigt von der Militärregierung

in der Freiherr-vom-Stein-Strasse fand Anfang September ein Gedenkgottesdienst für die furchtbaren Opfer des totalitären Regimes statt. Der amerikanische Feldkaplan George Vida hielt ihn ab. Oberrabbiner Dr. Neuhaus, der selber drei Jahre im KZ hinter sich hatte, sprach.

Schauer gingen durch die Reihen der Menschen in dem dämmrigen Raum – unter denen weniger Juden waren als Ehrengäste –, als die klagende Stimme des Geistlichen ausrief: «Allein 2'400 Frankfurter Kinder starben am Tag des jüdischen Neujahrs- und Versöhnungsfestes in den Gaskammern von Auschwitz und Lublin.»

Der Bürgerrat hat seine Sorgen

Die Amerikaner nahmen es ernst mit dem Wiederaufbau einer demokratischen Ordnung: zu einer ordentlichen Stadtverwaltung gehörte auch eine Vertretung der Bürgerschaft. Den im März gebildeten Council löste der Frankfurter Bürgerrat ab. Er wurde am 5. September 1945 in Anwesenheit von Colonel Phelps eröffnet und tagte bis zum 26. Mai 1946, dem Tag, an dem die erste demokratisch gewählte Stadtverordnetenversammlung an seine Stelle trat. 28 Mitglieder hatte der Bürgerrat, die sich auf die damals offiziell noch nicht anerkannten Parteien (Sozialdemokraten, Christliche Demokraten, Liberale Demokraten und Kommunisten) paritätisch verteilten. Die Namen der Mitglieder, die ehrenamtlich viel Arbeit auf sich nahmen, finden sich im Anhang. Vier von ihnen zogen 1946 ins Stadtparlament ein.

Der Vorsitzende des Bürgerrats, Adolf Leweke, berichtet über die Arbeit des Gremiums in den achteinhalb Monaten und gibt damit einen Einblick in die damaligen Sorgen, Nöte und Arbeitsaufgaben der Stadt.

Die Sitzungen fanden in der Siesmayerstrasse 12 statt. Bürgerratsmitglied Hafnermeister Scheibel baute in den Sitzungssaal einen umfänglichen eisernen Ofen. Die Anordnung der Versammlung fügte es so, dass der Ofen genau hinter dem Sitz des Vorsitzenden stand, den Bedauernswerten mit der vollen Ofenhitze umhüllend.

Im Ostpark war kein Platz mehr für Blumen und Rasen und tollende Kinder. Überleben war alles – und so pflanzte man Gemüse.

Das Pferd wurde wiederentdeckt. Die Bundesbahn richtete mit Rollfuhrwerken einen Verkehr zwischen Haupt- und Ostbahnhof ein.





Ein Büro war im Hause Lindenstrasse 25 eingerichtet, dem vorläufigen Amtssitz des Oberbürgermeisters.

Nach einigem Laborieren in den ersten Sitzungen bekam die Arbeit Format. Ab der vierten Sitzung erstatteten die amtierenden Stadträte eingehende Berichte über ihre Arbeitsgebiete. Es war ein erschreckendes Bild des Mangels und der Sorge, das dabei zutage trat.

Die Zuteilung von Brennmaterial für den kommenden Winter war ein schweres Problem. Eisenhower hatte im August einen Aufruf an das deutsche Volk gerichtet, Holz in den Wäldern zu sammeln. Die Plünderung der Wälder begann. Am 5. September konnte in Frankfurt pro Kopf der Bevölkerung ein halber Zentner Briketts aufgerufen werden. Niemand wusste, ob und wann eine weitere Zuteilung möglich war.

In Kleidung und Hausrat tat sich ein Engpass auf, der keine Versorgung für den Normalverbraucher zuließ.

Für die noch verbliebenen insgesamt 6'000 Motorfahrzeuge wurden je Wagen im Monat 15 Liter Benzin zugelassen.

Prof. Polligkeit suchte eine weitverbreitete Unterernährung mit Massenspeisungen zu beheben. Die Krankenhäuser, der Zuständigkeit von Dr. Schlosser unterstellt, hatten im April 1945 nur noch einen Bestand von 1600 Betten. Energische Massnahmen liessen diese Zahl bis zum Jahresende auf etwa 4'000 steigen. Es war immer noch viel zuwenig.

Der Arbeitslosigkeit suchte Stadtrat Miersch mit dem Einsatz von Notstandsarbeiten zu steuern. Aber mehr als 3'000 Kräfte für etwa sechs Monate konnte die Stadt nicht einstellen. Einstellungen bei Bahn und Post konnten die Zahl auf etwa 10'000 steigern.

Dr. König, der Leiter des Wohnungsamtes, hatte eine unlösbare Aufgabe vor sich. Seit die Besatzung da war, waren 60'000 bis 70'000 Menschen nach Frankfurt gekommen, Heimgekehrte, niemand konnte es genau überblicken.

Im August wurde für einige Zeit der Zuzug nach Frankfurt gesperrt, ausgenommen waren Rückkehrer aus dem Kriegsdienst. Eine Einwohnerfeststellung im Oktober 1945 ergab, dass Frankfurt 319'000 gemeldete Bürger hatte. Die Zahl der Nichtgemeldeten kannte niemand. Sie alle wollten irgendwo wohnen.

Reisen war ein Abenteuer. Dies Bild war alltäglich: Man fuhr in Bremserhäuschen, auf Dächern, Trittbrettern und Puffern.

Die Notstandsaktion für den Wohnungsbau ging weiter. 53'000 beschädigte Wohnungen wurden 1945 vor dem Verfall gerettet.

Es sollte Jahre dauern, ehe das erste Haus gebaut werden konnte. Dazu verfügte die Militärregierung noch die Aufnahme von 150'000 Ostflüchtlings in Frankfurt. Der Bürgerrat beriet über die dringend notwendige Flüchtlingsfürsorge.

Alpdruck der Trümmer

Ein weiteres Problem war die Trümmerbeseitigung. Der Oberbürgermeister Dr. Blaum hatte auf seinen Gängen durch die Stadt die Trümmermassen und gespenstischen Ruinen immer wieder mit Sorge betrachtet. Manchmal hing hoch oben an einem Mauerrest noch ein heiler Gegenstand, ein Herd, eine Wasseruhr, ein Ofen oder ein Gasmesser. In der Not wäre dies alles noch zu brauchen, dachte er. Auch die Trümmergebirge eingestürzter Mauern müsste man für neue Bauvorhaben nutzbar machen. So wurde auf seine Anregung hin im Bürgerrat die Gründung der Trümmerverwertungsgesellschaft beschlossen. Es sollte noch lange dauern, bis sie endlich in Aktion treten konnte – und sich sogleich vor ungeahnten Schwierigkeiten sah.

Für das Schulwesen war Dezentrat Dr. Keller verantwortlich. Hier war die Not besonders schmerzhaft. Die Militärregierung hatte zwar im Herbst 1945 den Unterricht an Volksschulen zugelassen, aber es fehlte einfach an allem. Von 116 Schulgebäuden waren nur fünf unbeschädigt, 38 konnten nach Reparaturarbeiten immerhin als benutzbar angesehen werden, 26 aber waren vollständig zerstört und die übrigen 47 auf lange Zeit unbrauchbar. Es mangelte an Räumen, aber fast ebenso sehr an Lehrern. Der Krieg hatte ihre Reihen gelichtet, und nun hielten die Vorschriften der Militärregierung über die Zulassung auch noch viele auf lange Zeit von ihrem Amt fern. Unterrichtsmaterial gab es so gut wie überhaupt nicht. Auch die Scharen der Schulkinder konnte man zunächst nicht ordentlich übersehen. Viele kamen erst jetzt aus der Evakuierung zurück.

Jedoch man behalf sich und begann. Es wurde wie überall improvisiert. Schichtunterricht wurde eingeführt. Bald sassen die Kinder dichtgedrängt in den Bänken. Als im Winter die Kälte kam, mit Mänteln, Mützen und Handschuhen. Sie waren unterernährt und oft hungrig. Aber sie konnten doch nachts wieder ungestört schlafen, und auch tags holte keine Sirene sie mehr vom Unterricht weg in die Luftschutzkeller.

Harte Auseinandersetzungen gab es im Bürgerrat, als im Januar 1946 Erhöhungen städtischer Steuern und Abgaben und Tarifierhöhungen für Gas, Strom, Wasser und Strassenbahn zur Debatte standen.

Am Wohnungsamt wurde Kritik geübt, man protestierte gegen den Schwarzen Markt – selbstverständlich vergeblich.

Oberst Phelps, der Chef der Militärregierung, befürwortete Ausgehbeschränkungen, damit die Bürger gegen Plünderungen geschützt würden. Es gab erschreckend viele Überfälle. Die Zeiten waren unruhig und unsicher.

Ein Mann mit Zivilcourage

Wie stand es da mit der Justiz? Der Rechtsanwalt Ulrich Burmann, der im Dritten Reich die verlorensten Fälle übernahm und tapfer für seine Mandanten vor dem schauerlichen Volksgerichtshof in Kassel kämpfte, erzählt von dem Neubeginn im April 1945:

«Mich rief sofort Bürgermeister Hollbach an und trug mir auf, ‚alles, was die Justiz betreffe, in die Hand zu nehmen . . .‘ Was das ‚alles‘ war, war meine Sache. Ich hatte kaum einen Helfer (ausser Dr. Haag), es war kein Pfennig Geld da (wer die Justizkasse gestohlen hat, weiss ich heute noch nicht), Landgerichtsrat Becker (der heute Landgerichtspräsident ist) wurde der Verantwortliche für die grossen Justizgebäude.»

Als nächstes fuhr Burmann nach Bad Homburg zu dem im Ruhestand lebenden Senatspräsidenten Heldmann. Er wollte ihn zur Mitarbeit gewinnen, ihn Hollbach und dem Obersten Criswell als Oberlandesgerichtspräsidenten vorschlagen. Heldmann lehnte jedoch freundlich und bestimmt ab. Burmann konnte ihn nicht überreden. Aber eines konnte er tun: «Ich veranstaltete im Grossen Schwurgerichtssaal eine besondere Feier zu Ehren Heldmanns.

Alle Spitzen der neuen, vorläufigen Behörden erschienen, alle Anwälte, natürlich Heldmann und neben ihm Mr. Henderson, jener amerikanische Frankfurter Justiz-Chef, dem ich täglich in der Militärregierung in der Bockenheimer Anlage Vortrag zu halten hatte.

Ich habe Heldmann in meiner Ansprache an jenen Tag erinnert, an dem er, er ganz allein und ohne den damaligen Landgerichtspräsidenten zu fragen, so handelte, wie der grosse Kant es von jedem Einzelnen gefordert hat.»

Im Frühjahr 1933, als der berühmte Freisler in Frankfurt sprach, der spätere Blutrichter Hitlers, war Heldmann ihm als einziger spontan entgegengetreten und hatte den Gedanken des Rechtsstaates verteidigt. Es war ihm

seltamerweise nichts geschehen, man wagte sich wohl nicht an ihn heran. Doch nur wenige waren damals so mutig. Und daran erinnerte Burmann in seiner Feier.

Nach wochenlangen Verhandlungen ernannte Mr. Henderson im Juni 1945 den Grafen Lanckoronski zum Amtsgerichtspräsidenten und wenig später Becker zum Landgerichtspräsidenten. Die Lage blieb schwierig. Die neuen Justizpräsidenten mussten den Amerikanern Richter um Richter abringen, denn nur wenige entsprachen den strengen Anforderungen. Graf Lanckoronski erinnert sich jedoch gern der verständnisvollen Zusammenarbeit mit Henderson:

«Unser Verhältnis war zuletzt sehr freundlich geworden, fast herzlich. Das eiserne Gesetz der Non-Fraternisation galt immer noch, und wenn Mr. Henderson mir, dem Pfeifenraucher, etwas Gutes antun wollte, wahrte er die äussere Form: Er schüttete den Tabak aus der Dose in ein neutrales, weisses Kuvert und übergab es mir feierlich.

Dann kam der Tag, an dem er sich verabschiedete. Er brachte Whisky mit. Woraus sollten wir trinken? Ich hatte aber schon daran gedacht, ihm ein edles, geschliffenes Glas aus dem Riesengebirge zu schenken. Aus diesem Glas tranken wir, und dieses Glas bat ich ihn, als Andenken mitzunehmen. Es kam die Rede auf die gute Zusammenarbeit. «Bis auf einmal ...», sagte Henderson nachdenklich.

Da war irgendeine Kleinigkeit, erinnerte sich Graf Lanckoronski, im Grunde nicht der Rede wert, «Ja, sagte meine Frau, mein Mann ist heimgekommen und hat gesagt: ‚Heute war Henty sehr ärgerlich . . .!‘» Und Henderson: «Was, Ihr nennt mich Henty? Das ist das schönste Geschenk, das ich mit nach Hause nehme.»

Kein Haus für die Regierung

Seit Mai 1945 gab es eine Bezirksregierung in Wiesbaden. Welche Stadt aber Landeshauptstadt werden würde, das stand keineswegs von vornherein fest. Es war nur natürlich, dass zunächst auch an Frankfurt gedacht wurde. Jedoch, wohin mit der Regierung? Die einzigen grossen unzerstörten Gebäude (das Haus der Metallgesellschaft und das IG-Hochhaus) hielt die Militärregierung in Beschlag, die im Übrigen auch nicht gern den Ort mit einer anderen Regierung teilen wollte. In Wiesbaden standen Landtagsgebäude und Landeshaus zur Verfügung. Das gab den Ausschlag. Am 16. Oktober 1945 wurde dort in feierlicher Sitzung der Staat Gross-Hessen ins Leben gerufen, und die mit Professor Geiler als Ministerpräsident gebildete Regierung trat ihr Amt an.

Den Frankfurtern war im Grunde der 17. Oktober viel wichtiger, denn da

Bekanntmachung

über die Durchführung einer

Einwohnerfeststellung

im Stadtkreis Frankfurt a. M.

Mit Stichtag vom 5. Oktober 1945 wird im Stadtkreis Frankfurt am Main eine Einwohnerfeststellung durchgeführt.

Die Erhebung dient dazu, die Unterlagen für eine geordnete Verwaltung der Stadt wieder zu beschaffen, die im Verlaufe des Krieges teilweise verlorengegangen sind.

Jeder Einwohner des Stadtkreises Frankfurt am Main ist gemäß der „Verordnung über Auskunftspflicht“ vom 13. Juli 1923 (RGB. I, S. 723) verpflichtet, die zu diesem Zwecke ab 25. September zur Verteilung gelangenden Erhebungsformulare gewissenhaft auszufüllen und den mit der Erhebung Beauftragten die erforderlichen Auskünfte zu geben. Wer unvollständige oder falsche Angaben macht oder die Auskunft verweigert, kann gemäß den bestehenden Vorschriften mit Geld- und/oder Freiheitsstrafen, bei Verschweigen von Wohnraum außerdem durch Entzug der Wohnberechtigung bestraft werden.

Frankfurt am Main, 19. September 1945

Im Auftrage des Oberbürgermeisters

Genehmigt von der Militärregierung

konnte endlich die Gasversorgung wiederaufgenommen werden, wenigstens soweit das Leitungsnetz wiederhergestellt war – ein grosser Teil war immer noch zerstört.

Durch die Trümmer der Stadt wühlten die Herbststürme und fanden ihre ersten Opfer; es würden nicht die letzten sein. Im Dunkel der Nächte geschahen Überfälle. Man fand die Leichen, die Täter fand man nicht. Es gab zu viele Entwurzelte, deren Spuren man nicht folgen konnte. Die Zeit kam so schnell nicht wieder ins Gleichgewicht, sie war zu sehr aus den Fugen gewesen.

Die furchtbaren Untaten des Dritten Reiches kamen ans Licht, sie wurden der Allgemeinheit ins Bewusstsein gebracht. Viele wollten noch immer nicht daran glauben. In der Bornheimer «Schauburg» zeigte man vor ausverkauftem Haus den bestürzenden KZ-Film «Die Todesmühlen». Im Frühjahr 1946 lief der Film durch ganz Hessen. Es gab ausverkaufte Vorstellungen und schwach besuchte, erschütterte Zuschauer und ungerührte. Es war schwer, der Einsicht in das Geschehene zu begegnen. In den Zeitungen stand, dass am 20. November der Nürnberger Prozess begonnen hatte.

Erste Weihnacht im Frieden

Weihnachten kam heran. Das Verbot, Kuchen zu backen, wurde aufgehoben. Es gab eine Weihnachtzuteilung für Kinder von 3 bis 18 Jahren: 100 g Fruchtkernbrot oder 150 g Bonbons oder 250 g Lebkuchen.

Die Polizei teilte mit, dass in der Christnacht die Ausgehzeit bis 3 Uhr verlängert sei, um den Besuch der Christmetten zu ermöglichen.

Schwermütige Weihnacht 1945, glückliche Weihnacht 1945. Schwermütig für alle, denen noch ein Mensch fehlte, der gefangen war, von dem man nichts wusste, der vielleicht nie wiederkam, der vielleicht schon auf dem Weg war, in einem eisigen Wagen, irgendwo in Europa, in West oder Ost, wer wusste es schon, das Leben war voller Überraschungen, schlimmer und guter. Aber es war Frieden.

Der Tagebuchsreiber notierte: «Himmel wie auf Krippenbildern alter Tage: ein rauchiges Rosa, ein holdes Blau. Christbäume in Stapeln, überall noch. Die Vorstellung, die Läden könnten einmal angefüllt mit Waren sein, hat etwas Lächerliches. Doch: Irgendwo werden Spielzeuge aus Holz verkauft, Esel und Kuh, sehr roh geschnitzt, es fehlt an Farbe, an Lack.»

Die Städtischen Bühnen erfreuten die Kinder mit dem Märchenspiel vom Lügenpeter.

Der Frankfurter Oberbürgermeister Dr. Blaum wandte sich in einer Weihnachtsansprache über den Rundfunk an die Bevölkerung. Er sprach von der schweren Pflicht des Wiederaufbaus aus Trümmern und der grossen Aufgabe der Neugestaltung unseres öffentlichen und privaten Lebens. «Es ist eine Zeitenwende, die wir durchleben!»

Er endete mit der Beschwörung:

«Entscheidend aber wird die Neugestaltung unseres Lebens von dem Geist abhängen, von dem sie getragen wird. Wir wollen das Wertvolle und Gute aus der Geschichte unseres Volkes, insbesondere unserer Städte, weiter ausbauen, das Fehlerhafte und Schädliche aus unserem Volksleben entfernen. Unser Staatsleben müssen wir in ehrlicher deutscher Demokratie, das unserer Städte auf bewährter deutscher Selbstverwaltung aufbauen.»

Wiederaufbau aus den Trümmern. Nicht wenige taten ihr Bestes. Aber es gab auch die Klage: «Keine Arbeitsmoral!»

Am 31. Dezember gab es in Frankfurt 19'000 Beschäftigungslose und 11'000 offene Stellen.

Wer wollte für Papiergeld und mit hohlem Magen ins Geschirr gehen?

1946

In der Neujahrsnacht ging ein schwerer Sturm über die Stadt, Trümmer stürzten ein, die Tram musste umgeleitet werden. Wie schwarze Riesenvögel des Unheils flogen Stücke von Dachpappe durch die Luft.

Aber es gab auch Fröhlichkeit am Jahresende. Am Silvesterabend hatte der Frankfurter Kabarettist Michael Arco zu «Zwei Stunden Frohsinn» aufgerufen. Er hatte zu jenem kleinen, fleissigen und bewundernswerten Ensemble gehört, das unter Richard Salzmanns direktorialer Herrschaft und oft auch Regie bis tief in den Krieg hinein Kammerspiele und Komödien spielte, aber auch «Stella» und «Emilia Galotti».

Claire Kaiser, Anita May, Maria Karsten waren die weiblichen Stützen des Ensembles gewesen, die Herren Fritz Saalfeld, Alf von Sivers, Ernst Walter Mitulsky, Willy Gallwitz, Michael Arco die männlichen.

In einer Silvesterbetrachtung vermerkte ein Plauderer, wie schön, dass man endlich wieder junge Pappis sehe – zum erstenmal seit langer Zeit.

Frankfurt war einmal, vor allem in den zwanziger Jahren, eine lebendige Theaterstadt gewesen. Auch jetzt erwies sich das Theater als lebenskräftig, trotz aller Mängel und Schwierigkeiten. Und es fand ein dankbares, aufgeschlossenes Publikum, das in Mäntel gewickelt über dem Spiel die Kälte des Raumes vergass. 1945 hatte man im Rundfunksaal gespielt, 1946 zog man um in den Börsensaal, weil der Rundfunk aus Bad Nauheim nach Frankfurt zurückkehrte.

Man spielt wieder Theater

Intendant des Theaters war Toni Impekoven. Er hatte die Last auf sich genommen – und er tat es mit der Lust des alten Theatermannes. Jeden Tag radelte er von seiner Ausweichwohnung in Buchschlag in die Stadt – die Bomben hatten seine Wohnung in der Heimatsiedlung zerstört –, ein bessener Mime, einer der feinsten Komiker, die es in Deutschland je gegeben hatte. Aber zum Spielen kam er nun nicht mehr.

Mit Georg Kaisers «Gärtner von Toulouse» wurde das Theater in der Börse eröffnet.

Georg Kaiser war im Dritten Reich verboten. Wie würden die jungen Leute den kühnen Dramatiker aufnehmen? Niemand kannte den «Gärtner von Toulouse» – das Stück war in der Emigration entstanden.

Es gab am Ende starken Beifall. Aber manche gingen auch wie betäubt davon.

Das Tor zur Welt war wieder aufgetan. Endlich nahm man teil an dem, was das Ausland inzwischen geschaffen hatte.

Fritz Remond inszenierte für die Städtischen Bühnen Thornton Wilders «Kleine Stadt». Er stand auf der Bühne zwischen den spärlichen Versatzstücken, einen Schal um den Hals, und sprach die Rolle des Spielleiters. Wo er hindeutete, lebte die kleine Stadt auf. Ein Hahn krächte. Antje Rüge und Siegfried Lowitz spielten das Liebespaar.

Der wehmütige Zauber, der von diesem Stück ausgeht, das von der tragischen Kürze unseres Lebens und unserem Aneinandervorbeigehen handelt, hat bei späteren Aufführungen nie mehr so erschütternd gewirkt wie in jenem Winter.

Romansky dirigierte in einer Aufführung der «Tosca» mit Aga Joesten, Elisabeth Rosenkranz, Adam Fendt und Jean Stern. Hinter der Bühne in der Börse war es so kalt, dass Hannelore Hinkel sich eine schwere Erkältung zuzog, die sie monatelang im Krankenhaus festhielt.

Der Bevölkerung war ein Zentner Holz zugeteilt worden.

Am 5. März wurde eine bestürzende Nachricht bekannt: Der Schauspieler Alf von Sivers war von einem Jeep totgefahren worden, als er sich mit dem Fahrrad ins Theater begeben wollte. Er konnte so jung sein, so strahlend

...

Am 1. Februar fand im Börsensaal eine Gedenkfeier für die Opfer des Nazismus statt. Unter den Rednern waren Minister Hilpert (der sich um den Wiederaufbau der Wirtschaft sehr verdient gemacht hatte und stellvertretender Ministerpräsident von Grosshessen war), der Innenminister Venedey, der Arbeitsminister Oskar Müller, Rabbiner Neuhaus. Adam Fendt sang die Arie des Florestan.

Am 5. Februar wurde die Universität wiedereröffnet. Ihr erster Nachkriegsrektor war Professor Hohmann, ein berühmter Orthopäde, der später nach München ging.

Es war auch hier kein leichter Anfang. Die Universitätsgebäude hatten schwer gelitten. Im Hauptgebäude standen sechs Unterrichtsräume im Erdgeschoss zur Verfügung, drei im 1. Stock, zwei im Zwischenstock, und im 2. Stock ein Saal und die Aula. Man behalf sich und lehrte auch im Naturmuseum, im Haus des Physikalischen Vereins, im Chemischen Institut, in den Häusern Schumannstrasse 58, Feldbergstrasse 47, Bockenheimer Landstrasse 127, im Städtischen Krankenhaus und sogar in der Villa Hardtberg in Königstein. In diesem ersten Nachkriegssemester gab es 58 Dozenten und 3'015 Studenten.

Am Montag, den 3. 12. 1945 beginnt die seit einiger Zeit in der Öffentlichkeit angekündigte

Massenspeisung

der Frankfurter Volksküchen G. m. b. H.

Teilnahmeberechtigt sind alle Personen, die durch berufliche Verhinderung oder mangels Kochgelegenheit und Heizmaterial zur eigenen Essenherstellung nicht in der Lage sind.

Die Teilnahmeberechtigung ist abhängig von der Abgabe einer entsprechenden Erklärung, die nachgeprüft wird. Vordrucke sind in den Ausgabestellen erhältlich.

Es werden nur Eßmarken für die ganze Woche (6 oder 7 Tage) abgegeben. Keine Einzelessen. Der Verkauf der Eßmarken erfolgt jeweils am Mittwoch und Donnerstag jeder Woche für die folgende Woche in den Ausgabestellen.

Als Ausgabestellen haben sich in allen Stadtteilen Gaststätten zur Verfügung gestellt, die durch Plakataushang kenntlich gemacht sind und öffentlich bekannt gegeben werden.

Zunächst erfolgt die Ausgabe in folgenden Gaststätten:

„Zur Stalburg“	Inh. Reuter	Glauburgstraße, Ecke Humboldtstr.
Café Stahl	„ Stahl	Nordendstraße 2
„Zum Schlagbaum“	„ Kurmeyer	Bergerstraße 237
Gaststätte	„ Bräunlein	Wittelsbacher Allee / Freiligrathstr.
Gaststätte	„ Wellner	Feldbergstraße 41
Gaststätte	„ Haerth	Grüneburgweg 33
„Zum Waldbach“	„ Phil. Lösch	Markgrafenstraße 2
Gaststätte	„ Gohlar	Bergerstraße 77
Café Scheffeleck	„ Kabey	Scheffelstraße
Gaststätte	„ Frohmüller	Gelbe Hirschstraße 6
Gaststätte	„ Schwinn	Klüberstraße 10
Gaststätte	„ Söffner	Hafenstraße 19
Gaststätte	„ Emil Beck	Ostendstraße 47
Gaststätte	„ Hansmann	Henuer Landstraße 127
„Zum Kutscherhof“	„ Mannberger	Ziegelhüttenweg 5

Weitere Ausgabestellen werden nach Bedarf eröffnet und bekanntgegeben.

Ein Lebensmittelmarken werden vorerst benötigt:	für 6 Tage	für 7 Tage
Brot	450 gr.	500 gr.
Fleisch	50 gr.	100 gr.
Fett	15 gr.	15 gr.
Kartoffeln	1500 gr.	1750 gr.

Ein Stelle von Brotmarken können Nahrungsmittelmarken abgegeben werden - 100 gr. Brot 75 gr. Nahrungsmittel.

Es wird pro Portion etwa 1 Ltr. Essen verabfolgt zum Preise von RM .40

Zur Deckung der Unkosten der Gaststätten sind diese angewiesen, je Wochenkarte RM .20 zu erheben. Demnach stellt sich der Preis für eine Eß-Karte

ohne Sonntag (6 Tage) auf RM 2.60
mit Sonntag (7 Tage) auf RM 3.00

Die Gültigkeit der Eßkarten beschränkt sich auf den aufgedruckten Tag; nicht benutzte Marken verfallen.

Die Teilnehmer sind gehalten, das zur Abholung erforderliche Geschir selbst zu stellen, auch für den Fall, daß das Essen in der Gaststätte eingenommen werden kann.

Der Oberbürgermeister.

Student in schweren Zeiten

Niemand, der diese Studenten der ersten Zeit gesehen hat, wird den Anblick vergessen können. Eng gedrängt in den unfreundlichen, notdürftig hergerichteten Räumen sassen ernste, ärmlich gekleidete Gestalten, viele in gefärbtem, umgearbeitetem Militärzeug. Die wenigsten waren wirklich jung. Alle trugen sie die Spuren schwerer Jahre im Gesicht. Es waren Männer von 30 Jahren darunter, die ein vor dem Krieg begonnenes Studium nun noch zu Ende bringen wollten. Für viele lag die Schule sieben und mehr Jahre zurück, und inzwischen hatte sie nichts gelernt als das Kriegshandwerk. Manche waren schon Familienväter. Auch von den Mädchen hatten nur wenige im Krieg ihr Studium beenden können. Dennoch, sie waren alle entschlossen zu arbeiten, möglichst schnell das Versäumte nachzuholen. Endlich waren die akademische Lehre und Forschung wieder frei und der Blick in die Welt wieder offen.

Professor Beutler hatte sich entschlossen, für einen Wiederaufbau des Goethehauses einzutreten. Heute, da das edle Haus längst wiedererstanden ist und in jedem Sommer Tausende von Fremden die Räume durchfluten, ohne auch nur einen Augenblick daran zu denken, ja meist ohne zu ahnen, dass es einmal vom Feuer bis auf die paar Treppenstufen zerstört war, heute findet man das selbstverständlich.

Damals gab es manche gewichtige Stimme, die sich gegen die Wiederherstellung wandte. «Wo bleibt die Aura?» fragte Walter Dirks.

Aber Professor Beutler liess sich nicht beirren. Er kämpfte und warb und sammelte.

Ende Februar wurden Serenaden im Karmeliterkloster angekündigt. Das war die Poesie des Lebens. Die Prosa: für März war die Ausgabe von Eiern angekündigt. Eier, das konnte im besten Fall bedeuten: ein Ei pro Person.

Am 26. März gab es 500 g Fische auf 50 g Fleischmarken «mit Kopf und Schwanz, ungeputzt».

Eine Rauchwarenzuteilung von 30 Zigaretten oder 20 Zigarren unter 15 Pfennig oder acht Stück über 15 Pfennig war fast sensationell.

Sensation: Ein richtiger Eilzug

Ebenso sensationell: Ein Eilzug Frankfurt-Würzburg wurde angekündigt. Die Bahnbehörden warnten davor, Reisen zu unternehmen, die nicht lebensnotwendig waren. Es fehlte an Lokomotiven, die man auf den Abstellgleisen aller Bahnhöfe herumstehen sah: die Kessel von den Einschüssen der Jabos durchlöchert, andere zerschunden, wie sie vom furchtbaren Druck der Luftminen von den Bahndämmen geschleudert worden waren.

Die Lederriemen an den Fenstern der Wagen waren längst abgeschnitten und für dies oder jenes verscheuert, vielfach auch dazu benutzt, auf die Schuhsohlen genagelt zu werden. Die Scheiben waren in den seltensten Fällen heil.

Dennoch waren alle Züge überfüllt und der Einstieg durch die Fenster keine Seltenheit.

Der Sturm aufs Land! In überbesetzten Personenzügen, auf Dächern und Tendern fuhren die Städter aufs Land und versuchten, den Landleuten ein paar Eier, ein Pfündlein Butter, ein Huhn abzulisten – was sie dagegen zu bieten hatten begann mit Gummiband und Druckknöpfen und endete bei Nähmaschinen noch lange nicht. Die Reise schloss das Risiko ein, dass einem auf dem Heimweg, auf irgendeinem der Bahnhöfe, von den amtlichen Jägern nach «Hamsterware» die paar Pfund Kartoffeln, das Viertel Pfund Speck, das halbe Dutzend Eier wieder abgenommen wurden.

Wer keine Verwandten, keine gute Adresse auf dem Land hatte, musste von den Rationen leben. Der Frankfurter Normalverbraucher bekam im April 1946 wöchentlich:

100 Gramm	Margarine
600 Gramm	Nährmittel
62,5 Gramm	Käse
62,5 Gramm	Butter
200 Gramm	Fleisch
1*600 Gramm	Brot
200 Gramm	Kaffee-Ersatz
250 Gramm	Hülsenfrüchte

Davon konnte man nicht leben. Die Rettung vor dem ärgsten Hunger war für viele der «Schwarze Markt». Er blühte von Anfang an und fand erst am Tag der Währungsreform sein Ende. Es gab auch sonst allerlei Auswege.

Beim Pferdemetzger standen die Frankfurter in endlosen Schlangen. Die Zeitung hatte empfohlen, «sich völlig umsonst schmackhaften Ersatz für

Gemüse und Salat zu beschaffen: An den Wiesenrändern und an den Waldwegen, manchmal auch auf den Trümmerfeldern der Häuser findet man Löwenzahn, Spitzwegerich, Schafgarbe, Huflattich und junge Nesseln, aus denen sich spinatartige Gemüse zubereiten lassen».

Man kannte es schon vom Vorjahr.

Es wurde auch wieder Bier gebraut. Es war dünn und wässrig, aber es war besser als gar nichts.

50g Brot 11/115 1	50g Brot 11/115 1	50g Brot 11/115 2	50g Brot 11/115 2	Z 11 Hessen 501	L 11 Hessen 504	E 11 Hessen 509	E 11 Hessen 510	1000 g Brot 11/115 3a	1000 g Brot 11/115 2a	1000 g Brot 11/115 1a					
50g Brot 11/115 1	50g Brot 11/115 1	50g Brot 11/115 2	50g Brot 11/115 2	Z 11 Hessen 502	L 11 Hessen 505	E 11 Hessen 511	E 11 Hessen 512	500 g Brot 11/115 3b	500 g Brot 11/115 3b	500 g Brot 11/115 2b					
50g Brot 11/115 1	50g Brot 11/115 1	50g Brot 11/115 2	50g Brot 11/115 2	Z 11 Hessen 503	L 11 Hessen 506	L 11 Hessen 507	L 11 Hessen 508	Brot 11H Hessen 115	Brot C11 Hessen 115	Brot B11 Hessen 115					
25 g Nährmittel 11 115	25 g Nährmittel 11 115	25 g Nährmittel 11 115	25 g Nährmittel 11 115	Deutschland Vereinigtes Wirtschaftsgebiet LEA HESSEN				11S Nährmittel Hessen 115	X11 Nährmittel Hessen 115	W11 Nährmittel Hessen 115	U11 Nährmittel Hessen 115	250 g Nährm. 11/115 1			
25 g Nährmittel 11 115	25 g Nährmittel 11 115	25 g Nährmittel 11 115	25 g Nährmittel 11 115	Lebensmittelkarte für Erwachsene über 20 Jahre E 115 Monat JUNI 1948 Name _____ Wohnort _____ Straße _____ Name v. Anschrift mit Tinte eintragen Lese Großabschnitte sind ungültig! Bei Verlust der Karte kein Ersatz				FLEISCH 11 115 5 Hessen 115	FLEISCH 11 115 4 Hessen 115	FLEISCH 11 115 3 Hessen 115	FLEISCH 11 115 2 Hessen 115	FLEISCH 11 115 1 Hessen 115			
25 g He Fleisch 11/115 1	25 g He Fleisch 11/115 1	25 g He Fleisch 11/115 2	25 g He Fleisch 11/115 2					FETT P 11 Hessen 115	FETT 11 O Hessen 115	FETT N 11 Hessen 115	FETT 11 M Hessen 115	FETT 11 G Hessen 115	FETT 11 G Hessen 115		
5 g FETT 11 115	5 g FETT 11 115	5 g FETT 11 115	5 g FETT 11 115					EF 11 Hessen 115	EF 11 Hessen 115	EF 11 Hessen 115	EF 11 Hessen 115	Käse Hessen 11/115	Käse Hessen 11/115		
5 g FETT 11 115	5 g FETT 11 115	5 g FETT 11 115	5 g FETT 11 115					KL 11 Hessen 115	KL 11 Hessen 115	KL 11 Hessen 115	KL 11 Hessen 115	125 g Kaffee- Ersatz Hessen 11 115	125 g Kaffee- Ersatz Hessen 11 115		
10 g Zucker 11 115	10 g Zucker 11 115	10 g Zucker 11 115	10 g Zucker 11 115					Für je 100 g Zucker wahlweise 180 g Marmelade				500 g Zucker 11 115	250 g Zucker 11/115 B	250 g Zucker 11/115 A	200 g Zucker od. 250 g K'honig 11 115
10 g Zucker 11 115	10 g Zucker 11 115	10 g Zucker 11 115	10 g Zucker 11 115	Bestellschein für entrahmte EM-Frischmilch 115								11 115	11 115	11 115	11 115

Die letzte Lebensmittelkarte vor der Währungsreform

Im Kaufhof und bei Peek & Cloppenburg waren Tauschstellen für Textil-, Schuh- und Haushaltswaren eingerichtet worden.

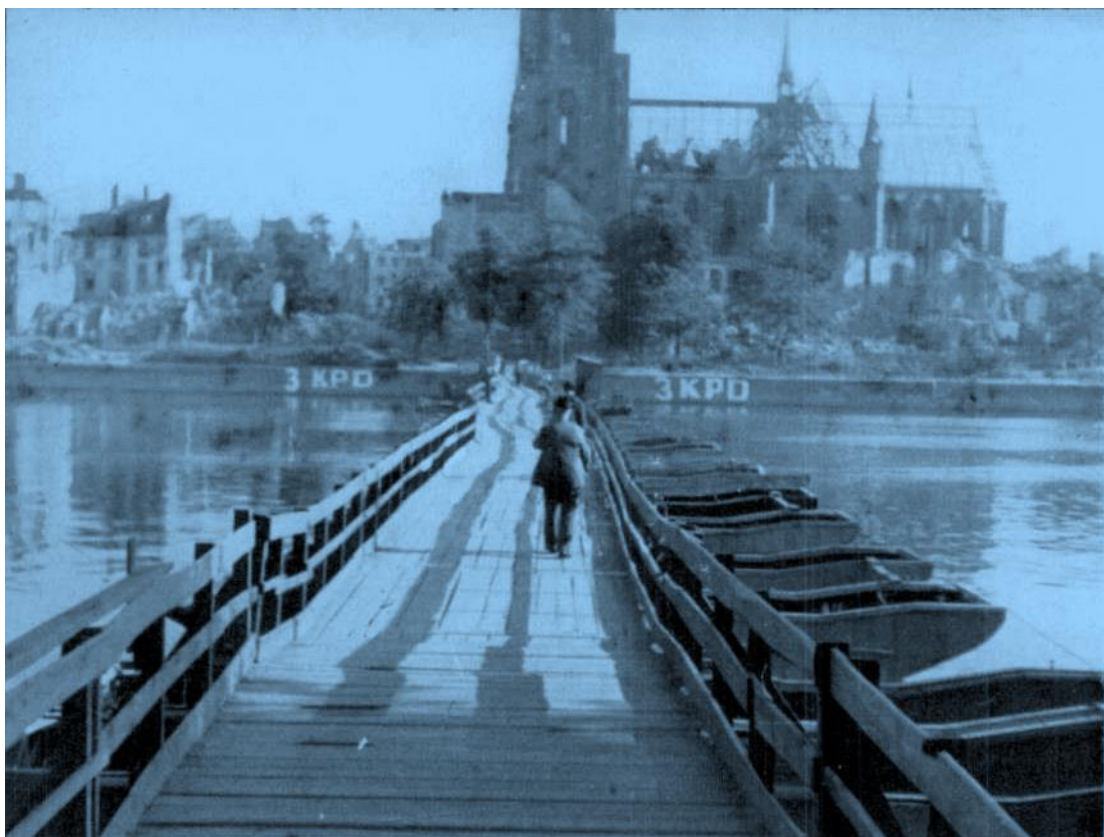
Ostern 1946. Erstes Fest der Auferstehung nach einem schrecklichen Krieg in der alten, grausam geschlagenen Stadt. Wer erinnert sich noch daran? Nicht nur in vagen Vorstellungen. Wer erinnert sich von den damals amtlich registrierten 388'000 Frankfurtern, die es erlebten, die noch leben? Wer von den Tausenden von «Illegalen», die ohne Papiere, ohne Gepäck, ohne Hoffnung in der unheimlichen Unterwelt des Trümmer-Frankfurt – Drehscheibe der Heimatlosen, Entwurzelten eines ganzen Volkes – haus-

Auch den Polizisten war es kein Vergnügen, die Pappkoffer hungriger Städter auf Hamsterware zu durchforschen . . .



So standen die Menschen in langer Schlange und unter glühender Sonne in der Bergerstrasse um ein Pfündlein Pferdefleisch





ten und heute Bürger mit Reisepass, Neubauwohnung, Fernsehtruhe, Kühlschranks und Auto sind?

Wer erinnert sich genauer, auf was er gewartet, gehofft, um was er gebetet hat an diesen ersten Nachkriegsostern in Frankfurt am Main? Wenn er gebetet hat: in den Krypten, den Kellern der Kirchen, unter den Notdächern der Kirchen der Stadt, in deren Kern es an diesem Auferstehungsfest nur ein einziges, heiles Gotteshaus gab: St. Leonhard. Die Fassade der 1792 erbauten französisch-reformierten Kirche am Goetheplatz musste in den Ostertagen eingerissen werden. Sie trug die Inschrift:

«Dem Ewigen geweiht».

Ein Schicksal der Zeit

Es wurde nicht nur gebetet in diesen Ostertagen, ein Drama spielte sich ab, das an Strindberg gemahnte, es umschloss ein Schicksal der Zeit. Mario hatte vor dem Krieg in Frankfurt studiert und eine blutjunge Akademikertochter geheiratet, ein schönes Mädchen. Die Ehe ging nicht gut, denn Mario lebte nur für die Partei. Von der Front schrieb er kühle Briefe. Erst in den Wäldern von Kansas, im Gefangenenlager wandelt er sich, schreibt sehnsüchtige Briefe – zu spät. Als er mit dem PW auf dem Mantelrücken heimkehrt, findet er die Wohnung unzerstört, aber seine Frau liebt einen anderen, der nicht von der Partei besessen war. Die Ehe wird rasch geschieden. Aber Mario wird nun von Eifersucht und Reue gefoltert. Es hält ihn nicht bei Freunden, die ihn aufnehmen. Heimlich schleicht er sich in das Haus, in dem er nun heimatlos ist, sticht mit einem Messer auf die junge Frau ein und versucht, sich selbst zu töten. Nachbarn eilen herbei. Die Frau kommt mit dem Leben davon. Im Herbst steht Mario vor dem Richter. Er kommt mit einem Jahr Gefängnis davon. Wir nannten ihn Mario. Sein Fall steht für viele, die nicht weniger tragisch, aber unblutig endeten. Neben dem düsteren Ende steht hoffnungsvoller Neubeginn. 1'200 Ehen wurden im ersten halben Jahr 1946 in Frankfurt geschlossen, 78 allein in

Das Leben war langsam geworden, schon dieser Notsteg zwischen den Mainufern war ein Fortschritt. Im Hintergrund der Dom.

Szene in einem Frankfurter Park. Die farbigen Amerikaner waren für ihre Kinderliebe bekannt, und die Kinder kannten vor dem «schwarzen Mann» keine Scheu.

der Karwoche. Nicht in einem feierlichen Trausaal des Römerberges, in dessen leeren Fensterhöhlen noch das Grauen gähnte, sondern in der Notunterkunft des Standesamtes am Wiesenhüttenplatz.

Hochzeit mit Sonderzuteilung

Es war damals einfach, zu heiraten. So einfach, dass die Bigamieprozesse in späteren Jahren noch davon erzählten. Die Aufgebotszeit war auf sieben Tage verkürzt.

Der Frankfurter Standesbeamte Sossenheimer traute in diesen Tagen auch amerikanische Paare: Angehörige der Besatzungsarmee, deren Ehe nach dem Recht ihrer Heimat auch vor einem Zivilbeamten geschlossen werden musste. Es war wohl die einzige Stelle in der ganzen Stadt, wo damals ein Frankfurter einem Amerikaner amtliche Fragen stellen konnte. Mit Hilfe eines Dolmetschers, der auch die Antworten übersetzte.

Der Standesbeamte machte es feierlich, er hielt den deutschen Paaren eine kleine Ansprache und schloss: «Möge es Ihnen vergönnt sein, Ihr heute begründetes Eheglück in einer besseren Zeit genießen zu dürfen . . .»

Eine bessere Zeit? Die Brautpaare von damals konnten sie sich nicht vorstellen. Sie genossen ihr junges Glück und die begehrten Sonderzuteilungen für Hochzeiten, knapp bemessen für ein Dutzend Gäste.

«Die Frankfurter strebten ins Freie», verzeichnet die Chronik der Zeitung von diesem Ostern 1946. Die Frankfurter strömten in den Zoo, eine Hauptattraktion der Stadt. Sie pilgerten in den Ostpark, dessen Wiesen Kartoffeläcker geworden waren. Sie fuhren in einem der überfüllten Züge in den Taunus, die von der Eisenbahndirektion «stillschweigend» eingesetzt waren. Stillschweigend, weil der Einsatz dieser Züge mit dem Risiko verbunden war, Amt und Würden und ein Monatsgehalt zu verlieren, von dem man sich nicht einmal ein Kilo Butter auf dem «Schwarzen Markt kaufen konnte.

Auch ein Radrennen konnte man sich ansehen. Es war nicht das erste. Das hatte schon im Herbst 1945 im Ostpark stattgefunden.

Die Frankfurter bekamen im April keine Sonderzuteilungen, aber sie bekamen eine neue Zeitung.

Am 15. April 1946 erschien die erste Nummer der «Frankfurter Neuen Presse». Die feierliche Lizenzerteilung an die Herausgeber Dr. Hugo Stenzel und August Heinrich Berning fand im Gebäude der Rahmhofstrasse 4 statt, in dem die Redaktion zunächst residierte. Als Redakteure zeichneten Karl Brinkmann, Richard Kirn, F. K. Müller und Paul Friedrich Weber. General McClure, Leiter des Nachrichtenkontrollamtes der Militärregierung,

Jahrgang 1, Nummer 1, 15. April 1946

Montag, den 15. April 1946

Frankfurter Neue Presse

„Der Mensch ist Diener des Rechts“

Der neue Rektor der Frankfurter Universität fordert die Wiederherstellung des Privatrechts

Feierstunde in der Aula

Der Rektor der Frankfurter Universität, Prof. Dr. Hugo Stenzel, sprach in der Aula der Universität am 15. April 1946 vor einer feierlichen Versammlung von etwa 1000 Zuhörern. Er sprach über die Wiederherstellung des Privatrechts und die Rolle der Universität in der neuen Demokratie.

Die neue Universität in Frankfurt am Main ist eine Universität der Demokratie. Sie ist eine Universität, die die Wiederherstellung des Privatrechts fordert. Sie ist eine Universität, die die Wiederherstellung des Privatrechts fordert.



Der neue Rektor, Prof. Dr. Hugo Stenzel

Die neue Universität in Frankfurt am Main ist eine Universität der Demokratie. Sie ist eine Universität, die die Wiederherstellung des Privatrechts fordert. Sie ist eine Universität, die die Wiederherstellung des Privatrechts fordert.

Die Welt gedachte Roosevelts

Ein neues Festtag der Präsidenten

WASHINGTON, 14. April (AP). — In der ganzen Welt wurde am Freitag Franklin D. Roosevelt als Verfechter menschlicher Freiheit und Gerechtigkeit, der Fairness und der Gerechtigkeit, der Typus Mann und Mächtigster der Welt, gedacht. Die Vereinten Nationen haben beschlossen, den 30. April als Tag der Erinnerung an Roosevelt zu feiern.

„Jugend von der Straflo“

Ein Verbot wird erlassen

FRANKFURT, 14. April (DAN). — Über den Verbot der Jugend von der Straflo wird ein Verbot erlassen. Die Jugend von der Straflo wird ein Verbot erlassen.

Atombomben-Anlagen in Spanien?

Die Vereinigten Staaten wissen nicht, ob es eine Anlage in Spanien gibt

WASHINGTON, 14. April (AP). — Das Außenministerium der Vereinigten Staaten weiß nicht, ob es eine Anlage in Spanien gibt. Die Vereinigten Staaten wissen nicht, ob es eine Anlage in Spanien gibt.

Zuscherzteilung für alle

Erhöhung möglicher Lebenserwartung

FRANKFURT, 14. April (DAN). — In der 26. Zusatzperiode werden nach einer Mitteilung von Radio Frankfurt die Forderungen der Arbeiter für eine Erhöhung der Lebenserwartung diskutiert.

der Direktor der Militärregierung Gross-Hessen, Colonel Newman, Colonel Phelps von der Militärregierung in Frankfurt und zahlreiche Personen des öffentlichen Lebens nahmen an der Feier teil. Nach Begrüßungsworten Dr. Stenzels feierte General McClure Freiheit der Meinung und Freiheit der Kunst.

Auch die «Frankfurter Neue Presse» erschien zunächst wie die «Frankfurter Rundschau» zweimal in der Woche, später dreimal wöchentlich. Erst nach der Währungsreform gab es sie täglich.

Ein Jahr nach Kriegsende gab der Oberbürgermeister Dr. Blaum einem Journalisten ein Bild von der Lage in Frankfurt:

«Von Wiederaufbau kann in Wirklichkeit noch keine Rede sein, wir leben ausgesprochen und noch lange Zeit in der Reparaturperiode.

Ich weiss, in der Bevölkerung gibt es schöne Wunschträume: Hunderte von Baggern nehmen die Trümmer auf, Hunderte von Lastwagen rollen an und fahren das ganze Gerümpel fort.

Die Wirklichkeit sieht anders aus.

Wir haben diese Bagger nicht, es fehlt uns an Lastwagen, es mangelt an Benzin. Wir leiden bitterste Not an Geräten bis herab zur Schaufel. Es fehlt auch an Arbeitern . .

Was die Stadtverwaltung zunächst tun muss, ist: dafür zu sorgen, dass es den Frankfurtern nicht mehr in die Stube regnet.

Wir müssen uns darum kümmern, dass sich der Gesundheitszustand nicht noch mehr verschlechtert. Dann erst, wenn wir den Handwerkern von draussen Wohnungen in Frankfurt verschaffen können, dürfen wir an echte Wiederaufbauarbeit denken. Wissen Sie, dass wir keinen Installateur in der Stadt bekommen können? Viele von ihnen sitzen auf dem Land, weil sie evakuiert sind und kommen nicht in die Stadt zurück.»

«Wenn Sie mich nach dem Positiven fragen: Achtzig Prozent der Strassenbahnstrecken sind wieder in Betrieb, je Tag befördert die Tram fast 290'000 Menschen! Die Elektrizitätsversorgung hat bereits 3 Millionen Kilowatt erreicht, der Gasverbrauch fast eine Million Kubikmeter. Dabei ist die Hälfte der Gasleitungen noch zerstört; es wird kräftig daran gearbeitet, aber auch diese Tätigkeit erfordert Fachleute . . .

Täglich berühren wieder 115 Eisenbahnzüge Frankfurt – gegenüber 900 im Jahre 1938 – und keinem vor einem Jahr . . .»

«Das Kulturleben kann sich sehen lassen. 3'600 Studenten an der Frankfurter Universität! Das Theater ist immer ausverkauft, die Konzerte sind glänzend besucht, die Vorträge lebhaft beachtet. Und so viele andere Dinge . . . Aber wir müssen uns damit abfinden, dass der Wiederaufbau unserer Stadt nur mühsam anläuft.»

Die Sache mit den 131 Fragen

Der Frankfurter las im April 1946, was Dr. Blaum gesagt hatte. Er las es und begann einen Bogen Papier auszufüllen, auf dem er seine politische Vergangenheit mit Antworten auf 13 Fragen belegen sollte: gewissenhaft! Denn, so warnte die Zeitung: «Es verlasse sich niemand darauf, dass die auf den Fragebogen gemachten Angaben nicht nachzuprüfen sind. Die von der Militärregierung sichergestellten Karteien über die Mitgliedschaft in nationalsozialistischen Organisationen stehen dem Ankläger der Spruchkammern und dem Prüfungsausschuss zur Verfügung.»

Doch es gab manche, die nicht so recht an die «sichergestellten Karteien» glaubten – und ihren Fragebogen ein bisschen frisierten und damit zum Fragebogen-»Fälscher« wurden; sie mussten sich vor einem Gericht der Militärregierung verantworten und wurden zu Gefängnis- und hohen Geldstrafen verurteilt.

Wer einen leitenden Posten haben wollte, musste auch weiterhin den grossen Fragebogen der Militärregierung ausfüllen: Jenes papierene politische Gewissenserforschungsmonstrum mit seinen 131 Fragen, das in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen ist. Ernst von Salomon schrieb den Bestseller «Der Fragebogen», der 1951 im Rowohlt-Verlag erschien.

Den kleinen Fragebogen hatte «jede deutsche Person über 18 Jahren» in zweifacher Ausfertigung zu beantworten. Die Bogen waren – nach der ersten Ankündigung – vom 15. April bis zum 15. Mai 1946 in der Zeit von 8 bis 16 Uhr auf den Polizeirevieren abzuholen; gegen Vorlage eines Personalausweises, der damals die Fingerabdrücke des Inhabers in voller Daumenbreite trug.

Das Ausfüllen dieses Fragebogens war lebenswichtig. Denn er hatte eine Quittung, die bei der Abgabe des ausgefüllten Bogens abgestempelt wurde. Nur gegen diese Abgabequittung erhielt man die nächsten Lebensmittelkarten.

Plötzlich wurde der Abgabetermin des kleinen Fragebogens auf den 28. April vorverlegt. «Die Frankfurter Bevölkerung wirbelte das wild durcheinander», meldete die Zeitung. Es begann der sogenannte Fragebogensturm auf die Polizeireviere. Kurz nach Mitternacht ballten sich vor den Revieren die Menschen zusammen. Bis zum Morgengrauen, bis um acht Uhr früh und noch länger standen Greise, Mütter, Kriegsbeschädigte und Berufstätige Schlange. Mancher brach nach stundenlangem Warten, hungererschöpft, lautlos zusammen.

Als sich die Gemüter beruhigt hatten, ging in Frankfurt dieser Witz um, der nicht erfunden war: «Jemand fragt einen anderen: ‚Sie, könne Sie mir net sage . . .‘ Er wird unterbrochen: ‚Gar nix kann ich Ihne sage, alles, was ich gewusst hab‘, steht uff meine Frageboоче . . .»⁴

Tummelplatz der Haltlosen

Wir kommen jetzt zum dunkelsten Kapitel der wilden Jahre – und zu den Männern, die in diesem Dunkel tapfer ihren gefährlichen Dienst taten, der Polizei.

Der Frankfurter Hauptbahnhof und seine Umgebung war ein Heerlager der Heimatlosen, ein Schlachtfeld des Schwarzen Marktes, ein Schlupfwinkel der Ausgestossenen, der trostlose, gefährliche Tummelplatz von Tausenden, die jeden Halt verloren hatten.

Wohin mit ihnen? Im ständigen, ausweglosen Kreislauf der Razzien heute erfasst, morgen weitergetrieben, sassen übermorgen andere auf ihren Stüh-

len in den Wartesälen, lagen andere auf den zerfetzten Matratzen, in den organisierten Hängematten in feuchten Trümmerlöchern. Die Amerikaner hatten an die verbliebenen Hauswände «No loitering» (Nicht herumstehen) pinseln lassen. Darunter standen oft noch die letzten Nazi-Parolen, wie «Volk ans Gewehr» – «Wir kapitulieren nie!» und «Nun erst recht!» Sie auszustreichen hatte die zugeteilte weisse Farbe nicht gelangt.

Die Hauptbahnhofsgegend war die grosse Kulisse der wilden Jahre 1945 bis 1948. Hier begannen und endeten die blutigsten Tragödien dieser Zeit, die damals den braven Bürger nachts nicht ruhen liessen und von denen leider nur zu viel zu berichten sein wird.

«Hilfe! Hilfe!» Der Schrei zerriss Nacht für Nacht die Stille der Trümmer-schluchten, die einmal Strassen gewesen und die selten und nur spärlich von Laternen erhellt waren.

Sie haben den Schrei auch gehört? Einen dieser vielen nächtlichen Hilferufe? Sie erinnern sich daran? Auch daran, dass Sie gemurmelt haben: «Da schreit wieder einer. Man müsste . . .»

«Du wirst dich hüten», sagte die Frau, die Mutter, die Schwester.

«Hilfe!» Der Schrei riss einen noch einmal hoch. Und dann war wieder die Stille da. Die Angst, die das Gewissen, den Wunsch zu helfen, erschlug. So, wie die Angst im letzten Jahrzehnt immer wieder das Gewissen, den Wunsch zu helfen, erschlagen hatte.

Für so etwas war ja schliesslich die Polizei zuständig. Wie sah es damals bei der Polizei aus?

Die aufgelöste und zum grössten Teil in Gefangenschaft geratene Frankfurter Ordnungspolizei wurde wenige Tage nach dem Einmarsch der Amerikaner wiedergegründet. Die Militärregierung fegte mit eisernem Besen jeden Beamten aus dem Amt, der auch nur formell Mitglied der Partei gewesen war. Kaum ein Drittel der ehemaligen Hüter der Ordnung überstand diesen Prozess.

Die ersten Polizisten liefen mit weissen Armbinden in Zivil durch die Strassen. Ohne Waffen. Im Mai 1945 hatte die Militärregierung die ersten Uniformen genehmigt. Die Einkleidung zog sich wegen Materialmangels bis in den September 1945 hin.

«Wachtmeister auf Probe» gesucht. Diese Anzeige konnte man in den ersten Nachkriegsjahren immer wieder unter den amtlichen Bekanntmachungen lesen.

Es meldeten sich viele. Aus den verschiedensten Motiven. Die meisten kehrten allerdings schon um, wenn sie hörten, was ein Wachtmeister auf

Probe an Gehalt bekam: 138 Reichsmark pro Monat, gezahlt in zwei Raten. Dazu eine Uniform (ohne Mantel). Von Sonderzuteilungen und Gefahrenzulage war überhaupt keine Rede. Mit den Normalverbraucher-Hungerationen im Leib mussten diese Wachtmeister Verpflegungslager bewachen, Lager in den Häfen, Eisenbahntransporte. Sie mussten den «Schwarzen Markt» kontrollieren. Fett, Butter, Fleisch machte viele schwach. Viele dieser Wachtmeister auf Probe machten nur Tage, manche nur Stunden Dienst.

«Meine Frau ist krank», sagte einer von ihnen, kaum, dass er zum ersten Male seinen Dienst angetreten hatte. «Ich muss mal schnell zur Apotheke gehen.» Er stolzierte davon. In Uniform. Seine Frau war nicht krank. Und er ging nicht zur Apotheke. Auf ihn warteten an einer Strassenecke in der Nähe des Warenlagers ein paar Galgenvogelgesichter. Sie grinsten dem Polizisten entgegen und verdrückten sich wortlos. Ins Warenlager. Der frischgebackene Wachtmeister stand Schmiere.

Nun, dieser Polizist und andere seines Kalibers bekamen schnell von den eigenen Leuten wieder die Uniformen ausgezogen. Von den Idealisten, die zäh und unbeirrt dafür sorgten, dass immer weniger Gelichter sich in ihre Reihen schmuggelte.

Im Juni 1945 hatten die Frankfurter Polizisten ihre erste Waffe bekommen. Einen Gummiknüppel, für dessen Qualität der Hersteller keine Garantie übernehmen konnte. Die meisten Knüppel brachen beim ersten Schlag in Stücke. Auf den Köpfen von Nachkriegshelden, die Messer und Revolver locker in den Taschen hatten.

Na, die Polizei wird doch wohl Schusswaffen gehabt haben in diesen wilden Zeiten, denken Sie. Die Polizei bekam Schusswaffen. Im Oktober 1945. Aber nicht etwa jeder Polizist. Noch nicht mal jede Streife. Es gab für jedes Revier eine Pistole mit je drei Schuss Munition. Und da es in Frankfurt 24 Reviere gab, war die ganze Schutzpolizei also in den wildesten Tagen mit 24 Pistolen ausgerüstet. Und wenn es ganz dick kam?

Es kam nach 1945 öfter ganz dick. So am 15. November 1945 in der Egenolffstrasse, Ecke Friedberger Landstrasse. Hier hatte sich eine Bande von Polen, die als Arbeitssklaven nach Frankfurt geholt wurden, und deren Wunden noch nicht ganz vernarbt waren, im Rausch aus billigem Fusel zusammengetrotet. Die Sklaven von gestern wollten auch einmal Herren spielen.

Es war Nacht. Und die ganze Gegend zitterte hinter geschlossenen Fenstern und verrammelten Türen. Schreie, Schüsse . . .

Vom 3. Revier kamen drei Mann gelaufen. Einer hatte die Revierpistole mit den sorgsam gezählten drei Kugeln in der Hand.

Zur Begrüssung flogen den Polizisten Schüsse um die Ohren. Nicht nur aus einer Pistole. Der Polizist mit der Waffe zielte und schoss. Er traf zweimal. Tödlich. Die letzte Kugel blieb im Lauf. Eine Kugel für den fliegenden Rückzug.

Die Militärpolizei versuchte nun, dem teuflischen Spuk ein Ende zu machen. Sie war gut ausgerüstet. Aber sie musste auch den Rückzug antreten. Denn die Bande besass ein ganzes Waffenarsenal.

Der Überfall hatte ein Gutes. Die Frankfurter Polizei bekam wenigstens nach dieser Nacht ein paar ausgediente Karabiner der Militärpolizei anvertraut.

Die Notrufzentrale der Polizei wurde übrigens erst am 1. Juli 1948, eine Woche nach der Währungsreform, in Betrieb genommen. Und eine Funkvermittlung der Polizei gab es erst ab 1. Oktober 1949 mit zwei Funkwagen zum Start.

Davon haben Sie nichts gewusst? Das hat man Ihnen also verschwiegen? Gott sei Dank! Denn wenn die vielgeschmähte Polizei dieser Tage ihre Karten auf den Tisch gelegt hätte, wem wäre gedient gewesen? Ihnen? Uns? Mitnichten. Frankfurt wäre bald einem Terror der Unterwelt ausgesetzt gewesen . . .

«Aber da gab's doch», hören wir die alten Frankfurter sagen, «da gab's doch schon den ‚Weissen Trauern.‘»

Der weisse Traum

Den «Weissen Traum» gab es 1946 schon. Der Volkswitz nannte so die drei alten, weiss angestrichenen Wehrmachtsfahrzeuge, die vom Überfallkommando benutzt wurden.

Das Überfallkommando hatte zwar keine Pistolen, aber neben den gebrechlichen Gummiknüppeln schon eine Sirene. Eine einzige. Sie wurde auf den jeweils benutzten Wagen montiert, und ein Polizist musste sie mit der Hand drehen. Sie nannten die Sirene «Jumbo».

Die grossen Herren der unheimlichen Unterwelt grinsten nur, wenn der «Weisse Traum» angeknattert kam. Sie hatten es zu oft erlebt und erlebten es immer wieder, dass ihre kleinen Helfershelfer, eben eingefangen und auf den «Weissen Traum» verladen, aufgefordert wurden, wieder abzusteigen und samt Bewachung den Weg zum Polizeipräsidium zu Fuss anzutreten.

Dem «Weissen Traum» war in solchen Fällen meistens das Benzin ausgegangen.

Der Mann, der in jenen Tagen die Überfallkommandos kommandierte, war der damalige Polizeioberwachtmeister Reif. Im Herbst 1945 hatte man ihn beauftragt, dafür zu sorgen, dass das Überfallkommando einsatzfähig war. Mit nichts als seiner imponierenden Grösse von 1,92 Meter und seinen Fäusten stand Reif immer wieder einer Meute von Revolverhelden und Messerstechern gegenüber. Es waren auch hier überwiegend als Arbeitssklaven ins Reich geholte Ausländer, DP's (Displaced persons), die jetzt Lieferanten und Mittelsmänner des Schwarzen Marktes spielten, die in festen, verschworenen Gruppen, streng getrennt nach Land und Sitte, die Bahnhofsgegend beherrschten.

Einer von ihnen hiess Ben Hassan. Er war der Anführer einer Gruppe von 30 Mann seiner Landsleute. Sie hausten in einem einzigen Mansardenzimmer in einem Haus in der Taunusstrasse. Dort war auch ihr Stammlokal und das Revier der Gruppe, in das sich kaum eine andere traute.

Der Handel mit Marihuanazigaretten wurde bei Ben Hassan und seinen Mannen grossgeschrieben. Sie waren meist selbst süchtig.

Die erste Begegnung zwischen Ben Hassan und Reif fand am hellen Tage statt. Wahrscheinlich im Rauschgiftwahn raste Ben Hassan durch die Bahnhofsgegend. Nach dem wilden Schrei «Ich Kommandant von Bahnhof! Ich mach' alle kaputt!» nahm er das blanke Messer in den Mund und lief los.

Hassan hat keinen kaputt gemacht. Er lief Reif in die Arme, die ihn nicht liebevoll umschlangen. Hassan begegnete jedenfalls dem Polizeioberwachtmeister von diesem Tag an mit Respekt. Und wenn Reif mit seinen Mannen auf tauchte, schrie Hassans Bande den anderen zu: «Lauft! Kommt grosse Mann. Schlägt wie Hammer!»

Reif hat Ben Hassan, viele Ben Hassans und die wilden Frankfurter Jahre überlebt. Die Zeit hat ihm ein paar Narben ein- und ihn einen ganzen Dienstgrad weitergebracht. Er ist heute Polizeimeister.

Es gab Frankfurter, die damals zur Selbsthilfe griffen, um ihren Besitz zu sichern. Manche taten das sogar mit Witz. Wie der Mann, der an die Tür seines Geschäftes in der Westendstrasse in jenen Tagen ein Plakat hing, auf dem stand:

«Ich bitte die Herren Einbrecher, ihre nächtlichen Spähtrupps zu unterlassen, da in diesen Räumen nichts von Wert über Nacht hängen bleibt.»

Anfang Mai 1946 bekam die Ordnungspolizei einen neuen Kommandanten. Er hiess Max Berger.

Im Juni 1945 hatte sich Max Berger bei der Kripo in Aschaffenburg gemeldet. Als der Polizeipräsident von Aschaffenburg, Dr. Rudolf Siegert, kurz danach von den Amerikanern nach Frankfurt geholt wurde, nahm er Max Berger als seinen Adjutanten mit.

Wenige in Frankfurt wissen heute noch, wie lange der jetzige Direktor der Frankfurter Schutzpolizei, Max Berger, schon im Dienst ist, und was er in jenen wilden Jahren geleistet hat.

Beethovenstrasse 3

Es war ein Abenteuer, damals in die Ruine nebenan zu gehen, um nachzusehen, ob es dort unter den Trümmern vielleicht ein bisschen Holz oder sonst was Brauchbares zu holen gab. Man konnte im nächsten Moment von den Trümmern begraben werden oder eine schreckliche Entdeckung machen.

Das Telefon klingelte bei der Frankfurter Mordkommission im Präsidium. Der Kriminalassistent auf Probe Hubert Faulhaber hob den Hörer ab. Die meisten Kriminalbeamten waren Assistenten auf Probe. Nur der Chef der Mordkommission war ein alter Hase.

Er hiess Ernst Löffler, war damals noch Obersekretär, wurde bald zum Kommissar befördert und lebt heute im wohlverdienten Ruhestand.

«In der Hausruine Beethovenstrasse 3 liegt ein Toter!» In der Stimme, die dem Kriminalassistenten auf Probe ins Ohr schrie, schwang Entsetzen.

«Schon wieder einer!» sagte der Assistent, als er den Telefonhörer aufgelegt hatte. Ein Kollege riss den alten Schrank auf, der im Zimmer Löfflers stand. In diesem Schrank wurde in einer abgeschabten Aktentasche gehütet, was der Mordkommission zu «erkennungsdienstlichen Massnahmen» geblieben war: zwei abgenutzte dicke Gummihandschuhe (mit denen noch die Luftangriff-Toten aus den Trümmern geborgen worden waren), eine Pinzette, ein paar Reagenzgläser und ein Handtuch. Ein Stück Seife, mit dem sich die Beamten nach getaner Arbeit die Hände waschen konnten, gehörte eigentlich auch in die Aktentasche. Aber es war nicht immer drin.

Zum Erkennungsdienst gehörte inzwischen noch etwas, auf das man sehr stolz war: eine Leica. Mit dieser Leica bewaffnete sich die damals 18jährige Annemarie Burkardt, von Beruf Fotografin und als solche in den Polizeidienst übernommen.

Kein schönes Geschäft für ein hübsches, junges Mädchen, Mörder und Ermordete zu fotografieren – soweit Fotomaterial vorhanden war.

Die Mordkommission machte sich auf den Weg zu dem Toten in der

Beethovenstrasse. «Hoffentlich springt die Karre an!» sagte der Oberassistent Helmut Konrad, als er, die Aktentasche in der Hand, hinter seinen Kollegen in den Hof des Präsidiums rannte.

Die neu gegründete Frankfurter Mordkommission war zuerst auf Fahrrädern an die Tatorte geradelt. Inzwischen hatte man die Motorspritze eines Feuerwehrfahrzeuges aufgegabelt und zum «Mordwagen» frisiert. Sie hatte eigentlich – aus damaliger Sicht betrachtet – nur einen Riesenfehler. Sie brauchte auf 100 Kilometer 50 Liter Sprit. Und das in einer Zeit, da der Holzgasmotor Trumpf war, und um jeden Liter Benzin auch amtliche Stellen mit anderen amtlichen Stellen kämpfen mussten . . .

Der Tote im Trümmerkeller in der Beethovenstrasse 3 war nur einer von vielen, die man damals fand. Sein Fall wirft ein Schlaglicht auf die Zeit. Er war schlimm zugerichtet, ohne Oberkleider, ohne Papiere. Nur ein kleines, abgegriffenes Foto fand sich von einem Grab. Auf der Rückseite stand: Albin Müller, geb. 19. Nov. 1885, gest. 16. Nov. 1933. Vielleicht zeigte es das Grab des Vaters des Ermordeten? Danach konnte man doch den Toten leicht identifizieren? Heute gewiss. Aber Anno 46 gab es kein Stahlnetz der Polizei, keine Grossfahndung, bei der die Fernschreiber ticken und die Telefone heisslaufen. Damals musste die Frankfurter Mordkommission, wenn sie nach auswärts (und auswärts war schon Bad Homburg) nur ein Telefongespräch führen wollte, erst die Genehmigung des Polizeipräsidenten einholen.

War der Ermordete ein Schwarzhändler? Man zeigte sein Foto in der Hauptbahnhofsgegend herum. «Den kennen wir», sagten ein paar dunkle Figuren. «Nannte sich Müller. Spielte den feinen Pinkel, hatte immer ne dicke Brieftasche, wenn's darauf ankam, 'ne grosse Lieferung zu übernehmen. War auch picobello in Schale.»

Wer damals «picobello in Schale» war, tauchte nur «in Geschäften» vorübergehend in der Bahnhofsgegend auf. Privat verkehrte er in anderen Kreisen . . ., in «Flüsterkneipen», «Clubs» und «Geschlossenen Gesellschaften», in denen man grosses Geld in der Tasche haben musste. Kriminalbeamte mit 15 Mark «Bewegungsgeld» konnten dort nichts ausrichten. Eine Verkäuferin kam zur Polizei, sie vermisste ihren Rudi, der ihr die Ehe versprochen hatte. Als sie das Foto sah, rief sie weinend: «Das ist er!» Sie wusste, dass er in der Beethovenstrasse 35 zur Untermiete gewohnt hatte. Die Leute dort waren arglos. Ihr Untermieter hatte viele Freunde gehabt, die meist etwas brachten oder abholten. Auch in der Sonntagnacht (nach dem Mord) waren zwei Männer gekommen, hatten Stoffe abgeholt, angeblich in Mül-

lers Auftrag. Waren diese Männer die Mörder? Hatten sie es gewagt, nach der Tat in die Wohnung zu gehen? Die Polizei hat die beiden Verdächtigen nie gefunden. Man bekam heraus, dass Müller der Sohn ehrbarer Leute war, und das Bäckerhandwerk erlernt hatte. Seine Frau lebte noch. Was hatte ihn aus der Bahn geworfen?

Zwei dicke Aktenbündel mit der Aufschrift «Mordsache Müller» sind heute, 15 Jahre nach dem Geschehen, noch nicht ad acta gelegt. Die Frankfurter Mordkommission hört nicht auf, die Mörder zu jagen, die aus jenen wilden Jahren noch unter uns sind . . .

Es gab nicht nur Morde in jener Zeit, es gab auch Brandstiftungen, und für die war zunächst die Feuerwehr zuständig. Wie hatten denn da die Anfänge ausgesehen?

Der Oberbrandmeister August Juli (er lebt heute im Ruhestand) hat uns über die Anfangszeiten der Städtischen Berufsfeuerwehr im Jahr 1945 berichtet:

Als die Amerikaner in Frankfurt einzogen, hatten sich kurz vorher alle Kräfte der Feuerwehr mit den Löschfahrzeugen «abgesetzt», wie es damals so schön hiess. Übrig waren nur einige Leute, die zum Teil für kurze Zeit in Gefangenschaft gerieten, dann aber mit dem Befehl, schnellstens eine Löschgruppe auf die Beine zu stellen, entlassen wurden. Aber woher nehmen und nicht stehlen? Die Fahrzeuge waren mit den Kameraden «ausgelagert» – aber kein Mensch wusste in dieser turbulenten Zeit, wo sie sich inzwischen befanden.

Meines Wissens war zuerst in Sachsenhausen eine Löschgruppe einsatzbereit, und das kam so:

Eine amerikanische Panzereinheit hatte die Wache Sachsenhausen mit ihren vielen Garagen besetzt; nur die Gaststätte «Bergschänke» in der Darmstädter Landstrasse, die während des Krieges Notunterkunft einer Feuerwehreinheit war, blieb frei. Und ein Fahrzeug sollte in der Brückenstrasse in der Nähe des Bunkers stehen. Durch den damaligen Wachvorsteher erhielt ich über die Kommandantur in der Südpost einen Passierschein und eine Armbinde; dann ging's zur Brückenstrasse. Ich wagte kaum, meinen Augen zu trauen, als tatsächlich ein Löschfahrzeug dort stand. Voll Freude drückte ich auf den Anlasser – aber es rührte sich nichts.

Es fehlten nämlich alle Sicherungen im Sicherungskasten. Ein Bekannter half mit Sicherungen aus, die er in seiner Wohnung hatte. Als sie eingebaut waren, sprang der Motor an. Welche Engelmusik! Auf ging's in das damalige Kaiser-Wilhelm-Gymnasium. Dort war die Polizei untergebracht, und auch einige Männer von uns waren dort. So fanden sich in der «Bergschänke» im Laufe des Tages 6 bis 8 Mann zusammen.

Kaum hatten wir uns niedergelassen, kam ein Jeep zum Tor herein. Ein

Captain kletterte raus, der leider keinen Brocken Deutsch sprach. Mit Händen und Füßen erklärte er uns, dass wir sofort ausrücken müssten. Er fuhr mit seinem Jeep vorweg und wir hinterdrein. Über die notdürftig durch amerikanische Pioniere reparierte Wilhelmsbrücke ging es zum Hauptbahnhof. Damit wir Zivilisten – Uniform war ja verboten! – als Feuerwehr kenntlich waren, gab es rote Armbinden mit einem «F». Im Hauptbahnhof war zunächst vom Feuer nichts zu sehen; als wir dann in die unterirdischen Räume der Bahnpost kamen, schlug uns ein Flammenmeer entgegen.

Plündernde Fremdarbeiter hatten Brand gelegt. Zum Glück waren die beiden Löschteiche auf dem Bahnhofsvorplatz randvoll, so dass wenigstens Wasser da war. Die Hydrantenleitung war ja durch allerhand Bombentreffer noch gestört. Wir hatten an dem Feuer tagelang zu tun; denn was wir tagsüber mit viel Mühe löschten, das wurde nachts durch die Plünderer wieder angesteckt. Jeden Morgen kam unser Captain mit seinem Jeep – abends um 18 Uhr war dann Feierabend. Schliesslich wurde den Wachen Anweisung gegeben, niemand mehr einzulassen.

An Arbeit war kein Mangel; aber woher die Verpflegung, die zu der schweren Arbeit notwendig war, nehmen? Wir hatten der Mitropa (heute DSG) das Vorratslager, das diese im Südflügel des Hauptbahnhofs unterhielt, in letzter Minute vor den Flammen gerettet. Zum Dank wurden wir während unseres Einsatzes im Hauptbahnhof von dieser Stelle verpflegt.

Über die vielen Einsätze, zu denen uns «unser» Captain immer wieder holte, könnte man eigene Bücher schreiben; was die Bomben verschont hatten, fiel den Brandstiftern zum Opfer, und bei jedem etwas stärkeren Wind hielten wir noch jahrelang den Atem an, denn immer wieder wurden durch einstürzende Trümmer Menschen begraben.

Ein Karussell setzt sich in Gang

Es gab Frankfurter, die damals Mut bewiesen, indem sie den Willen zum Vergnügen in einer unvergnüglichen Zeit offen zeigten.

Die Bewohner von Nied zum Beispiel. Sie wagten es, die erste Kerb Frankfurts in jenen ersten Maitagen 1946 zu feiern. Es war eine Kerb ohne den würzigen Duft von Bratwürsten und gebrannten Mandeln. Und die Zeitung bekam manchen Anruf: «Die hawwe vielleicht Nerve, die Nieder! So was miesst mer doch verbiete!»

Die Zeitung fand, dass genug verboten worden war. Sie hatte ihre Freude an den Leuten von Nied und brachte ein Foto, auf dem man lachende Kinder auf einem alten Kettenkarussell sehen konnte. Es kam einem wie ein Wunder vor, dass es so was noch gab.

Es gab einen anderen Lichtblick in jenen Tagen, der eine «erfreuliche

Meldung» wert war. Frankfurt hatte wieder ein Hallenschwimmbad. Das Hallenbad in der Stadtmitte, das es nicht mehr gibt. Nur die alten Frankfurter fanden durch die Trümmerumwelt damals das Bad auf Anhieb. Und es war auch nur freitags und samstags geöffnet.

Seit Anfang Mai 1946 waren auch wieder Einschreibe- und Nachnahme-päckchen und die Versendung von Zeitungsdrucksachen zugelassen. Nur innerhalb der amerikanisch besetzten Zone versteht sich. Denn Deutschland war damals noch viergeteilt. Zwischen der französischen, britischen und amerikanischen Zone gab es zwar damals keinen Eisernen Vorhang. Aber der «Passierscheinvorhang» genügte. Denn einen Passierschein gab es nur bei dringenden Gründen, und von Frankfurt nach Mainz zu kommen, war ein Abenteuer.

Eine Sammlung «Lumpen her, wir schaffen Kleider!» wurde veranstaltet. Den Vogel bei dieser Lumpensammelaktion der Schulkinder schoss die damals achtjährige Erna Lüdtker ab. Die Hedderheimer Schule war stolz auf Klein Erna. Sie hatte mit Hilfe der ganzen Familie die «Kull» (Abladeplatz) von Hedderheim gestürmt und sage und schreibe 272 Kilo Lumpen abgeliefert. Dafür bekam Erna den ausgesetzten ersten Preis – einen Radioapparat. Das war damals ein unerschwingliches Ding, aber noch unerschwinglicher und nützlicher war ein Fahrrad. Und Erna war ein bisschen traurig, dass dieses Fahrrad als zweiter Preis an den Schüler Kaes von der Kaiser-Wilhelm-Schule ging, der 262 Kilo Lumpen ergattert hatte.

Auf die Kleider für die Lumpen warteten übrigens die Frankfurter vergeblich . . . Monate später wurden zwei Punkte auf die Textilkarte aufgerufen. Für zwei Punkte konnte man sich ein Taschentuch kaufen – wenn man eines bekam.

Die Frankfurterin setzte im Lenz 1946, im ersten Nachkriegsfrühjahr, dem grauen Alltag den ersten Farbtupfen auf. Das Kopftuch wurde immer mehr verbannt. Man holte aus Kisten und Koffern alte Hüte und rannte zur Modistin. Die Putzmacherinnen und Schneiderinnen hatten in den letzten Jahren meistens in «kriegswichtigen Betrieben» gearbeitet, aber sie hatten ihr Handwerk nicht verlernt.

Im Gegenteil: Sie wurden zu wahren Zauberinnen, obwohl sie in Frankfurt damals vierteljährlich nur ein Minimum an Garn und Nähseide zugeteilt bekamen. Die «Zutaten» kamen zum grössten Teil aus der französischen Zone, und die «Einfuhr bereitete grosse Schwierigkeiten».

Und trotzdem: In jenen Maitagen 1946 erschienen, mit einem Seufzer der Erinnerung und Sehnsucht bestaunt, in den wenigen winzigen Schaufen-

Nur einige Tage!

Lassen Sie Ihre

Fleischmarken

nicht verfallen!

Hier kaufen Sie

für 100 Gramm Fleischmarken

40 gr. Zucker!

tern der Stadt hier und dort Hüte. Zarte, duftige Gebilde – aus Stroh! An den Hutständern lehnte diskret ein Schildchen: «Frei verkäuflich – nach Dekorationswechsel!» Die zwei Wörtchen «Frei verkäuflich» schienen Gegenwart gewordene Zukunftsmusik.

Der «New Look» kam erst später aus Amerika in unsere Geschäfte. Vorerst war erlaubt, was gefiel, und die Mode richtete sich vor allem nach dem Material.

Haben Sie für Ihr erstes Frühjahrskleid nach dem Krieg auch Grossmutter rot-weiss- oder blau-weiss-karierte Bettbezüge verwandt? Oder haben Sie sich aus den bunten Vorhängen, für die es doch keine geeigneten Fenster gab, eines geschneidert?

Die Militärregierung hatte das Tragen alter Uniformstücke verboten. Sie mussten auf «Zivil» umgearbeitet und blau oder olivgrün gefärbt werden. Die Färbereien hatten viel zu tun. Geschickte Leute eröffneten Kleinbetriebe in Waschküchen.

Die Stadt Frankfurt brachte Mitte Mai ihren ersten Fremdenführer für die amerikanischen Soldaten heraus. Die Gis liefen mit der Broschüre, die Frankfurt in alter Schönheit in Wort und Bild zeigte, etwas verwirrt durch die Trümmer und suchten, was nicht mehr zu finden war. Im Vergleich zwischen Broschüre und Trümmerwirklichkeit sahen viele amerikanische Soldaten plötzlich den Krieg – und die Frankfurter mit anderen Augen an.

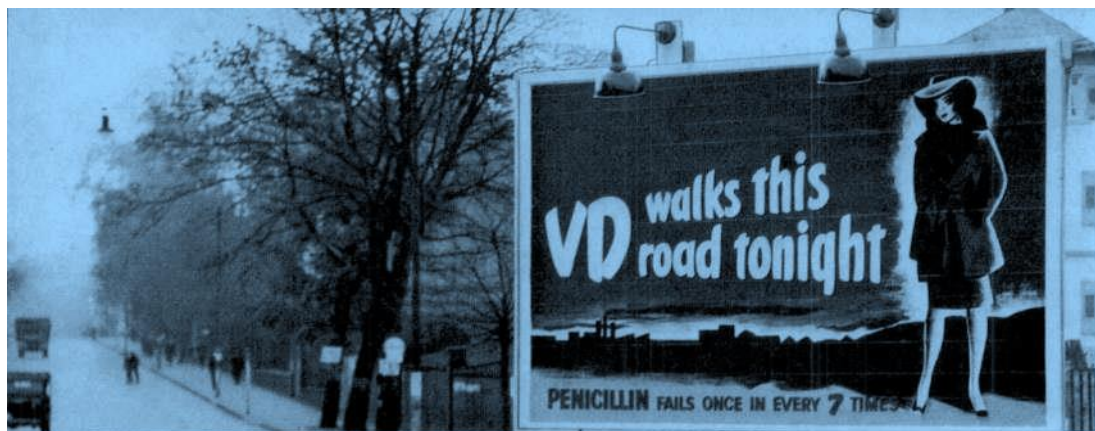
Die Mittelschulen öffneten um diese Zeit wieder ihre Pforten. «Die Amerikaner hawwe viel Papier für ihr Fragebooch, aber für Schulhefte ist kaa Papier da», schimpften die Frankfurter Mütter und liefen dorthin, wo sich ehrbare Frauen und Mädchen nicht bewegen sollten: zum «Schwarzen Markt» am Hauptbahnhof. Dort gab es auch Schulhefte: drei Mark das Stück!

Amerikanische Kulturstellen schickten bald gelbe, kartonierte Taschenbücher nach Deutschland. Sie boten für eine schäbige deutsche Reichsmark hochwertige geistige Kost, nach der sich mancher mehr als ein Jahrzehnt vergebens gesehnt hatte.

Reif, Anführer des Überfallkommandos, war geübt in der Bändigung von Widerspenstigen beiderlei Geschlechts.

Das war der «Weisse Traum», wie man den Wagen nannte, der bei Razzien eingesetzt wurde. Man musste kein Verbrecher sein, um aufgeladen zu werden.





An neue Schulbücher für die verbotenen alten aus der Nazizeit hatte niemand in den Staaten gedacht. Auch niemand in Frankreich oder England. In den Westzonen gab es noch lange keine Schulbücher. Nur die Kinder in der Sowjetzone blickten rasch in das schnauzbärtige, gemütlich scheinende Gesicht von «Väterchen Stalin», wenn sie die Schulbücher aufschlugen, die aus Moskau anrollten.

Heimkehr der Bücher

Es rollten Bücher in Möbelwagen in diesen Maitagen 1946 auf Frankfurt zu. Dass sie heimkehrten, verdankten sie dem zähen Organisationstalent des Leiters der vereinigten Bibliotheken der Stadt Frankfurt: Professor Dr. Hanns W. Eppelsheimer.

Die stärkste Einbusse an Büchern hatte die Frankfurter Stadtbibliothek erlitten, die 400'000 Bände im Bombenhagel verlor. Unter den geretteten 250'000 Büchern befanden sich u.a. die Frankfurternsien, Schopenhauers Nachlass und die Sammlungen von Gustav Freytag. In der Bibliothek für Kunst und Technik waren 100'000 Bände verbrannt; 20'000 ausgewählte Werke wurden gerettet. Die Rothschildsche Bibliothek konnte ihren gesamten Bestand von 130'000 Bänden wahren, und auch die berühmte Mannskopfsche Musikbücherei erlitt keine Verluste.

Erst in der letzten Kriegsperiode waren die davongekommenen Bücher der Stadtbibliothek von Frankfurt nach Mittwitz in Oberfranken verlagert worden.

Der Rücktransport nach Frankfurt ging langsam voran. Die zur Verfügung stehenden ausgedienten Möbelwagen konnten nur 70 Zentimeter hoch beladen werden. Und Mitte Mai 1946 waren erst rund 60'000 Bücher in Frankfurt eingetroffen. Sie wurden zunächst im Bunker in der Friedberger Anlage untergebracht.

Es gab nicht nur Transportschwierigkeiten. Es fehlte an Holz und Nägeln für die Notregale. Es fehlte im fensterlosen Bunker an Glühlampen. Und im

Vor «Veneral Disease» – Geschlechtskrankheiten – warnten Plakate an den Ausfallstrassen die amerikanischen Soldaten.

Ganz friedliche Unterhaltung: ein Polizist, auch nicht älter als die jungen Leute am «Weissen Traum».

oberen Stockwerk der nicht ausgebombten Rothschild'schen Bibliothek am Untermainkai, in der Professor Eppelsheimer eine Ausleihe und einen Lesesaal einrichten wollte, sassen noch Besatzungsbehörden.

Einen für die damaligen Verhältnisse «festlichen Eindruck» machte indes- sen die am 22. Mai 1946 in Anwesenheit von General McClure und anderen hohen amerikanischen Militärs und in Gegenwart von Oberbürgermeister Dr. Blaum eröffnete «Amerikanische Bücherei» in dem damals sehr reprä- sentativen Gebäude Taunusanlage 11 an der Ecke Mainzer Landstrasse.

Es gab dort vor allem Zeitschriften aus aller Welt und Bücher in englischer Sprache.

Der Frankfurter Normalverbraucher lief zu den Volksbüchereien, die bereits vier Ausleihestellen, nämlich im Schwerbeschädigten Volksbildungsheim, in Sachsenhausen, Höchst und in Schwanheim, eröffnet hatten.

Margaret Mitchells «Vom Winde verweht» war der Ausleihe-Bestseller in jenen Tagen. Vergeblich wurde von vielen Frankfurtern Ernst Wiecherts «Totenwald» verlangt, denn das Buch war noch nicht vorhanden. Die Frank- furter Volksbüchereien hatten fast 50'000 Bücher verloren.

Bücher waren damals Mangelware. Die Frankfurter Buchhändler, soweit sie die Verfolgungen der Nazijahre überlebten, hatten 1945 vor einem Neu- beginn mit leeren Regalen gestanden. Fast nirgends mehr gab es unzer- störte Verkaufsräume, fast nirgends Lagerbestände, und an neue Bücher war vorerst nicht zu denken. Verlage waren ausgebombt, Druckereien und Bindereien vernichtet. Es gab kein Papier. Dennoch liessen sich bei den Ame- rikanern 200 Personen für den Buchhandel registrieren, viel mehr als es jemals in der Stadt gegeben hatte. Schon am 20. Juli 1945 trafen sich bei dem Verleger Vittorio Klostermann 15 Buchhändler, wirkliche Fachkollegen, zu einer Besprechung. Herr Cobet wurde zum Sprecher bei der zuständigen amerikanischen Behörde, der Information Control Division, gewählt. Er erreichte u.a., dass die viel zu vielen Registrierungen überprüft wurden. Am 22. Januar 1946 konnte dann die Frankfurter Buchhändlervereinigung gegründet werden, mit Herrn Grade als Vorsitzendem. Die Neuorganisation des Standes, der eine besondere geistige Verantwortung trägt, war geschaf- fen. Aber es ging, wie jeder Aufbau in jenen Jahren, nur unendlich mühsam vorwärts.

Doch schon im Frühjahr 1946 bahnte sich eine Entwicklung an, die Frank- furt zu einer Bücherstadt machen sollte. Heute wissen es sogar die Schul- kinder, dass seit 1949 in jedem Herbst die Frankfurter Buchmesse stattfindet, und man kann es in der Zeitung lesen, dass dort nicht nur die deutschen

Verlage, sondern inzwischen auch die grössten aus aller Welt ihre Bücher ausstellen, wie viele Tausende von Buchhändlern dort einkaufen und wieviel Übersetzungsverträge dort abgeschlossen werden. Frankfurt kann auch stolz sein auf den Neubau der «Deutschen Bibliothek», der am 24. April 1959 eingeweiht wurde, mit seinem hohen Bücherturm, der im Lauf der Jahre immer noch wachsen wird.

Damals im Jahre 1946, auch am 24. April, fand im Haus Schaumainkai 101 ein Einzug statt, den der Frankfurter Normalverbraucher überhaupt nicht bemerkte, und von dem nur die Eingeweihten wussten, wozu er den Anfang bilden sollte. Die Geschichte – Herr Dr. Schauer, der sie von Anfang an miterlebte, hat sie uns berichtet – begann eigentlich schon am 11. Juni 1945.

Damals brachten die Amerikaner Omnibusse und Lastwagen mit einer eigenartigen Fracht von Leipzig nach Wiesbaden auf den Weg. Das geschah, kurz bevor sie Leipzig den Russen überliessen. Leipzig war bis 1945 die deutsche Bücherstadt gewesen: Stadt der Druckereien, Bindereien, Auslieferungen, grosser Verlage, der Buchmesse, der zentralen «Deutschen Bücherei», des «Börsenvereins» und des «Börsenblattes». (Nein, es dreht sich nicht um den Handel mit Wertpapieren, es sind die Namen für die Gesamtorganisation des deutschen Buchhandels und seines wichtigsten Mitteilungs- und Anzeigenblattes.) Die Amerikaner müssen geahnt haben, was der Einzug der Russen in geistiger Hinsicht bedeuten würde, sie schafften nämlich in ihre Zone, was sich so schnell und in einem kleinen Transport mitnehmen liess: die Inhaber und leitenden Mitarbeiter einiger bedeutender Verlage mit ihren Familien und dem wichtigsten Verlagsmaterial, ausserdem Herrn Dr. Schauer als künftigen Geschäftsführer einer westlichen Zweigstelle des Börsenvereins und zweieinhalb Tonnen Börsenblattpapier.

Major Waples von der Information Control Division Publications Branch hatte den Transport zusammengestellt. Unter seiner Obhut und verständnisvollen Zensur erschien dann schon im Oktober 1945 das erste Nachkriegs-»Börsenblatt« in Wiesbaden. Die freundliche Landeshauptstadt war jedoch zu klein und zu wenig zentral gelegen, um die Rolle von Leipzig im Westen zu übernehmen. Die deutschen Buchleute dachten an Frankfurt, das vor Jahrhunderten schon einmal die Stadt der Buchmesse gewesen war. Die Frankfurter Stadtverwaltung zeigte Verständnis für diese Pläne und stellte im November eine Etage im Haus Schaumainkai 101 zur Verfügung. Man musste sie freilich erst ausbauen, doch daran sollte es nicht fehlen.

Sie war fast bezugsfertig, da trat eine grosse Ölfirma als Herrin der Etage auf, vom Amt für Bewirtschaftung gewerblicher Räume eingewiesen. Der angerufene Town Major stellte sich auf die Seite der Firma, bis Dr. Schauer einen Einfall hatte. Er sagte: «Sie haben es nicht mit uns Buchhändlern zu tun, sondern mit Major Waples, an dessen Weisungen wir gebunden sind!» Das half sofort. Am 24. April 1946 konnten die Geschäftsstellen des Börsenblattes, des Grosshessischen Buchhändlerverbandes und der Frankfurter Buchhändlervereinigung in das Haus einziehen.

Damit war der Anfang für alles Weitere gemacht. In Zusammenarbeit mit dem Bibliotheksdirektor Professor Eppelsheimer entstand der Plan einer «Deutschen Bibliothek» des Westens als Parallele zu Leipzig. Oberbürgermeister Blaum gab sein Einverständnis. Waples, selbst von Beruf Bibliothekar, gab mit Freuden die Genehmigung der Amerikaner. Im Tabakzimmer des Rothschildischen Hauses am Untermainkai konnte im Dezember 1946 mit drei Mitarbeitern begonnen werden.

Dies alles war als westlicher Zweig im Kontakt und Austausch mit den Leipziger Einrichtungen gedacht. Aber die Leipziger Stellen wollten weder Kontakt noch Austausch, sondern glatte Unterordnung unter ihre Vorherrschaft. Dieser Diktatur konnte man sich nicht fügen, und so begann eine selbständige Entwicklung. Das deutsche Buchwesen hat in Frankfurt seine Heimat gefunden in der «Deutschen Bibliothek», im Buchhändlerhaus am Grossen Hirschgraben neben dem Goethehaus, in der Buchmesse, auf der mehr geistige Fäden aus aller Welt zusammenlaufen, als sich Fluglinien auf dem Flughafen treffen. Mit einer Etage am Schaumainkai hat es 1946 begonnen.

Und dann die Spruchkammern

In Paris tagte die Aussenministerkonferenz der Alliierten, ein Viermächtevertrag zur Entmilitarisierung Deutschlands stand zur Debatte. In Nürnberg verhandelte das alliierte Tribunal. Was den Frankfurter persönlich anging, war die Einrichtung der Spruchkammern auf Grund des Gesetzes «zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus». Am 21. Mai fand im Hause Liebigstrasse 41 die erste Frankfurter Spruchkammersitzung statt. Die «Neue Presse» schrieb dazu:

«Wenn am Dienstagnachmittag die erste Spruchkammersitzung stattfindet, wird die Stimme des öffentlichen Anklagevertreters für ein Jahr und länger nicht wieder verstummen. Dieser öffentliche Kläger in Frankfurt ist Ober-

regierungsrat Oppenheimer, Präsident ist Oberregierungsrat Aigner. Als Vorsitzende der zwanzig Kammern wurden jetzt je zehn gewerkschaftsbenannte und zehn wirtschaftsbenannte Persönlichkeiten berufen.

Die Entscheidung, ob Personen für ihre Stellung politisch «tragbar» sind (die früher von der Militärregierung getroffen wurde), obliegt jetzt dem öffentlichen Ankläger. Ohne die Mitarbeit der gesamten Bevölkerung wird das Gesetz zur Befreiung seinen Sinn nicht erfüllen. Es wird jeder aufgefordert, der stichhaltige Angaben über Verbrecher, Mörder usw. machen kann, diese den Spruchkammern mitzuteilen. Denunzianten werden jedoch vor den Spruchkammern kein Gehör finden. «Dreckschleudern in Form von anonymen Anzeigen fliegen grundsätzlich in den Papierkorb», sagte Oberregierungsrat Oppenheimer.»

Auf die Mitwirkung der gesamten Bevölkerung hat man vergeblich gehofft. Die Arbeit der Spruchkammern war mühselig und ging langsam vonstatten. Zu langsam für die nur nominell Belasteten, die man in ihren Berufen, z.B. als Lehrer, dringend gebraucht hätte. Nach Jahren erwies es sich, dass hingegen die grossen Haie allenthalben diesem Netz entkommen waren. Dennoch waren die Spruchkammern besser als ihr Ruf. Es gab keinen einzigen rachelüsternen, hasserfüllten Ankläger. In Frankfurt wurde nach dem guten Grundsatz Oberregierungsrat Oppenheimers gehandelt. Der Mitautor notierte in seinem «Frankfurter Bilderbuch»:

«In einer Spruchkammer, vor der sich die Belasteten rechtfertigen müssen. Der Vorsitzende streckt, nach geschehenem Spruch (auch wenn dieser ein strenger Spruch war), dem Betroffenen die Hand hin.

Es ist die schönste Geste, die wir je in einem Gerichtssaal erlebten. Es ist, als ob die Demokratie selber ihren Widersachern die Hand reichte: «So. Der Spruch musste sein. Und nun: Mach's gut. Eines Tages wollen wir vergessen, was war.»

Ach, möge diese Geste von niemandem missverstanden werden.»

Es gab wenige stürmische Szenen in den Spruchkammersitzungen. Von einer Ausnahme wollen wir berichten. Der Mitautor schrieb darüber in der «Neuen Presse»:

Etwas Ungewöhnliches hat sich zugetragen: Eine Spruchkammersitzung wurde zum Frankfurter Tagesgespräch. Während sich im Allgemeinen feststellen lässt, dass die Gewissen noch vielfach verhärtet oder betäubt sind, hier, im Falle des Bäckermeisters von Bonames, gab es Debatten und viele Gespräche. Man weiss, um was es ging. Drei Leute wurden mehr oder minder bestraft, weil sie geholfen hatten, einen Menschen auf das Schafott zu bringen.

Der Bäckermeister von Bonames hatte sich bei einem kleinen Schwatz an einer Tankstelle seufzend geäussert, wie der Krieg ausgehe, das sei ihm klar: die Russen würden schliesslich in Berlin stehen, die Amerikaner in

Frankfurt. Diese Äusserung (im Zusammenhang mit anderen «schrecklichen Verbrechen», etwa der Tatsache, dass er auf den Heil-Hitler-Gruss gleichgültig mit «Gute» antwortete) brachte ihn vor den tobenden und kreischenden Psychopathen Roland Freisler, den Vorsitzenden des Volksgerichtshofes, der ihn binnen vierzig Minuten zum Tode verurteilt hatte. Weil er die Wahrheit sagte.

Es gab viele solcher Bäcker von Bonames, viele solcher namenlosen Geköpften, Gehenkten, Erschossenen. Jetzt in den Spruchkammerurteilen wird hie und da ein Denunziant vor sehr ruhige, sehr gründliche, äusserst geduldige Richter gebracht, tauchen die Namen der Gemordeten noch einmal auf.

Den meisten unter uns mangelt es an Phantasie. Was ahnen sie von der Todesangst dieser Geopferten? Vom namenlosen Schmerz der Hinterbliebenen, von der Fassungslosigkeit der Kinder?

Im Falle des Bäckers von Bonames erhielten die Denunzianten einige Jahre Arbeitslager und Geldstrafen. In der Berufungsverhandlung wurden diese Strafen noch einmal abgemildert.

Zweierlei junge Generation

Einhundertzwanzig junge Männer und Frauen, aus den verschiedenen Zonen, auch aus der Sowjetzone, kamen am 18. Mai 1946, aufgerufen von dem damaligen gross-hessischen Ministerpräsidenten Professor Dr. Geiler zum «Tag der jungen Generation» nach Frankfurt, in die Stadt, in der am 18. Mai 1848 in der Paulskirche die erste deutsche Nationalversammlung eröffnet worden war.

Vor dem rauchgeschwärzten Portal der Ruine der Paulskirche, jener Stätte, die einst die besten deutschen Geister zur Beratung über eine demokratische Verfassung vereinigt sah, legten junge hungrige, leidende, aber hoffende Deutsche in einer schlichten Feier ein begeistertes Glaubensbekenntnis an eine neue Zukunft ab.

An dieser öffentlichen Feierstunde nahmen u.a. auch der damalige Rektor der Frankfurter Universität, Professor Dr. Hallstein, teil und ein Rechtsanwalt aus Darmstadt namens Dr. Heinrich von Brentano, der vor den jungen Leuten auf dem anschliessenden Kongress über die Verfassungsprobleme einer jungen Demokratie referierte.

Um dieselbe Zeit standen acht junge Menschen vor dem Richter wegen eines Mordes an einem ihrer Kameraden. Sechs junge Männer als Täter, zwei Mädchen als Mitwisser, alle zwischen 20 und 27 Jahren. Man hatte sie auf Grund einer Anzeige aus dem Wittelsbach-Bunker geholt, wo sie Unterschlupf gefunden hatten, Entwurzelte, Ostflüchtlinge, ein ehema-

liger SS-Mann als Führer. Keiner von ihnen hatte einen Beruf erlernt, nur den Krieg kannten sie und das Töten. Alle ohne Arbeitsstelle, daher ohne Zuzugsgenehmigung, ohne Lebensmittelkarten. Dieser unheilvolle Kreislauf hat viele ins Verderben gelockt. Man konnte ihm entgehen, wenn man bei den Amerikanern arbeitete. Aber das wollten diese jungen Irrgeleiteten nicht. Sie gehörten zur Gruppe der «Edelweiss-Piraten», die ihre Hitler-treue mit Raub und Plünderung im Dschungel des Schwarzen Marktes beweisen wollten. Eifersucht kommt zwischen ihnen auf, der Jüngste wird aus der Gruppe ausgestossen, droht, mit einer Anzeige die Bande hochgehen zu lassen. Damit hat er sein Schicksal besiegelt. Im Nizza bringen sie ihn um, werfen den Toten in den Main. Nun stehen sie vor dem Richter.

Es gab noch kein Schwurgericht damals, keine Psychiater, die Gutachten über die Täter verfassten. Dafür gab es zwei Männer der Praxis: Professor Dr. Wiethold vom Frankfurter Gerichtsmedizinischen Institut und den Polizeiarzt Dr. Reinartz. Sie taten «unter Ausschluss der Öffentlichkeit» Tag und Nacht Dienst. Unter den äusseren Umständen eines Normalverbraucher.

Sie hatten die Toten gesehen, am Tatort, auf dem Seziertisch. Sie sahen den Mördern in die Augen, kaum, dass sie gefasst waren. Ihre Gutachten waren kurz und präzise. Ihre Gutachten wurden nicht nach Seiten und überhaupt nicht extra bezahlt.

Zehn Wochen nach der Tat wurde das Urteil verkündet: zwei Todesurteile (die nicht mehr vollstreckt wurden), dreimal lebenslänglich, für den sechsten zwei Jahre Zuchthaus. Die Mädchen wurden aus Mangel an Beweisen freigesprochen.

Wenige Tage nach diesem Prozess legte der ehemalige Reichsjugendführer, Baldur von Schirach, vor dem Nürnberger Tribunal ein Schuldbekennnis ab. Als Zeuge in eigener Sache erklärte er sich für die deutsche Jugenderziehung allein verantwortlich.

Er sagte: «Die Rassenpolitik ist ein Verbrechen. Hitler war ein millionenfacher Mörder! Die Deutsche Jugend aber ist unschuldig an dem, was Hitler dem deutschen und dem jüdischen Volk angetan hat. Sie war antisemitisch erzogen, aber sie wusste nichts von der Vernichtung der Juden, und sie wollte diese Verbrechen nicht. Es ist meine Schuld, die ich vor Gott und unserer Nation trage, dass ich die Jugend meines Volkes im Glauben an Adolf Hitler erzog, einen Mann, den ich für unantastbar hielt.»

Schirach nahm die Schuld auf sich, eine Schuld, von der viele andere führende Nationalsozialisten bis hin zu Eichmann nichts wissen wollten. Wo-

hin eine Erziehung im Geist Adolf Hitlers unter schlimmen Umständen hatte führen können, das hatte der Prozess in Frankfurt gezeigt.

In dieser Zeit führte die Laienspielschar der katholischen Jugend in den Trümmern östlich des Domes das «Überlinger Münsterspiel» auf.

Die Zeit war voller Gegensätze.

In den verlassenem Trümmern der Altstadt regte sich Leben. Ein echt Frankfurter Original, eine tapfere alte Frau, wagte hier einen neuen Anfang. Die Mitautorin besuchte sie und erzählte davon in der «Neuen Presse»:

Violetter Rittersporn blüht auf dem ehemaligen Parkettboden des ersten Stockes des «Schwarzen Sterns» am Römerberg. Er blüht über den verschonten Renaissancebögen des Erdgeschosses, über den Köpfen der gut erhaltenen kleinen, humorigen Plastiken.

Die Gasträume des einst weltberühmten Lokals sind unter einer rührend rührigen Hand zu improvisierten Verkaufs-«Kolonnaden» teurer Erinnerungen geworden. Man nennt die alte Frankfurterin Elli Gunkel, die hier mit liebenswertem Lokalpatriotismus neu beginnt, bereits die «Lebende Alt-Frankfurter Chronik». Sie hat viel zu erzählen.

In ihrer Jugend sah Elli Gunkel die Welt. Später kam die Welt zu ihrem Laden in ihrem Fachwerkhäuschen am Fünffingerplatz, das vom Giebel bis zum Keller in stilechtem Frankfurter Biedermeier eingerichtet war. Die Besucher aus aller Welt knipsten die Elli Gunkel gern mit ihrem schönen Bernhardinerhund Asra. Die Märznacht 1944 kam, Das hart Erarbeitete eines langen Lebens ging in Flammen auf, aber nicht der unternehmende Humor der alten Frankfurterin.

Nun lebt Elli Gunkel mit dem Nachfolger von Asra, dem Windhund Heida, in den Notkolonnaden des «Schwarzen Sterns». Wachsamkeit zwingt sie, nachts hinter den Renaissancebogen zu schlafen.

«Während wir uns unterhalten, entdeckt Elli Gunkel dann auch ihre Pfingstüberraschung 1946: Jemand hat das aus den Trümmern gerettete uralte Symbol des Hauses gestohlen: den schmiedeeisernen «Schwarzen Stern». Hoffentlich war es ein Witzbold, der ihn nach dem Fest zurückbringt.»

Der «Schwarze Stern» ist nie zurückgekehrt. Die alte Frankfurterin hat den Wiederaufbau ihrer Stadt nicht mehr erlebt.

Auf dem Spielplan der Frankfurter Städtischen Bühnen stand in jenen Maitagen 1946 auch Grillparzers «Medea». (Sie kennen doch die Geschichte von Jason, dem Argonauten, der aus fremdem Land Medeen heimholt, um sie dann treulos im Stich zu lassen?) Die Titelrolle spielte Ellen Daub.

Nach der Vorstellung geht Ellen Daub erschöpft in der Dunkelheit nach Hause.

Vor ihr laufen zwei junge Frankfurterinnen, die im Theater waren und

sich über das Stück unterhalten. Und Ellen Daub hört die eine zur anderen sagen: «Also da hat mer doch Widder mal gesehe, was rauskommt, wenn mer sich mit em Ausländer eilässt . . .»

Die Mädchen und die Soldaten

Es liessen sich aber damals viele Mädchen mit den Amerikanern ein. Man sprach verächtlich von «Ami-Bräuten». Dennoch braucht man über diese Beziehungen nicht in Bausch und Bogen den Stab zu brechen. Gewiss es gab, was es immer gibt unter solchen Umständen, Mädchen, die auf der Strasse warteten, bis einer der Gis (Gl ist ein Spitzname für den einfachen Soldaten, die Buchstaben bedeuten «Government Issue» – Eigentum des Staates) für eine flüchtige Stunde mitging und mit Zigaretten und Lebensmitteln zahlte. An Brücken und Einfallstrassen wurden die Soldaten durch Spruchbänder vor V. D. – «Veronika Dankeschön» gewarnt. Es war eine Umschreibung für Venereal Disease (Geschlechtskrankheiten). Aber daneben gab es viele Freundschaften und Liebesbeziehungen, die nicht schlechter waren wie immer und überall zwischen jungen Menschen. Freilich spielten Not und Mangel der Zeit oft dabei eine Rolle. Die Amerikaner hatten alles, was so dringend fehlte, Lebensmittel, Süßigkeiten, Strümpfe, Seife – aber auch unbeschwerte Lebensfreude. Und die deutschen Mädchen gefielen ihnen. Es ging ihnen der Ruf voraus, sie hätten Sinn für Haushalt und Familie und gäben vortreffliche Ehefrauen. Geheiratet werden durfte freilich nicht. Eheschliessungen mit Deutschen waren amerikanischen Staatsbürgern strikte verboten. Doch im Lauf der Jahre haben eine ganze Reihe deutscher Mädchen nach Amerika geheiratet. Und es gibt genug Frankfurter Familien, deren Tochter drüben eine gute Ehe führt.

Freilich nach einem Jahr Besatzungszeit tauchte auch das Problem der unehelichen «Besatzungs»-Kinder auf. Ein amerikanischer Armeebefehl verfügte:

«Verneint ein Soldat die Vaterschaft, werden keine weiteren Schritte unternommen. Es wird vorgeschlagen, dass sich die Frau an eine deutsche Wohlfahrtseinrichtung wenden soll.

Ist der Soldat nach den Staaten zurückgekehrt, wird seine dortige Anschrift unter keinen Umständen bekanntgegeben. Eine Verlängerung der Dienstzeit wegen eines laufenden Adoptionsverfahrens kann nicht gewährt werden...»

Im Wartesaal für «Mutter und Kind» im Frankfurter Hauptbahnhof, der vom Roten Kreuz betreut wurde, fanden die Schwestern in den wilden

Jahren hin und wieder ein Kind im Bettchen, dessen Mutter nicht zurückkam. Säuglinge wurden einfach ausgesetzt.

Es wurden viele Kinder geboren, die unerwünscht waren. Aber wenn sie erst im Arm der Mutter lagen, besannen sich viele, auch viele der vielgeschmähten «Fräuleins», eines besseren Ichs, und sie hätten für nichts in der Welt mehr ihr Kind hergegeben.

Die Sachbearbeiterin der Adoptionsstelle des Jugendamtes musste in jenen Tagen die Ansicht manches kinderlosen Ehepaares berichtigen, Babys seien in Mengen zu haben.

Und die Soldatenväter, die schäbig davonkommen konnten, indem sie einfach die Vaterschaft leugneten? Sie waren oft besser als die Vorschriften ihrer obersten Vorgesetzten.

Es gab viele unter ihnen, die offiziell keine Verantwortung übernehmen konnten, die aber rührend für ihre Babys sorgten. Und die Mitautorin dieses Berichtes wird nie eine Szene vergessen, die sie bei einem Besuch im Säuglingsheim in der Böttgerstrasse in jenen wilden Tagen erlebte:

In den kleinen Betten des Heimes lagen winzige Erdenbürger. Manches von schokoladenbrauner Hautfarbe. Vor einem der Bettchen sass ein baumlanger Neger-Soldat und hielt ein krausköpfiges Baby auf dem Schoss. Mit leiser, rauher Stimme sang er zärtlich dem Kind ein Wiegenlied seiner Heimat. Er drückte das Baby immer wieder an sich und hatte keinen Blick für die Umwelt.

«Er kommt jede Woche zweimal zu seinem Kind», sagte eine Schwester des Heims. «Die Mutter ist verschwunden. Er ist überzeugt, dass sie sich wieder melden wird. Wir können ihm nicht begreiflich machen, dass es Mütter gibt, die ihre Kinder für immer im Stich lassen .. .»

Das mühsame Leben

Die Zeiten waren wild und wirr. Wir waren «tief unten», wie damals der Mitautor des Buches über eine Glosse schrieb. Aber die schwere Zeit hat auch viel Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit erweckt, vielleicht mehr als die Siebenmeilenstiefeljad zum Wohlstand nach der Währungsreform.

Wie nett waren wir doch damals oft zueinander. Beim Milchhändler gab es beispielsweise nach milchlosen und milchpulvernen Wochen endlich mal wieder «Entrahmte». Zufällig war eine Nachbarin im Geschäft, als eine einzige Kanne für die ganze Gegend ankam. Die Nachbarin eilte nach Hause, den Milchtopf zu holen. Und die Treppen hinaufwetzend, trommelte

sie an jede Wohnungstür und schrie: «Auf, auf! Beim Milchhändler gibt's ‚Entrahmte’!»

Und hat bei Ihnen nie eine Nachbarin oder die zwangseingewiesene Untermieterin mit hochrotem Kopf angeklopft und ein gerade ausprobiertes Rezept verraten, mit dem man «ganz ohne» und nur mit «viel Ersatz» was Essbares zaubern konnte?

Die Mitautorin hat den Tip für ein «Kartoffelgulasch» gut behalten, den sie von einer wildfremden Frau in einem Metzgerladen bekam, wo sie für 50 Gramm ein Zipfelchen Wurst holte:

«Also da nemme Se Kartoffel, stücele se in Würfel, schmorn die mit em bissche Wasser in de Pfann an, des macht ja schnell braun. Awwer passe Se uff, dass Se nett so was wie Kohle in de Pfann hawwe; also die Kartoffel knusprig braun werdde lasse und dann, e bissche Fett werdde Se ja hawwe, also e bissche Fett in die Sach und dann Zwiebele, Zwiebele so viel wie Kartoffel und des braun werdde lasse und dazu Pfeffer und Salz und so viel Ersatzgewürz, wie Se kriehe könne . . .»

Das «Kartoffelgulasch» wurde probiert, sobald ein paar Zwiebel organisiert worden waren und Ersatzgewürz. Es hat mit der Phantasie der Zeit tatsächlich wie echtes Gulasch geschmeckt.. .

Ja, und haben Sie als stolzer Besitzer eines heilgebliebenen elektrischen Bügeleisens nie auf der Plättseite die winzige Illusion eines Rumpsteaks gebraten? Und dabei ist der Strom ausgegangen? Und man hatte das Bügeleisen schon zur Pfanne gemacht, weil kein Stück Kohle, kein Holz im Haus und die Gasration schon längst überzogen war.

Gewiss, es gab Leute, die ihren fettgedeckten Tisch abdeckten, wenn es an der Tür läutete, aber es gab weit mehr, die eine Gesellschaft veranstalteten, wenn sie eine einzige Flasche Wein ergattert hatten. Mit Wasser getauft und etwas Maikraut, selbst im Wald gesucht, war das die herrlichste Maibowle, die wir je getrunken haben. Oder nicht?

Welche Dankbarkeit und Freude in der ganzen Familie, wenn etwa der Vater, der bei den Amis arbeitete, einen Laib Brot, ein Viertel Bohnenkaffee durch die Torkontrolle geschmuggelt hatte, oder als er gar eine Amikolter organisieren konnte, die den ersten Nachkriegswintermantel ergab!

Ja, dankbar waren wir damals. Wie oft haben wir jemand, der uns etwas zukommen liess, was uns von Amts wegen nicht zustand, versichert: «Also, das werden wir Ihnen nie vergessen!»

Grüssen Sie wenigstens noch die Leute, denen Sie das damals versichert haben?

Es gab für den Normalverbraucher keine Stimulansmittel, keinen Bohnenkaffee, keinen Tee, keinen Alkohol und nur selten gab es eine Sonderzuteilung an Zigaretten.

Der Ausweg war Eigenbau Marke «Siedlerstolz».

Im Frühjahr 1946 sah man zum erstenmal vor vielen Frankfurter Fenstern wieder Blumenkästen und Töpfe (in der Mehrzahl leere Blechdosen). Allerdings ohne Blumen. In ihnen wuchsen Petersilie, Schnittlauch, und wo sich die Hausfrau nicht durchsetzen konnte, grünt Tabakpflanzen.

Die Zeitung gab Tips, wie man den Eigenbau im Vorgarten, im Blumenkasten ungezieferfrei halten konnte. Und zur Erntezeit gab die Zeitung ein fachmännisches Rezept, wie man aus Tabakpflanzen etwas Rauchbares machen konnte.

«Also bei meinem Tabak, da können Sie wirklich keinen Unterschied zum echten feststellen, der ist prima ...», brüstete sich mancher Frankfurter. Gegen den letzten in die Pfeife gesteckten Pfefferminztee war der Eigenbau selbstverständlich eine wahre Wonne . . .

Es gab so manche kleine Erleichterung für die Findigen und Geschickten. Aber die Alten ...! Eine Leserzuschrift an die «Neue Presse» vom 8. August 1946 verät ein wenig von ihren Nöten:

Das bisschen Gas.

«Wir sind 71 und 73 Jahre alt und dürfen monatlich 22 cbm Gas verbrennen. Mit dieser Gasmenge kann niemand auskommen, es sei denn, dass man nebenbei noch Holz zum Feuern hat. Das ist bei uns aber nicht der Fall. Wir wollen doch auch noch leben, müssen daher kochen und brauchen warmes Wasser im Haushalt. Kann mir jemand Auskunft geben, wie man das machen soll, um nicht einer hohen Geld- oder Gefängnisstrafe zu verfallen?»

Man hat wieder die Wahl

Der Mai und der Juni 1946 brachten den Frankfurtern denkwürdige Ereignisse: die ersten freien Wahlen seit 1933. Wiedergeburtstunden der demokratischen Ordnung. Oberbürgermeister Dr. Blaum richtete am 23. Mai über die Zeitungen einen Aufruf an die Bevölkerung:

Mitbürger! Am kommenden Sonntag wählt Frankfurts Bürgerschaft zum ersten Male seit dreizehn Jahren wieder in freier und gleicher Wahl eine Stadtverordnetenversammlung.

Männer und Frauen Frankfurts! Damit ist euch nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht gegeben. Zeigt der Welt durch möglichst vollständige Beteiligung an dieser Wahl, dass ihr gewillt seid, eure neue

staatsbürgerliche Freiheit zu gebrauchen und damit den ersten Schritt zu einem Wiederaufbau Deutschlands in freiheitlichem Geiste zu tun! Niemand, der seiner Wahlpflicht nicht genügt, kann sich über Mängel und Missstände beklagen.

Es wird zwar nicht möglich sein, in wenigen Jahren die furchtbaren Folgen des totalen Zusammenbruchs zu überwinden. Nur wenn das Ausland eine allgemeine Bereitwilligkeit unseres Volkes zu einer freiheitlichen Lebensgestaltung und opferbereiten Aufbau feststellt, wird es gewillt sein, uns Erleichterungen und Hilfe zu gewähren. Auf diese Hilfe aber sind wir angewiesen; ohne sie können wir uns weder ernähren noch bekleiden, noch unsere zerstörten Häuser wieder herstellen.

Wahlfähige Männer und Frauen Frankfurts! Geht am Sonntag zur Wahlurne!»

Bei einer registrierten Frankfurter Gesamtbevölkerung von 395'000 Personen waren rund 245'000 wahlberechtigt. Davon waren nur 95'000 Männer (Tausende von Frankfurtern befanden sich noch in Kriegsgefangenschaft). Die Frauen stellten mit 150'000 Wählerinnen rund zwei Drittel der Wahlberechtigten. 25'000 Frankfurter waren aus politischen Gründen vom Wahlrecht ausgeschlossen, weitere 8'000 Personen konnten vom Wahlrecht keinen Gebrauch machen, weil sie die Vorschriften über die Aufenthaltsfrist noch nicht erfüllten. Ausgeschlossen von der Wahl waren auch die rund 20'000 «illegalen» Frankfurter Bewohner (damalige amtliche Schätzung der Nichtgemeldeten).

Bevor die zur Einsichtnahme offen aufliegende Wählerkartei am 15. Mai geschlossen worden war, hatten viele wahlberechtigte Frankfurter nachgesehen, ob ihre Namen auch verzeichnet waren. Es hatte 5'000 bis 6'000 Beschwerden gegeben. Es gab noch mehr Beschwerden am Wahltag.

Die Reihenfolge der Parteien war in folgender Weise für den Stimmzettel festgesetzt worden:

1. Sozialdemokratische Partei
2. Christlich-Demokratische Partei
3. Kommunistische Partei
4. Liberal-Demokratische Partei

Vier Parteien kämpften um die sechzig Sitze des ersten Frankfurter demokratischen Stadtparlaments nach 1933. Um überhaupt in diesem Parlament vertreten zu sein, musste eine Partei mindestens fünfzehn Prozent aller abgegebenen Stimmen auf sich vereinen. Die Zeitungen hatten den vier Parteien je eine Seite zur Verfügung gestellt. Die Parteischlagzeilen lauteten:

«Wahrheit und Gerechtigkeit» (SPD) – «Für ein frohes, freies Familienleben» (CDU) – «Einheit für Deutschland» (KPD) –.

Wie verlief nun der Wahlsonntag, der 26. Mai 1946?

Es war eine überschattete Wahl», berichtete damals der Mitautor des Buches. «Sie wurde nicht nur von schweren Regengüssen beeinträchtigt, die manche Wähler veranlassten, zu Hause zu bleiben, es haben auch zahlreiche Frankfurter, die guten Willens an die Wahlurne gekommen waren, nicht gewählt. Die Gründe dafür liegen in der Unzulänglichkeit der Wahl-listen.

Schon in den ersten Morgenstunden gab es in den Wahllokalen viele betroffene Gesichter, nicht nur bei Wählern, auch bei den Wahlvorstehern und ihren Helfern. Zahlreiche Personen waren nicht in die Listen eingetragen.

Sie mussten den Weg in die Westendmittelschule antreten, wo die Wahlscheine ausgestellt wurden, mit denen die Wähler dann überall ihre Pflicht erfüllen konnten. Von Minute zu Minute wuchs dort der Andrang. Er wurde immer beängstigender, zumal bis um die Mittagsstunde nur in zwei Räumen Scheine ausgestellt wurden; dann entschloss man sich, fünf Räume für diesen Zweck zu öffnen.

Um vier Uhr am Nachmittag sagte uns der Wahlvorsteher der Schwanthaler Schule in Sachsenhausen, eben sei er angerufen worden, er dürfe nun aus eigener Machtvollkommenheit die Reklamierenden wählen lassen . . .»

In Bockenheim hat ein ganzes katholisches Schwesternhaus nicht auf der Wahlliste gestanden. Anderswo war ein vierjähriges Kind auf der Liste, aber nicht seine Eltern. Immer wieder kam es vor, dass nur der eine Ehepartner als wahlberechtigt aufgeführt worden war. In Hausen kam es in einem Wahllokal vor, dass 50 Prozent der Wahlberechtigten nicht in den Listen standen. Frankfurter, die seit zwanzig Jahren im gleichen Haus wohnen, waren hier und dort nicht aufgeführt.

Und was sagte der Sekretär des Wahlamtes, Herr Rodemann, in der vielbestürmten Ludwigstrasse zu den Gründen dieses Tohuwabohus? Er sagte: «Die Nazis haben das ganze Einwohnerregister verbrannt. Wir mussten eine neue Wahlkartei aufbauen – und dies mit Kräften, die sich erst einarbeiten mussten ... Es ist auch nicht ganz so schlimm, wie es aussieht. Ich glaube, dass nur etwa zwei Prozent der Wähler betroffen werden. Die sechzig Stadtverordneten, die heute gewählt werden – und die nach dem Wahlgesetz allein eine Neuwahl verlangen können, werden wegen dieser zwei Prozent die Wahl nicht umstossen.»

Es kam auch nicht dazu, obwohl zunächst alle Parteien wegen der Wahlmängel protestierten. Schon am 30. Juni stand ja eine neue Wahl vor der Tür, deren Vorbereitung mühsam genug war.

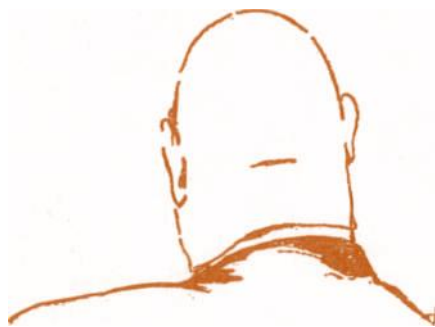
Während Arbeiter den nördlichen, über den Main gen Himmel ragenden Teil des «Eisernen Stegs» in die Waagerechte kippten, am Mittwoch, dem 29. Mai 1946, wurde im Haus Siesmayerstrasse 12 das Ergebnis der Frankfurter Stadtverordnetenwahl amtlich festgestellt:

Insgesamt wurden in Frankfurt 198 392 Stimmen abgegeben, von denen 8'522 ungültig waren.

Es erhielten:

SPD 77'940 Stimmen	= 39,3%
CDU 66'576 Stimmen	= 33,6%
KPD 22'999 Stimmen	= 11,6%
LDP 22'355 Stimmen	= 11,3%

Die beiden grossen Parteien würden also ins Stadtparlament einziehen. Die beiden anderen hatten die notwendigen 15 Prozent nicht erreicht. Im grossen Sitzungssaal des Polizeipräsidiums – der Saal in der Siesmayer-



Unverkennbar Walter Kolb, karikiert von Meyer-Gasters

Strasse hätte nicht ausgereicht – trat am 21. Juni die neugewählte Stadtverordnetenversammlung zu ihrer ersten Sitzung zusammen.

Die Stadtverordneten wurden feierlich für ihr Amt verpflichtet und erklärten einstimmig die Wahl vom 26. Mai für gültig. Der entscheidende Wechsel in der Frankfurter Kommunalpolitik war vollzogen.

Die Demokratie etablierte sich im Sturmschritt. Schon neun Tage später, am 30. Juni, fanden die Wahlen zur verfassungsberatenden Landesversammlung statt. Die Benachrichtigungen über die Eintragung in die Wahl-

listen erfolgten nun auf Postkarten, die zum Teil durch Schüler der Oberklassen ausgeschrieben wurden. Eine Zeit der Behelfe – dennoch ging es voran. Diesmal stimmten die Wahllisten.

Dieser Wahlsonntag, bei dem es um die Abgeordneten zur Beratung der neuen Verfassung für Gross-Hessen ging, dieser Wahltag war ein herrlicher Sonntag nach langen Regenwochen. Vielleicht war darum die Wahlbeteiligung um ein paar Prozent geringer als am 26. Mai, vielleicht hatte auch das damalige Durcheinander die Leute etwas wahlmüde gemacht.

Des Wählens war jedoch noch kein Ende, zwar nicht für die Frankfurter, aber für ihre Stadtverordneten. Der Magistrat musste gewählt werden, und vor allem ging es um den ersten gewählten Oberbürgermeister. Bei den Debatten um die Kandidaten und Gegenkandidaten ging es heiss her zwischen der SPD und der CDU. Am 25. Juli fand die Wahl statt. Dabei siegte der Kandidat der SPD, Dr. Walter Kolb, gegen den Kandidaten der CDU, Dr. Blaum, dessen Verdienste man, als er sein Amt zur Verfügung stellte, am 21. Juni ehrend gewürdigt hatte. (Die Liste der Stadträte findet der Leser im Anhang.)

Wirklicher Meister aller Bürger

Walter Kolb, der neue Oberbürgermeister, der zu einem der populärsten Nachkriegsfrankfurter werden sollte, war zu dieser Zeit für die Bevölkerung ein völlig unbeschriebenes Blatt. Ausserhalb Frankfurts kannte man ihn als Verwaltungsfachmann, der politisch seinen Mann gestanden hatte. 1902 in Bonn geboren, hatte er dort die Rechte studiert und sich der sozialistischen Studentengruppe angeschlossen. Er wurde der Führer einer Gruppe, die die Zusammenarbeit aller demokratischen Studentengruppen erstrebte. Seiner Laufbahn als Landrat setzten die Nazis 1933 sofort ein Ende. Sie sperrten ihn auch längere Zeit ein. Im Krieg erinnerte man sich seiner, er wurde eingezogen. 1945 wurde Kolb Regierungsvizepräsident in Düsseldorf, später dort Oberbürgermeister und schliesslich Oberstadtdirektor.

Das alles erfuhren die Frankfurter aus den Zeitungen –wenn sie eine ergattern konnten! Wie es damit zuweilen stand, zeigt eine Leserzuschrift an die FNP vom 22.7.1946:

Mangelware Zeitung

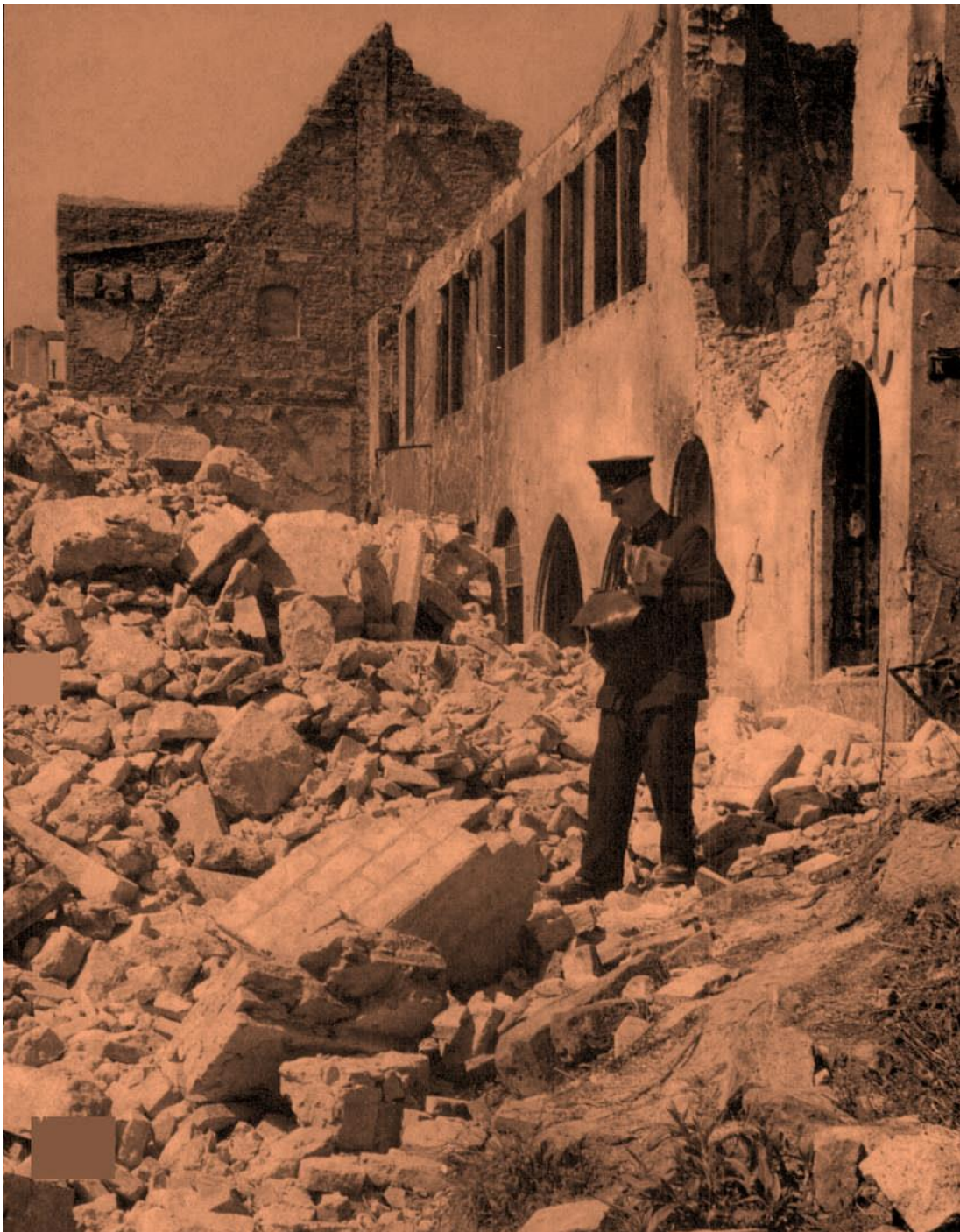
«. . . Ich bin trotz vieler Rennerei und Schreiberei seit dem 1. April ohne irgendwelche Zeitung! Am 15. April hatte ich mich ordnungsgemäss im



Im Sommer 1947: Im Café Hauptwache wurde unter freiem Himmel ein notdürftiger Restaurationsbetrieb in Gang gesetzt.

Blick von der Zeil zur Biebergasse: ein einziges Trümmerfeld. Im Vordergrund ein ausgebrannter Trambahnwagen.





Adressen im Nichts – die Briefträger hatten es schwer, in der Einöde der Altstadt Post zu bestellen. Mancher Adressat wohnte im Keller.

Steinweg in eine Liste eingetragen, wurde dann von einem Termin auf den anderen vertröstet und bin heute noch ohne Blatt.

Ich unterrichte an einer öffentlichen demokratischen Schule Frankfurts, habe zeitlebens den demokratischen Gedanken hochgehalten, soll ihn in geistig rege Jugend pflanzen und kann mich noch nicht einmal orientieren über das, was in Stadt und Welt vorgeht!

Es sind übernatürliche Fähigkeiten, die bei einem deutschen Schulmeister des Jahres 1946 vorausgesetzt werden, dass er nämlich die Zeitereignisse und ihre Auswirkungen aus den Fingerspitzen saugen kann! . . . »

Am 1. August wurden Oberbürgermeister und Magistrat in der Aula der Universität vereidigt und feierlich in ihr Amt eingeführt. Was danach begann, war nicht normale Arbeit – sondern eine Krise.

Der zweite Bürgermeister Dr. Althelm war verhaftet worden, weil er sich wegen einer Ungenauigkeit in seinem Fragebogen vor dem Militärgericht verantworten musste. Das war damals nichts Aussergewöhnliches. Es kam jedoch hinzu, dass zwei Stadträte ihr Amt nicht annahmen, dass der Stadtkämmerer zurücktrat, und obendrein der Oberbürgermeister wegen Abwicklungsgeschäften abwesend war.

Grosse Aufregung – «die grösste Stadt des Landes Gross-Hessen von einem Rumpfmagistrat verwaltet» – Kommentare sogar in Zeitungen der englischen Zone!

Nun, die Krise war bald überwunden. Durch eine Nachwahl wurden die verwaisten vier Posten am 26. 9. neubesetzt. Auf Dr. Althelm musste man für einige Zeit verzichten, er hat sich später hohe Verdienste um die Stadt erworben. Dr. Kolb war nach Frankfurt übergesiedelt, und der Stadtverordnete Dr. Wilhelmi erklärte, man habe in ihm «eine Persönlichkeit kennengelernt, die ein wirklicher ‚Meister aller Bürger‘ zu werden verspreche».

Stadtpolitik und Wahlen bestimmten die Sommermonate des Jahres 1946 in Frankfurt wie in der ganzen amerikanischen Zone. Daneben regte sich in der alten Mainstadt kräftig das kulturelle Leben.

Im Mai gab Werner Finck, einer der Grossen des deutschen Kabarets, ein Gastspiel im Zoo. Im Wohnwagen des Zirkusdirektors Hoppe gab er dem Feuilletonredakteur der «Neuen Presse», Paul Fr. Weber, ein Interview. Finck träumte von einem «Wortspielhaus» in Frankfurt, einem Florettboden des geistigen Witzes für die Auseinandersetzung mit den Zeitereignissen. Sein Traum hat sich nicht verwirklicht.

Wie ein Volksfest wurde in jenen Endmaitagen 1946 das erste Wiederauftreten von Franz Völker gefeiert, der in der überfüllten Universitätsaula einen Lieder- und Arienabend gab, begleitet am Flügel von dem

Dresdner Staatsoperkapellmeister Willy Czernik, der bald darauf die hessischen Gefilde zu seiner Wahlheimat machte.

Die «Domspatzen» aus Regensburg sangen zur gleichen Zeit zugunsten des Caritas-Verbandes in der St.-Josephs-Kirche in Bornheim, wo die Menschen bis auf die Strasse hinausstanden.

Und am Sonntag, dem 30. Mai 1946, fand in der Frankfurter Börse als Erstaufführung für die amerikanische Zone ein Schauspiel zum Thema «Macht der Liebe und des Gewissens» statt: Jean Anouilhs «Eurydike». Oberspielleiter Robert Michal bot den Frankfurtern eine moderne Aufführung von hohem Niveau. Den Orpheus spielte Konrad Georg, den Vater des Orpheus Otto Rouvel, Ingeborg König sah man als Eurydike, als Tod im Trenchcoat agierte Wolfgang Büttner.

Eberhard Beckmann Rundfunkintendant

Am Samstag vor der «Eurydike»-Premiere hatten sich Angehörige der Städtischen Bühnen zu einer Abschiedsfeier eingefunden. Die Amerikaner hatten den ersten Kulturrat im Nachkriegs-Frankfurt, Eberhard Beckmann, zum Intendanten von Radio Frankfurt ernannt.

Die Leute vom Theater sahen den Kulturrat Beckmann ungern scheiden. Denn er hatte viel für sie getan.

Beckmann war nach seinen Studienjahren schon 1928 nach Frankfurt gekommen. Der Dreiundzwanzigjährige schrieb Reportagen, Feuilletons, Film- und Theaterkritiken. Bald wurde er auch als Funkreporter bekannt. Daneben war er Dozent für Theater- und Kunstgeschichte an der Frankfurter Schauspielschule. Dieser vielseitigen Tätigkeit wurde im März 1933 ein Ende gesetzt. Der Sozialdemokrat Beckmann wurde «wegen staatsfeindlicher Tätigkeit» verhaftet. Wieder auf freiem Fuss, zog er sich auf eine Bauernklitsche in Götzenhain zurück und brachte dort sich und seine Familie mit unverfänglichen, aber haltvollen Feuilletons durch die schlimmen Jahre.

1945 gehörte Beckmann zunächst zum Team von Zeitungsleuten im Stab Elollbachs. Im September 1945 begann er seine Tätigkeit als erster Kulturrat der Stadt Frankfurt und war damit auch für den Aufbau der Städtischen Bühnen zuständig.

Die Frankfurter Theaterverhältnisse waren zu diesem Zeitpunkt praktisch noch auf einem Nullpunkt. Es gab nicht einmal eine Behelfsbühne. Ein Häuflein unverzagter, besessener Theaterleute, voran Toni Impekoven,

hatte zwar schon im Sommer 1945 die Aufführung von Kleists Lustspiel «Der zerbrochene Krug» vorbereitet, aber die Bemühungen von Leuten, die keine Zigaretten und Lebensmittel als Kompensationsware zur Überwindung von «technischen Schwierigkeiten», wie z.B. die Beschaffung von Hammer und Nägeln, hatten, waren schnell gescheitert.

Beckmann brachte es dann fertig, dass die Militärregierung den Sendesaal von Radio Frankfurt wenigstens vorübergehend für Theateraufführungen freigab; er erreichte in langwierigen Verhandlungen mit diplomatischem Geschick, dass die Industrie- und Handelskammer den ehemaligen grossen Börsensaal für die Städtischen Bühnen zur Verfügung stellte. Damit gab es endlich auch eine Spielmöglichkeit für die Oper. Beckmann bekam den Handwerker-saal in der Braubachstrasse für Matineen, Dichterlesungen und vor allem für das Kabarett der Städtischen Bühnen frei.

An all diese zähen, erfolgreichen Bemühungen dachte gewiss Emil Staudenmeyer, als er in der Abschiedsfeier für den scheidenden Kulturrat Beckmann dessen Tatkraft, Umsicht und grosse fachliche Erfahrung hervorhob, «die in erster Linie für den Wiederaufbau und den heutigen beachtlichen Stand des Frankfurter Theaters verantwortlich sind». Staudenmeyer rühmte auch das menschliche und soziale Verständnis Beckmanns, «der als erster in Deutschland wieder einen Normalvertrag für Künstler geschaffen hat». «Wir wünschen, dass Ihre Arbeit als Intendant von Radio Frankfurt sich ebenso fruchtbar gestaltet wie Ihre Tätigkeit als Kulturrat», hatte Emil Staudenmeyer dem Scheidenden zugerufen.

Radio Frankfurt war der erste Sender im Nachkriegsdeutschland, dessen Leitung in deutsche Hände gelegt wurde, Lucius D. Clay, damals noch amerikanischer Generalleutnant, überreichte Beckmann selber die Bestätigung zum Intendanten.

Für Beckmann galt es wieder, den Nullpunkt zu überwinden. In seinem Büro im ersten Stock des heutigen Gothaer Versicherungshauses in der Eschersheimer Landstrasse (das Zimmer ist heute die Praxis eines Arztes) herrschte ein wahres Organisationsfieber. Radio Frankfurt überraschte seine Zuhörer bald mit einem erstklassigen grossen Orchester. Willy Berking trommelte seine bis in unsere Tage beliebte Tanzkapelle zusammen. Prominente Wissenschaftler, Politiker, Künstler sassen bald bei Radio Frankfurt um den «runden Tisch» und diskutierten über brennende Zeitprobleme. Kein Wunder, dass Beckmann zwei Jahre später von einem rein deutschen Gremium in freier Wahl als Intendant bestätigt wurde, dass ihm 1955 gelang, was bisher keinem einzigen deutschen Rundfunkchef gelungen

war: eine Wiederwahl auf die laut Rundfunkgesetz höchstzulässige Zeit von weiteren neun Jahren.

Beckmann war um diese Zeit auch zum Pionier des deutschen Fernsehens geworden; er wurde 1957 zum Präsidenten der Fernsehkommission der Unesco gewählt.

1955 hatte der Frankfurter Rundfunkintendant das Grosse Verdienstkreuz der Bundesrepublik erhalten, 1956 wurde er mit der Goethe-Plakette der Stadt Frankfurt und ein Jahr später mit der Darmstädter Merck-Plakette ausgezeichnet.

Eberhard Beckmann, ein glänzender Erzähler, ein Mann, der viel Sinn für die Ironie mit tieferer Bedeutung und die Pointe hatte, hätte zweifellos diesen Bericht mit einigen Anekdoten bereichert. Aber als die Autoren die Serie, die dem Buch zugrunde liegt, begannen, war er bereits schwer krank. Wenige Wochen später kam über den Rundfunk die Meldung, dass Eberhard Beckmann am 3. Januar 1962, ein Uhr nachts, für immer die Augen geschlossen hatte. Die Frankfurter verloren viel an ihm.

Das liebliche Fest

Zu Pfingsten bot der Veranstaltungskalender den Frankfurtern alles, was sie sich wünschen konnten: Theater, Oper, Konzert, Filme, Kabarett und Zirkus. Zum ersten Male waren offiziell ein paar Sonderzüge im Nahverkehr bewilligt worden. Man las in der Zeitung, dass für Privatreisen nach Thüringen monatlich 1'000 Pässe beantragt werden konnten, für einen 14tägigen Aufenthalt. Die sowjetische Administration gewährte dasselbe den Thüringern. Das gab es also damals – und gibt es heute leider nicht mehr! Es war wenig genug, was an Begegnungen und Bewegungsfreiheit zugelassen wurde – doch man wünschte es sich heute zurück.

Auch das war eine Pfingstmeldung:

Seife für Knochen. Nach Bekanntmachung des Frankfurter Oberbürgermeisters wird für die Knochensammlung wieder eine Seifenprämie eingeführt. Für Gutscheine über 5 Kilogramm Knochen kann im Handel ein Stück Kernseife zu 60 Gramm Frischgewicht bezogen werden.

Eine Leserschrift nahm den Mangel und die Absonderlichkeiten der Zeit mit Humor:

«Schöne Geschichte»

«Seit einigen Tagen erfreue ich mich des Besitzes zweier langersehnter Bezugsscheine. Dass ich damit noch lange nicht den Regenmantel und den

Herrenanzug im Schrank habe, zu dessen Einkauf ich höchst offiziell berechtigt bin, war mir von vornherein klar. Etwas unklarer ist mir jedoch, wie Folgendes möglich sein kann: Komme ich da doch zu einem Schneider und sehe dort eine ganze Reihe funkelneuer Konfektionsanzüge, fabriketikettiert! Sie werden sich die Freude vorstellen können, mit der ich meinen ebenso neuen Bezugschein präsentierte! Aber – leider gibt es in jeder schönen Geschichte so ein Aber ... – man lächelt nur leicht ironisch und klärt mich dann auf: Solch ein Schein ist gar nicht einmal erforderlich, die Anzüge sind bezugscheinfrei! Es ist auch Auswahl da, für jeden Geschmack und für jeden Geldbeutel der passende Anzug: nur 1'800–2'000 RM das Stück! Fabriketikettiert!

Dies war eine wahre Geschichte. Ich frage nun von Mensch zu Mensch: Finden Sie nicht, dass das eine schöne Geschichte ist?»

Nicht mit Humor zu nehmen war die Ernährungslage. Selbst die «Drei-Mächte-Kommission für Ernährungsfragen» stellte fest, dass «1'550 Kalorien auf die Dauer unzureichend» wären. Doch diese 1'550 Kalorien wurden sehr oft nicht einmal erreicht. Wer Kinder hatte, litt besonders. «Warum hört man nicht die Meinung der Mütter an bei der Festsetzung der Rationen?» klagte die Mutter eines Sechsjährigen.

Etwas Neues: Care-Pakete

Schweizer Wohlfahrtseinrichtungen waren die ersten, die halfen. Im Mai 1946 wurde durch ihre Spenden eine Schulspeisung möglich. Im Juni begann ein nicht mehr abreissender Strom privater Hilfe aus den Vereinigten Staaten: Geschenkpakete wurden zugelassen. Der stellvertretende amerikanische Militärbefehlshaber Generalleutnant Clay sorgte dafür, dass sie schwerer sein durften als die anfänglich bewilligten fünf Kilo. Überzählige Heeresrationen wurden zur Verteilung in 30-Pfund-Paketen freigegeben. Im Sommer 1946 trafen die ersten genormten Care-Pakete bei glücklichen Frankfurtern ein. Wer immer Verwandte und Freunde in den Staaten hatte, wird sich dankbar dieser freudig begrüßten Sendungen erinnern.

Im Überfluss hatte monatelang eine jugendliche Bande gelebt, die an den Pfingstfeiertagen gefasst wurde. Sie nannten sich «Kippe Praster». In Fürsorgeheimen hatten einige von ihnen wohl den Ausdruck Kippe machen für aufteilen gelernt. Aufgeteilt wurde die Beute ihrer Einbrüche. Fast keiner der Burschen arbeitete etwas. In einem gestohlenen Jeep und gestohlenen amerikanischen Uniformen unternahmen sie unverfroren nächtliche Diebesfahrten grossen Stils. Die üppige Beute wurde in den Wohnungen leichtfertiger Mütter und Nachbarinnen mit ein paar befreundeten Mädchen geteilt und verprasst.

«Der Wein floss in Strömen», sagte eine junge Zeugin bei der Verhandlung. «Zigaretten gab's in Massen, es war immer wie in einer französischen Bar!»

Aber auch an Fleisch und Wurst fehlte es nicht.

Nun standen sie vor dem Richter der Jugendstrafkammer, diese Verführten, in die Wildnis der Gesetzlosigkeit Verirrten. Sie erhielten milde Strafen in Anbetracht der Begriffsverwirrung der anomalen Zeit und weil «der Einfluss der Umgebung recht übel war».

Die anomalen Zeiten dauerten noch eine ganze Weile. Die Strafen wurden bald härter. Der und jener der «Kippe Praster» spürte das beim Rückfall. Einige der Bandenmitglieder flüchteten später in die Fremdenlegion, kamen als gebrannte Kinder wieder in ihre Vaterstadt zurück und haben, soweit wir erfahren konnten, in ein ehrliches Leben zurückgefunden . . .

Stadt ohne Bilder

«Stadt ohne Bilder» unter diesem Titel schrieb Anfang Juni 1946 der Mitautor eine Glosse:

In Frankfurt gibt es Theaterpremieren, fast wie einst im Mai, es gibt elf oder zwölf Kinos, in Frankfurt gibt es Konzerte mit Musik, die zwölf Jahre lang verboten war, es gibt Vorträge, knallvoll besetzt, es gibt die schönsten Anfänge von echten Diskussionen, es gibt . . .

Es gibt keine Kunstausstellung. Kunstausstellungen gibt es (und gab es) in Bad Nauheim und in Marburg; in dem völlig zerschlagenen Darmstadt lösen die Ausstellungen einander ab, in Wiesbaden ist man besonders stolz auf die Leihgaben des Frankfurter Städtels – in Frankfurt selber gibt es nichts. Frankfurt schläft. Ah, sagte da nicht jemand mürrisch, wir hätten «nun einmal keine Räume»? Soso.

Wir sind bettelarm, nicht wahr, müssen wir wie Parvenüs ausstellen? Schaut nach dem reichen Paris, da hängen die Maler – wie gestern irgendwo zu lesen war – ihre Bilder in die Hinterzimmer winziger Cafés. Wir sind vornehm. Uns fehlt der Ruffen. Uns fehlt der Raum.

Wir waren einmal die Stadt von Hans Thoma und Wilhelm Steinhausen, im Stadel hingen Gemälde von Renoir und Picasso und Beckmann. «Aber was wollen Sie denn», hörten wir jemand sagen. «Die Bilder sind doch noch eingepackt!» Drum.

Die Redakteure der «Neuen Presse» halfen später aus eigener Initiative diesem bilderlosen Zustand ab. Sie rückten in dem ohnehin schwer beschädigten Haus Rahmhofstrasse 2–4 zusammen und machten ein Zimmer frei, nannten es wegen der grün gestrichenen Wände «Grüner Saal» und hier stellten junge Maler ihre Bilder aus, als erster Reich a. d. Stolpe.

Aber wenige Tage nach der Veröffentlichung der Glosse geschah etwas, das Kunstkenner und Kunstliebhaber erschreckte. Das Frankfurter Städel gab den Verlust von 114 wertvollen Gemälden bekannt, darunter berühmte Bilder von Renoir, Tiepolo, Liebermann, Seekatz, Matisse, Thoma, Ruysdael und Elsheimer.

Beinahe ein Lustspiel

Die Geschichte um die verschwundenen Bilder wurde zu einer Art Kriminalkomödie. Sie endete erst nach den wilden Jahren mit einem Knalleffekt. Das Frankfurter Städel hatte wie andere Institute der Stadt Anfang 1946 begonnen, sich nach seinen ausgelagerten Schätzen umzusehen. Die hatten einiges mitgemacht. Sie waren 1943, als Frankfurt noch von schweren Bombenangriffen verschont geblieben war, sorgfältig katalogisiert und verpackt, zunächst einmal in den Bunker bei Schloss Ziegenberg in der Nähe von Bad Nauheim gebracht worden.

Im Sommer 1944 wurde das Schloss von deutscher Wehrmacht besetzt. Die Frankfurter Gemäldesammlung von unschätzbarem Wert genoss keinen Schutz. Sie musste den bombensicheren Unterstand verlassen und im Möbelwagen über eine Landstrasse reisen, die stündlich von Jagdfliegern bedroht war. In einem Bunker von Bad Wildungen fanden die Gemälde eine neue Unterkunft. Sie lagen oder standen dort hinter festverschlossenen Türen und wurden nur von dem greisen Aufseher des Wildunger Museums bei seinen Kontrollgängen besucht. In Anbetracht der Kriegsodyssee, die die Sammlung hinter sich hatte, schien der festgestellte Verlust von 114 Gemälden keine allzu grossen Rätsel aufzugeben. Man stritt nur darüber, ob Kunstkenner oder Laien jetzt Besitzer der Bilder waren. Das grosse Suchen begann.

Den Frankfurter Normalverbraucher regte der Verlust des Städels in jenen Tagen nicht auf. Er hatte andere Sorgen.

Zur Sensation wurde die Sache erst, als Anfang 1949 – die deutsche Mark war wieder etwas wert – das Städel 10'000 D-Mark Belohnung für «Angaben zur Überführung der Diebe» aussetzte. Der Steckbrief der Gemälde klebte jetzt an allen Litfasssäulen der Stadt und an den schwarzen Tafeln in den Polizeipräsidiën aller Zonen. Für viel Geld liess man einen Katalog mit Fotos und genauen Beschreibungen der vermissten Gemälde anfertigen und schickte ihn an alle bedeutenden europäischen und aussereuropäischen

Museen und Kunsthandlungen. Namhafte Zeitungen und Magazine in aller Welt berichteten über den «einmaligen Riesendiebstahl» und eine Zeitung veröffentlichte gezeichnete Visionen, die den Dieben Angst und Schrecken einjagen sollten.

Seit Frühjahr 1948 war auch die Frankfurter Staatsanwaltschaft mit der Aufklärung des Falles beschäftigt. Nun nahm sich der damalige Frankfurter Staatsanwalt Dr. Hofmann der Sache energisch an. Man verfolgte in zahllosen Vernehmungen noch einmal die Odyssee der Bilder bis zu ihrer teilweisen Heimkehr. Man stellte dabei fest, dass der Möbelwagen drei Tage von Schloss Ziegenberg bis Bad Wildungen unterwegs war und obendrein eine Panne hatte. Dem Fahrer des unglückseligen Transportes und seinem Begleiter wuchsen graue Haare wegen der strengen Vernehmungen und dem Verdacht, in den sie geraten waren.

Dann geschah das, was man einen Zufall nennt. Eines der Museen von Aachen, das ebenfalls nach Bad Wildungen ausgelagert hatte, suchte nach einem wertvollen Uhrwerk. Man öffnete eine Kiste, die im Gang des Bunkers stand, und was kam zum Vorschein: 41 der verschwundenen Frankfurter Gemälde.

Staatsanwalt Dr. Hofmann nahm die Kiste staunend in Empfang. Man hatte ihm versichert, die Gemälde seien einzeln verpackt gewesen. Um die gleiche Zeit erhielt der Staatsanwalt von dem Landeskonservator Dr. Bleibaum Nachricht, dass vor einiger Zeit, im Dezember 1947, bereits einmal eine Kiste ins Frankfurter Städel geschickt worden war. Auf der Kiste hatte «Solms» gestanden. Graf Solms war der frühere Leiter des Städelschen Kunstinstitutes.

Der Staatsanwalt suchte dort nach, wo gewöhnlich ein Staatsanwalt nicht sucht, im Haus des Bestohlenen. Er fand die Kiste und in ihr die restlichen Gemälde.

Grosse Freude im Städel – aber auch einige Betretenheit: wie sagt man es der Öffentlichkeit? Peinlich, peinlich nach all dem Wirbel! Ein alter Frankfurter meinte dazu:

«Awwer was wolle Se denn, die Bilder sind doch wieder da. Die Grossmudder hat uff ihrn Täsche gesesse!»

Das Senckenberg-Museum holte ebenfalls im Frühjahr 1946 seine berühmten Sammlungen, die zum grössten Teil gerettet waren, nach Frankfurt zurück. Da für alle Sammlungen in dem schwer beschädigten Museum noch kein Platz war, blieb die geologische Sammlung vorerst als Aussenstelle des Senckenberg in Hungen. Als Keimzelle des neu erstehenden Naturmuseums

hatte man in der Eingangshalle des Frankfurter Gebäudes die ersten Schaukästen aufgestellt.

Die Senckenberg-Zeitschriften hatten von der amerikanischen Militärregierung die Lizenz erhalten und bereiteten ihre ersten Ausgaben vor. Die Schriftleitung der populärsten Zeitschrift «Natur und Volk» hatte Professor Mertens übernommen.

In all diesen Jahren hat als Verbindungsmann zwischen der Stadtverwaltung und der Militärregierung der Freiherr Otto von Recum eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt – nicht nur dank seiner Sprachkenntnisse, die ihn zum idealen Dolmetscher machten, sondern durch die Diplomatie, deren es bei den zunächst mehr als heiklen Beziehungen bedurfte und bei deren Bewältigung er mehr als einmal an den Rand der Verhaftung kam. Hollbach hatte ihn nach Frankfurt geholt, nachdem die Amerikaner ihn an seinem Wohnort Götzenhain zum Bürgermeister gemacht hatten.

Theater in der Turnhalle

In Frankfurt eröffnete am 15. Juni 1946 das «Kleine Komödienhaus» seine Pforten. Ein Tempelchen der heiteren Muse für die Städtischen Bühnen, das in einer Turnhalle in der Veitsgasse 11 in Sachsenhausen, am Schnittpunkt von Gartenstrasse und Schifferstrasse, in mühevoller Kleinarbeit errichtet worden war. Ein Bühnenbildner hatte die Turnhalle durch Zufall entdeckt. Zur Premiere gab es die Komödie von Paul Hellwig «Krampus und Angelika». In den Hauptrollen: Hannelore Hinkel, Cläre Kaiser, Martin Held und Peter Otten. Inszenierung: Toni Impekoven.

Die Tote im D-Zug

Was das blutjunge Mädchen, das man am 18. Juni 1946, morgens gegen 7 Uhr, in einem ausrangierten, auf Gleis 47 des Hauptbahnhofs abgestellten D-Zug-Wagen ermordet auffand, in Frankfurt suchte, was es in die Stadt trieb, steht bis heute nicht eindeutig fest.

Bis heute weiss man nicht, ob die Tote in dem alten D-Zug-Wagen Hannelore van der Veltz hiess. Unter diesem Namen wurde sie von einer anderen Vagabundin der Zeit identifiziert. Unter diesem Namen fand auch ein Prozess gegen den vermutlichen Mörder statt, der freigesprochen wurde. Unter diesem Namen hat die Frankfurter Kriminalpolizei (später auch unter Einschaltung von Interpol) bis heute vergeblich versucht zu erfahren, woher

die Ermordete wirklich stammte. Eines der vielen dunklen Schicksale – Strandgut der Zeit.

Sommer 1946

In der Nähe des Hauptbahnhofs eine kleine Kneipe. Dass ein Plakat an der Wand hängt: «Jugendlichen unter 16 Jahren ist der Aufenthalt im Lokal verboten», scheint die jüngste Jugend besonders anzuziehen.

Sie sitzen einzeln, zu zweien, in Gruppen. Es gibt (Dünn-)Bier in Tassen und das, was unter dem Tisch steht. Die Jungen sind aus den kurzen Hosen gewachsen, als es keine Kleiderkarte mehr gab, dafür aber Uniform, ein Gewehr und das stolze Lied: «Morgen gehört uns die Welt». Die Mädchen ersetzen, was an der Rocklänge des gestrigen Schulkleidchens fehlt, durch Lippenstift.

Wie sie so sitzen, haben sie nichts als sich selbst, und sie machen Gebrauch davon. Die «Männer von morgen» rauchen, was ihnen ihre «Mädchen von heute» von ihrem Gefühlsausverkauf mitbringen.

Grosszügig werden an «Neulinge» Tips gegeben, wie man u.a. zu einem anderen Namen kommt, falls der alte unbequem geworden ist. Ein bleichsüchtiger Bengel erzählt seinem schmalbrüstigen Kumpanen, dass er es schon dreimal mit Erfolg probiert hat und bald nicht mehr wissen wird, wie er wirklich heisst.

Ein allzu kindlich aussehender Knabe muss seinen Ausweis zeigen, als eine Kontrolle kommt. Er zeigt, was verlangt wird, und randaliert nachher: «Ich bin schon sechzehn. Sechzehn! – Mir kann keiner ...!» – Kann ihm wirklich keiner – helfen?

Die Penicillin-Tragödien

Während der wilden Jahre fiel in allen Amtsstuben ein grosses Plakat auf, das immer wieder erneuert wurde. Die Plakate zeigten die ständig steigende Kurve der Geschlechtskrankheiten.

Es gehört zu den grausamen Kuriositäten der Zeit, dass es Penicillin für Geschlechtskranke gab, dass die Militärregierung für diese Zwecke das Medikament prompt zur Verfügung stellte, dass aber für Kranke, die beispielsweise an Lungen- oder Hirnhautentzündungen litten, Penicillin nicht amtlich zugeteilt wurde. Viele brave Menschen, darunter nicht zuletzt viele Kinder, mussten deshalb in jenen Tagen sterben.

Man konnte Penicillin auch auf dem Schwarzen Markt kaufen, gewiss. Aber 3 Ampullen Penicillin kosteten dort 1'000 Mark und mehr. Und ausserdem musste man erst die Quellen kennen und lief immer Gefahr, dass man gefälschtes Penicillin bekam.

Wie viele Zucker Kranke mussten in jenen Tagen sterben, weil sie kein oder nicht genügend Insulin bekamen, weil sie vom Schwarzen Markt ausgeschlossen waren, wo das Insulin unter den gehandelten Medikamenten an

Die gefährliche Flucht in ein auf die Dauer tödliches Traumland, die oft in den Lazaretten und auf den Verbandsplätzen des Krieges begonnen hatte, nahm gleichzeitig zu.

Nach dem Ersten Weltkrieg war «Kokain» («Koks») das meistgebrauchte Rauschgift. Nun stand das «Morphin» in den verschiedensten Formen an der Spitze der Betäubungsmittel. Kokain war in den deutschen Zonen so gut wie ausgestorben. Und das «Kokain», das nach 1945 zunächst überall auftauchte und kiloweise von der Kriminalpolizei beschlagnahmt wurde, bestand fast immer aus einem Gemisch von Gips und Borsäure. Einmal wurde sogar «Kokain» beschlagnahmt, das zu einem hohen Prozentsatz aus . . . Rattengift bestand.

Aus gestohlenen Wehrmachtsbeständen tauchten nach 1945 Mittel, die Morphium enthielten, in grossen Mengen auf den Schwarzen Märkten auf. Allmählich wurde diese ganz heisse Ware knapper. Die Preise für die Ampullen, die oft nur mit Wasser gefüllt waren, stiegen immer mehr. Und die Kriminalpolizei hatte reichlich damit zu tun, die Rauschgift-Händlerringe zu zerschlagen.

Es liegt in der Luft. . .

Man lebte zwischen Hoffnung und Enttäuschung. Einerseits ging es vorwärts, es geschah Entscheidendes für die Zukunft der Stadt, wie es diese Meldung vom 4. Juli 1946 beweist:

Das grösste Flugfeld Westeuropas, der Rhein-Main-Flughafen bei Frankfurt, wird im Auftrag der amerikanischen Regierung zu einem Zentralflughafen für den Überseeverkehr ausgebaut werden. Am 24. Juni wurde, wie DANA meldet, der Bauvertrag von amerikanischen Vertretern, Ministerpräsident Prof. Dr. Geiler und Oberbürgermeister Blaum unterzeichnet. Die Firma Holzmann AG wurde als Generalbauunternehmer verpflichtet. Die Arbeiten, für die 30-50 Millionen veranschlagt sind, werden voraussichtlich bis zum Jahre 1949 beendet sein.

Damit war der Auftakt gegeben zu einem Riesenprojekt, das Frankfurt zu einem der Zentren des Weltverkehrs machte.

Die Frankfurter Firma Philipp Holzmann AG hatte unmittelbar nach dem Waffenstillstand die nur kurze Zeit unterbrochene Arbeit wiederaufgenommen. Sie beschäftigte im Frühjahr 1946 bereits wieder rund 9'000 Arbeiter in allen Besatzungszonen und war vorwiegend mit der Wiederherstellung von Brücken und Verkehrswegen beschäftigt.

Einerseits geschah, wie gesagt, Entscheidendes, andererseits musste das Hochbauamt Frankfurt beispielsweise Ende Juli 1946 bekanntgeben:

«Genehmigungen von Bauarbeiten, auch Gebäudeinstandsetzungen, können zurzeit nicht erteilt werden. Die vorhandenen Baustoffe und die verfügbaren Bauarbeiter reichen nicht einmal aus, um die bereits genehmigten Bauvorhaben durchzuführen.»

Nur einer Sache waren die Zustände der Zeit immer ein vortrefflicher Verbündeter: den Verbrechen.

Am Abend des 9. Juli 1946 steht im Glockenturm der Frankfurter Bernharduskirche ein Mann und beobachtet sein Opfer: eine alte Frau, die im gegenüberliegenden Haus mit ihrem Sohn beim Abendbrot sitzt. Er weiss, dass die Frau wertvollen Schmuck besitzt. Nun wartet der Mann, bis der Sohn das Haus verlässt. Dann geschieht eine Tat, die in manchen äusseren Umständen an Dostojewskis Raskolnikoff erinnert. Aber der Täter ist kein Raskolnikoff, sondern ein ganz gewöhnlicher Mörder, der zu einer Diebesbande in der Gegend von Dillenburg gehört. Später fasst man die Bande und klärt den Mord auf. Der Täter gesteht nach langem Leugnen. Ein kritischer Augenblick des Tatabends wirft ein Licht auf die Zeit. Der Mörder rennt durch die Strassen. Vier Männer stellen sich ihm in den Weg. Er ruft ihnen zu: «Die Polizei ist hinter mir her!» Daraufhin lassen die vier den Mann ungehindert weiterflüchten – sie hatten ihn für einen kleinen Schwarzhändler gehalten!

Im Stadion knallt es

Die Kaiserstrasse war endlich in ihrer ganzen Länge vom Schutt befreit, als am Sonntag, dem 14. Juli 1946, in Frankfurt «das grösste, vielseitigste Sportfest nach dem Kriege» stattfand. Die Amerikaner hatten das Stadion für diesen Tag freigegeben, an dem sich deutsche Sportler zum friedlichen Wettstreit zusammenfanden.

Der Mitautor begann seinen grossen Stimmungsbericht von der Sportschau mit diesen Worten:

«Es war ein Traum. Ein Schmaus für die Augen: 40'000 schwelgten im Glück dieses Sportfestes im Stadion .. .»

An einer anderen Stelle dieses Berichtes heisst es:

«Als die Fussballer aufgereiht waren, stand ein Mann im schlichten grauen Anzug und mit grauen Schläfen bescheiden dabei: Kommissar Helfmann, der Niederräder Sportpionier. Tilly Fleischer, die einst eine olympische Goldmedaille gewann, drückte ihm einen Strauss Nelken in die Hand: als Dank und Erinnerung, dass er vor über einem Jahr die erste Lizenz für ein

Fussballspiel in Frankfurt erworben hatte. Mit Union Niederrad – FSV auf den klassischen Sandhöfer Wiesen fing Fussball in Frankfurt wieder an . . .» Das Fussballspiel des Sportfestes trug die Frankfurter Eintracht gegen den damaligen süddeutschen Meister VfB Stuttgart aus. Das Spiel endete 1:0 durch ein Tor von Schlienz für Stuttgart. Das Frankfurter Sportleben hatte mit diesem grossen Tag seinen eigentlichen Wiederbeginn gefeiert.

Stadion, 25. August 1946

Leichtathletik-Meisterschaften. 15'000 Zuschauer. Die Sonne glüht – und doch liegt ein Hauch von Herbst in der Luft.

Den ersten Preis bekam . . . den ersten Preis müsste die Organisation bekommen. So etwas hat man in Frankfurt bei einem Leichtathletikfest noch nicht erlebt: auf die Sekunde genau knallten die Startpistolen.

Der Mann, der den grössten Eindruck machte: Kaindl aus München. Er lief seinen Gegnern im 1'500-m-Lauf und in der Staffel davon.

Das Mädchen, das in aller Munde war: Fräulein Petersen aus Bremen, gewann nicht nur wieder die 100 Meter, auch die Staffel, in der es mittat, wurde am Lautsprecher einfach «die Staffel des Fräulein Petersen» genannt.

Der imponierendste Stil: vielleicht doch der des Fräulein Domagalla aus Dinslaken, die im 80-m-Hürdenlauf ritsch-ratsch und ohne eine Hürde zu reissen davon . . . fast hätte ich gesagt: davonflog.

Die vergnügtesten Gesichter: die gab es bei der Frankfurter Eintracht, als der junge Pfeiffer den 100-m-Lauf gewonnen hatte.

Und über uns der Himmel

Um dieselbe Zeit lebte eine andere gute Frankfurter Tradition wieder auf. Früher einmal hatte es sommerliche Festspiele auf dem Römerberg gegeben. Der wunderbare alte Platz lag in Trümmern. Aber nicht weit davon war der Kreuzgang des Karmeliterklosters erhalten. Unter einem wetterwendischen Julihimmel wurde dort unter Robert Michals Regie geprobt. Mit Shakespeares «Was ihr wollt» begannen am 19. Juli 1946 die Freilichtspiele im Karmeliterkloster, die seither zu einem schönen festen Brauch des Frankfurter Theaterlebens geworden sind.

«Was wollt ihr: das Wetter war gnädig», schrieb Paul Fr. Weber in der «Neuen Presse». «Es hat den Städtischen Bühnen mit der Eröffnung der neuen Freilichtspielstätte im Karmeliterkloster zum Theatertriumph der Saison verholten. Während längst die Finsternis schonend die Trümmer» felder der Altstadt überdeckte, umjubelten die Zuschauer eine Viertelstunde lang Schauspieler und Regisseur. Mitternacht zog schon herauf. Drei Stunden sassen wir auf den harten Bänken, aber wer davon betroffen war, vergass Ischias und Rheuma und alle Rückenschmerzen ...

Wir wüssten nicht, wo es gegenwärtig in unserer Zone einen ähnlich vorgeschaffenen und architektonisch so intimen Spielraum unter dem Himmel gäbe. Er übertrifft noch den alten Schauplatz vor dem Römer...»

Im Trio der Frauengestalten spielte Antje Rüge – die später an das ostzonale Deutsche Theater in Berlin ging – die «grausame Schönheit» aus fürstlichem Geblüt, Else Knott die Maria, Hannelore Hinkel die Viola, Martin Held sah man als strohig-strähnigen Andreas von Bleichenwang, Rudolf Reif als Tobias Rülp, Richard Münch spielte den Malvolio, Otto Rouvel den Narren, Konrad Georg den Herzog Orsino, Werner Siedhoff den Fabio. In weiteren Rollen hatten Wolfgang Büttner, Karl Luley und Siegfried Lotwitz nicht weniger Verdienste um diesen herrlichen Beginn der Freilichtspiele im Karmeliterkloster.

Der Schimmer einer Ahnung

Die grossen Schwarzhandelsbosse in Frankfurt zuckten zusammen, als ihr Blick am 18. Juli 1946 auf die Titelschlagzeile «Die Währungsreform vor der Tür?» der «Neuen Presse» fiel. Die Wirtschaftsredaktion hatte eine Reihe von deutschen und amerikanischen Sachverständigen gefragt, wie weit «die Pläne zur Bewältigung dieses Problems» gediehen seien. «Alle Verantwortlichen sind sich darüber klar, dass die Reform der deutschen Währung keinen langen Aufschub mehr duldet, und man kann sagen, dass der Tag dieser Operation (denn um eine solche wird es sich handeln) nähergerückt ist.»

Dass nur eine Währungsreform dem anomalen Leben ein Ende machen konnte, darüber waren sich indessen nicht nur die Sachverständigen einig. Die Normalverbraucher sahen ihr mit gemischten Gefühlen aber auch mit einiger Hoffnung entgegen. Doch einige Schwarzhandelsbosse verloren die Nerven. Der 18. Juli 1946 wurde für sie zu einem «schwarzen Donnerstag», denn sie kauften «um jeden Preis» Ware von jenen, die genau wussten, dass die Währungsreform vorläufig noch ein Wunschtraum deutscher Wirtschaftler war.

Der Tag X liess noch zwei Jahre auf sich warten, aber in diesen Tagen bahnte sich die Wirtschaftseinheit der britischen und der US-Zone auf Vorschlag der Vereinigten Staaten an. Zwischen dem amerikanischen Militärbefehlshaber General Lucius D. Clay und dem britischen Befehlshaber Sir Brian Robertson fanden zu diesem Thema bereits Verhandlungen statt. (Der französische Militärbefehlshaber in der deutschen Zone, General

Koenig, war zu diesen Verhandlungen auch eingeladen, aber er hatte abgewinkt.)

Das Ziel der erstrebten Wirtschaftseinheit war ein freier Güteraustausch. Eine politische Einheit der beiden Zonen stand nicht zur Diskussion. Der amerikanische Staatssekretär für Besatzungsangelegenheiten im amerikanischen Aussenministerium, John Hildring, sagte auf einer Pressekonferenz in Washington: «Die Vereinigten Staaten wollen keineswegs den Versuch machen, in irgendeiner Form eine provisorische deutsche Regierung aufzustellen.»

Von der wirtschaftlichen Vereinigung der Zonen erhoffte man Belebung und einige Erleichterung in der schrecklich daniederliegenden Versorgung.

Das Schlachthaus im Walde

In Frankfurt gab es im August 1946 die erste Sonderzuteilung von 100 Gramm Butter für Erwachsene über zehn Jahren, und die Mütter von Kindern unter zehn Jahren verstanden wieder einmal die Welt nicht mehr. In der Fleischversorgung der Stadt war gleichzeitig ein Rückstand von 112'000 Kilo (das entsprach etwa einer Wochenration der Bevölkerung) eingetreten. In dem zu 70 Prozent zerstörten Frankfurter Schlacht- und Viehhof standen die Metzger stunden- und tagelang herum und warteten auf die Ankunft eines angekündigten Viehtransportes.

Als die neugewählten Stadtväter in jenen Tagen dem Schlachthof einen Besuch abstatteten, sahen sie ein einziges Schwein, das sich sechs Frankfurter Metzger teilten.

Aus Bayern sollten wöchentlich 600 Stück Vieh kommen, aber sie kamen nicht.

Da hatte nun ein Sachsenhäuser Konditor in Baden und in Württemberg Bezugsquellen aufgetan, wo er mühelos ohne Genehmigung schlachtreife Ochsen für 2'000 Mark pro Stück bekam. In einem Wald bei Langen wurde dieses Rindvieh von einem Sachsenhäuser Metzger in einem Schuppen fachgemäss geschlachtet und zerlegt. Kollegen aus Frankfurt kamen und zahlten 20 Mark pro Pfund und 300 Mark für die Därme. Nichts blieb unverwertet. Das alles spielte sich nachts ab. Wenn der Morgen graute, lag wieder Waldfriede um den Schuppen, in dem kein Stäubchen mehr davon erzählte, was hier ansonsten geschah.

Die Metzger verdienten an diesem Geschäft, der Aufkäufer verdiente, ge-

wiss. Aber viele bekamen wieder mal ein ordentliches Stück Fleisch zwischen die Zähne und zahlten dafür nicht gern, aber ohne tieferen Groll die hohen Spesen und das noch grössere Risiko der Lieferanten. Denn die scharfen Kriegswirtschaftsgesetze des Naziregimes waren, bis auf die gestrichene Todesstrafe, nicht ausser Kraft gesetzt.

Das «schwarze» Schlachthaus im Walde bei Langen existierte von Mai bis Dezember 1946. Dann wurde es polizeilich geschlossen.

Und die Frankfurter Geschäftsleute bezahlten ihre Selbsthilfe mit Diffamierungen, Gefängnisstrafen und gepfefferten Geldbussen, die ihre Verdienste im doppelten Sinne des Wortes in spürbare Verluste verwandelten. Diese Frankfurter Geschäftsleute (und das «Schlachthaus im Walde» steht hier nur als Beispiel für viele ähnliche Fälle) gehörten nicht – und dies sei heute einmal festgestellt – zu den Gangstern des Schwarzen Marktes, die beispielsweise auch amerikanische Kaffeebüchsen mit Sand füllten, wieder zulöteten und ladungsweise an die schnellen Käufer in der Bahnhofsgegend absetzten. Sie hatten nichts mit jenen Geschäften wie diesem zu tun: Streichhölzer waren Mangelware. Für mühsam reparierte Feuerzeuge fehlten die Steine. In der Bahnhofsgegend wurde eines Tages für ... zig Tausende ein Riesenposten Feuersteine angeboten. Die Muster waren in Ordnung. Die Lieferung nicht. Die Feuersteine waren kleingeknipste Fahrradspeichen.

Die Frankfurter Metzger, die schwarzschlachteten, waren in vielen Fällen und vor allem bei Schweinen so gewissenhaft, dass sie sich einen amtlichen Fleischbeschauer etwas kosten liessen. Der drückte den Tieren zwar keinen ihn verratenden blauen Stempel auf, aber dass er existierte, beweist die Tatsache, dass in all diesen wilden Jahren kein Fall von Massenvergiftungen vorkam, der auf Fleisch zurückzuführen war, das auf dem Schwarzen Markt gekauft wurde.

Wir wollen zu diesem Thema hier noch einige Geschichten erzählen, die zu den Grotesken der wilden Jahre gehören, über die man heute nur noch lachen kann.

«Du, in der Nähe von Darmstadt kannst du ein ganzes Schwein bekommen», sagt in jenen Tagen ein Freund zu dem Frankfurter Gastwirt M. Dem liegen in seinem Bräustübl im Westend immer wieder die Stammgäste in den Ohren: «Hast du denn nichts ohne Marken? Wir können vor Kohldampf nicht schlafen.»

Ein Auto wird organisiert. Eines mit Holzvergaser. (Für die Jugend: Autos mit Holzvergasern fuhren ohne Benzin; man erkannte sie an dem kanonenofenähnlichen Aufbau, in dem das Holz verbrannt wurde.) «In den Holzvergaser guckt keiner. Man müsste den Wagen mal mit Benzin



In kalten Schulsälen sassen die Kleinen, von Mutti eingemummt in Mäntelchen und Mützchen, und lernten das ABC.

Wo einst die Herrlichkeit der gotischen Altstadt war, neigten sich gefährlich die stehengebliebenen Mauern . . .





Das war übriggeblieben in den Feuerstürmen und unterm furchtbaren Druck der Luftminen: ein paar alte Brunnen.

Das religiöse Leben war Trost und Hilfe für viele. Hier die Domprozession am Saalhof im Juni 1947.



fahren und das Schwein in den Vergaser stecken . . .», knobelt man aus. Ein Stammgast besorgt einen Kanister Benzin. Das Schwein wird, schön zerlegt, in Darmstadt abgeholt und in den Holzvergaser gesteckt. An der Ausfahrt Darmstadt stoppt ein Polizist den Wagen: «Kontrolle!» Damit hatte man gerechnet.

Die beiden Frankfurter stiegen freundlich lächelnd aus. Da passiert es. Das Unvorherberechenbare: Der Polizist stolpert just vor dem Holzvergaser. Seine Hände zucken haltsuchend zu dem vermutlich glühenden Vergaser hin, zucken erschreckt zurück; er fällt mit der Breitseite gegen den Vergaser, rutscht ab und sitzt den Bruchteil einer Sekunde sehr nachdenklich auf dem Boden . . .

Im nächsten Moment ist er dem Auto aufs Dach gestiegen, hebt den Deckel des Vergasers hoch und sieht die Schweinerei. Der Polizist sagt noch kein Wort. Er steigt wieder herunter, hebt die Kühlerhaube des Wagens hoch, schaut in den Benzintank und weiss sofort, dass da drin kein amtlich zugeteiltes Benzin schwimmt, denn das Benzin in dem Tank ist rot. Und rot ist nur das amerikanische Armeebenzin.

«Mitkommen zur Wache!»

Die Polizisten auf der Wache haben auch schon lange kein ganzes, bratfertiges Schwein mehr gesehen. Der Gastwirt sieht, wie ihnen das Wasser im Munde zusammenläuft. Er fasst Mut. Er sagt: «Nun sind Sie doch mal menschlich, meine Herren. Sie kriegen die Hälfte des Schweines für Bedürftige, und dafür darf ich die andere Hälfte anderen Bedürftigen in Frankfurt zukommen lassen.»

Der Frankfurter hatte Schwein. Die Bedürftigen teilten es sich.

In M.s «Bräustübl» hatten sich inzwischen zuviel Amis in Uniform verirrt. Der Gastwirt M. wollte keinen Ärger. Er ging eines Tages zum Provost-Marshall und bat, seinem Lokal das «Off Limits» zu gestatten. Vor diesem Plakat hatte mancher Frankfurter Gastwirt Angst, der seinen Betrieb ganz auf Amerikaner eingestellt hatte, denn es bedeutete: Für Amerikaner verboten.

Der Frankfurter Provost-Marshall sah den Gastwirt, der selbst um ein «Off Limits» bat, wie eine Rarität an. Er schloss daraus, dass der Wirt ein ruhiges, seriöses Lokal hatte. Und gerade in solchen seriösen Gaststätten hätte auch der Provost-Marshall seine Lieben lieber gesehen. So sagte er nur: «Gut, wenn Sie keine amerikanischen Bürger haben wollen, dann schliessen wir das Lokal ganz . . .»

Der Gastwirt M. verzichtete darauf schnell auf das «Off Limits», im Interesse seiner männlichen Stammgäste, die abends einfach mal den überfüllten Wohnungen, dem Gejammer der Frauen, dem Geschrei der Kinder

Das süsse und das saure Leben

Und es gab ja auch nette Kerle unter den Amerikanern. Einer von ihnen kam eines Abends und sagte zu dem Gastwirt M.: «Du mir geben drei Flaschen Sekt. Ich dir bring Schucker.»

Der Amerikaner bekam den Sekt. Der Gastwirt M. rechnete mit einem Sack Zucker. Als er schon mit gar nichts mehr rechnete, ein paar Tage später, fuhr ein Armeelastwagen vor. Der Ami lieferte für die drei Pullen strahlend . . . zehn Zentner Zucker.

Das war kein mit Freudengeheul begrüßtes Wunder, sondern bei den ständigen Kontrollen der Gastwirts Keller beinahe eine Katastrophe. Zumal die Säcke alle den amerikanischen Militärstempel trugen, und – nicht zuletzt – der Keller war auch viel zu feucht. . .

Die Stammgäste, die abends kamen, wurden zur Rohrpost auf Füßen . . . Sie alarmierten die anderen Stammgäste. Da es keine Tüten gab, kamen die Männer mit Milchkannen, Vasen und . . . Nachttöpfen angerannt, den Zuckersegen aufzuteilen.

Der Zuckerlieferant war ein netter Texas-Boy. Nach ihm kamen eines Tages zwei Amerikaner, die wahrscheinlich in Chikago polizeilich bekannt waren. Sie boten einen Riesenkarton mit 50 Stangen Zigaretten zu einem Ausnahmepreis an. Der Gastwirt M. zuckte zusammen. Aber seine Frau war gerade nicht in der Nähe, die ihn stets vor solchen Geschäften bewahrte, und die Stammgäste ermunterten ihn: «Nimm doch, nimm doch... Wir nehmen dann auch . . .»

Der Gastwirt M. holte grosses Geld. Die Amis stellten den Riesenkarton in die Küche. Fünf Minuten später tauchte Militärpolizei auf. «Du Zigaretten», sagten sie in just demselben Slang, den die Zigarettenlieferanten gesprochen hatten. Und sie marschierten spornstreichs in die Küche, nahmen den Riesenkarton lächelnd unter den Arm und marschierten hinaus, nicht ohne dem zitternden Gastwirt freundlich zu sagen: «No trouble (kein Ärger) für dich. Wir maken keine Anzeige . . .»

Groteske der Zeit: Auch die Beamten der überbeschäftigten Frankfurter Mordkommission jener Tage mussten trotz eines eigenen «Schwarzhandels-Dezernates» im Präsidium ein «Soll» an Schwarzhändlerbeschaffung erfüllen. Je zwei Beamte hatten pro Tag einen Schwarzhändler festzunehmen. Die Mitautorin begegnete damals immer wieder im Präsidium Beamten der Mordkommission, die eiligst das Haus verliessen und auf die Frage

«Was ist los?» antworteten: «Nichts Besonderes, wir holen nur schnell am Bahnhof unseren ‚Halben‘!»

Die Asservatenkammer der Frankfurter Polizei quoll in jenen Tagen manchmal über von beschlagnahmter Ware. Der tarnfarbengespritzte Bunker auf dem Gelände des Präsidiums, in dem die Naziprominenz in Bombennächten tolle Feste gefeiert hatte, war von dieser asservierten Ware oft bis unters Dach gefüllt. Fleisch und leicht verderbliche Ware wanderte in die Krankenhäuser, in Alters- und Kinderheime. Die amerikanische Ware wurde an die Militärpolizei abgeliefert.

Den Beamten fiel allmählich auf, dass beispielsweise nach grossen Zigarettenrückgaben oft der Schwarze Markt besonders gut bedient war. Einige Kriminalbeamte zeichneten heimlich die an die MP zurückgehende Ware, und siehe da, sie konnte sehr rasch wieder beschlagnahmt – und wieder zurückgegeben werden . . .

Auf Jahrzehnte hinaus?

Am 12. August führten die Städtischen Bühnen den «Jedermann» im Karmeliterkloster auf. Paul Fr. Weber schrieb dazu: «Wir leben von der Hand in den Mund, und es wird wohl auf Jahrzehnte hinaus keine Gefahr bestehen, das alte Spiel vom reichen Mann mahnend zu erneuern . . .»

Indessen: Es verging noch nicht ein Jahrzehnt, da begann das alte Spiel vom «Jedermann» in unseren Gefilden aktueller denn je zu werden . . .

Damals im Sommer 1946 war man froh und dankbar, als nach den grossen Ferien aus amerikanischen Liebesgabensendungen eine Schulspeisung für Kinder beginnen konnte, die das Stadtgesundheitsamt ausgesucht hatte.

Im August stellte die Militärregierung einen Plan auf, nach dem die Angehörigen der Besatzungsarmee «bei der Erziehung und Rehabilitierung der deutschen Jugend» mitarbeiten sollten. Colonel Owen gab ein praktisches, sichtbares Zeichen davon, was er sich darunter vorstellte. Er regte die Herichtung von zehn Spiel- und Sportplätzen für Frankfurter Schulkinder an. Je eine Einheit übernahm die Aufgabe, für die Instandsetzung eines Platzes und für die Beschaffung der nötigen Sportgeräte zu sorgen.

Spielplätze waren für die Kinder so notwendig wie Brot. Es verging fast keine Woche, in der nicht ein kleiner Frankfurter in ein Löschwasserbecken gefallen, bei einem Spiel in den Ruinenfeldern gestürzt war.

Viele dieser Unfälle gingen tödlich aus. Welch eine Hilfe würden die neuen Spielplätze sein!

Kinder hatten auch auf der Niederräder Rennbahn gespielt. Im Krieg hatte das Gelände einer Flakbatterie als Stellung gedient und war von Bomben schwer mitgenommen. 1945 schlug eine motorisierte Negereinheit dort ihr Biwak auf. Die Haupttribüne hatte das Inferno der Bomben leicht beschädigt überstanden. Die schwarzen Soldaten stellten darunter ihre Benzinfässer und -kanister ab. Zwischen diesen Fässern und Kanistern spielten bald die Niederräder Kinder, angezogen von kinderliebenden dunkelhäutigen Soldaten, die sich von Anfang an nicht an die Non-Fraternisation gehalten hatten und grosszügig Kaugummi, Schokolade und Sandwichs verteilten und auch nichts dagegen hatten, dass die Kinder auf dem Gelände spielten. Sie spielten so lange, bis eines Tages die Holztribüne in hellen Flammen stand. Die Bänke der Tribünen hatten die Frankfurter überdies schon zuvor in alle Stadtteile geschleppt, und auch die Zäune auf der Rennbahn waren längst verheizt.

Den Aufgalopp gewinnt Gamsbock

Als das Biwak aufgelöst wird, sehen die Herren des Frankfurter Rennclubs ihre Stunde gekommen. Der Frankfurter Pferdesport, dem Männer wie Arthur von Weinberg internationale Geltung verschafften, soll wieder erstehen. Herr von Metzsch wird zum Geschäftsführer des Rennclubs ernannt, und der «Fels in der Brandung des Clubs», der bewährte Sekretär Heinz Schnee (heute ist der Sechzigjährige nun schon mehr als 35 Jahre auf diesem Posten), steht auch wieder zur Verfügung.

Freiwillige Helfer finden sich ein. Gemeinsam räumt man die Trümmer weg, füllt Bombentrichter, ebnet das Geläuf ein. Die Stallungen werden provisorisch mit Brettern und Dachpappe für 40 bis 50 Pferde aufgebaut. Die grössten Schwierigkeiten bereitet der Transport der Pferde, da natürlich keine Spezialwagen zur Verfügung stehen.

Kaum stehen die ersten Pferde in den Notställen, da kommen in grosser Texas-Aufmachung auch schon die ersten amerikanischen Soldaten und wollen reiten. Man macht ihnen klar, dass das nicht geht, und sie trollen sich einsichtig davon.

Wer sich nicht so einfach davontrollt, sind die grossen Schwarzmarkt-bosse, die immer wieder auftauchen, die von Anfang an versuchten, den Rennbetrieb in die Hände zu bekommen. Sie haben dicke Brieftaschen und, was viel wichtiger ist, die nötige Kompensationsware, mit der man aufbauen, Pferde einhandeln, sie füttern kann.

Aber die Frankfurter Pferdesportfreunde bringen die Opfer, die nötig sind, tun ihre Reihen sauberzuhalten.

Dann ist es endlich so weit – die Genehmigung der Stadt und die amerikanische Lizenz sind erteilt:

Am Sonntag, dem 18. August 1946, findet auf der Niederräder Rennbahn in Frankfurt das erste deutschorganisierte Rennen nach dem Kriege statt. (Im Rheinland liefen die Rennpferde erst ein Jahr später.)

Das Ereignis hatte sich herumgesprochen. Und mit den Pferdefreunden kamen aus allen Zonenrichtungen auch die Geschäfte- und Buchmacher an diesem strahlenden Sommertag nach Frankfurt-Niederrad.

«Soviel Menschen hatte die Niederräder Rennbahn noch nie gesehen», erinnerte sich Herr von Metzsch. Die Umzäunung des Geländes stand noch nicht. Die Menschen drängten sich nicht nur im Innenraum des Geläufs, sie drängten sich auch, ihre fünf Mark Eintritt zu bezahlen, obwohl bei dem Andrang überhaupt keine ordentliche Kartenkontrolle vorhanden war.

Die Amerikaner hatten in letzter Minute noch die Rails (Geländer für das Geläuf) aus Bad Homburg angefahren, wo vorher ein amerikanisches Rennen stattgefunden hatte.

Der kommandierende amerikanische General von Frankfurt erschien. Er sah die wogende Menschenmenge und sagte leutselig: «Von mir aus soll sich das Volk amüsieren und auch mal wieder eine Freude haben, nach all den Jahren ...»

Es kam auch Mister Katz, der die Lizenz miterteilt hatte. Er trug eine geladene Jagdbüchse um die Schulter und kletterte eiligst auf den Richterturm. Nach allem, was er von den Deutschen gehört hatte, sass er dort oben randvoll mit Misstrauen und Furcht vor dieser Massenansammlung.

Das Volk, von seinen Sorgen abgelenkt, war friedlich, und stürmte nur die Toto-Kassen. Fast drei Millionen Mark (das Geld musste auf einem Lastwagen weggeschafft werden) wurden hier an diesem Tag umgesetzt, von den Einnahmen der schwarzen Buchmacher, die in Scharen aufgetaucht waren und angesichts der Schlangen vor den offiziellen Schaltern ein offenes Feld fanden, ganz zu schweigen.

Das Frankfurter Rennbahn-Original, der inzwischen verstorbene Trainer Otto Wehe, hatte Tränen in den Augen, als die Startglocke das erste Rennen einläutete.

Den Aufgalopp gewann Trainer-Jockei Zuber mit Gamsbock.

Der Frankfurter Rennsport hatte seinen grossen Tag gehabt.

Kongress der Gewerkschaften

Das nächste Wochenende brachte ein innenpolitisches Ereignis, das zwar keine Besucherströme anlockte, aber für die Wiederherstellung der demokratischen Ordnung von weittragender Bedeutung war.

Am Samstag, dem 24., und Sonntag, dem 25. August 1946, hielten die Landesgewerkschaften Hessen ihren ersten Gewerkschaftskongress in Frankfurt ab und beschlossen: «Die Gründung des Freien Gewerkschaftsbundes Hessen, der die bundesmässige Zusammenfassung der nach Wirtschaftszweigen organisierten Landesgewerkschaften bildet.»

Zu Vorsitzenden des Gewerkschaftsbundes Hessen wurden in geheimer Wahl gewählt: Willi Richter (Frankfurt), Max Bock (Frankfurt) und Alfred Fuchs (Frankfurt).

Wie sehr die Amerikaner jede Initiative der Deutschen zur Demokratisierung ihres Landes beachteten, geht daraus hervor, dass wenige Wochen nach diesem Kongress, am 13. November 1946, das Frankfurter Gewerkschaftshaus in der Bürgerstrasse, das für das amerikanische Hauptquartier beschlagnahmt worden war, den früheren Eigentümern zurückgegeben wurde.

Es war das erste Mal, dass die Amerikaner die Beschlagnahme eines öffentlichen Gebäudes aufhoben. Unmittelbar nach der Freigabe des Hauses wurde der Teil der Bürgerstrasse, an dem es steht, von der Stadtverwaltung in Wilhelm-Leuschner-Strasse umbenannt, zur Erinnerung an den alten verdienten Sozialdemokraten und Widerstandskämpfer, der seine mutige Haltung mit dem Tode bezahlte.

Posaunen über Sachsenhausen

In Sachsenhausen wurde im August ein kirchliches Ereignis gefeiert. Mit einem Choralblasen des evangelischen Posaunenchores vom Turm der Dreikönigskirche in Sachsenhausen begann am Sonntagmorgen, dem 25. August 1946, die Feier, mit der dieses Gotteshaus wieder eingeweiht wurde.

Seit dem Frühjahr 1944 hatte in der bombengeschädigten Kirche kein Gottesdienst mehr stattfinden können.

Es war eine der ersten, die wiederhergestellt werden konnte. Die Gemeinde hatte durch Spenden kräftig dazu beigetragen.

Nicht weit von der Kirche, deren Turm als Wahrzeichen Sachsenhausens

den Main grüsst, war am 20. August das letzte mittlere Stück des «Eisernen Steges» eingefahren worden. Die erste Brücke nach «Dribb de Bach» hatte im September ihr Richtfest.

Dank an Hermann Hesse

Im August fand in Sachsenhausen noch eine andere Feier statt. Im «Kleinen Komödienhaus» (das aus einer Turnhalle zum Theatersaal aufgestiegen war – heute wird dort wieder geturnt) wurde am 28. August dem Dichter Hermann Hesse der Goethepreis der Stadt Frankfurt verliehen. Im Jahr 1945 hatte ihn der Wissenschaftler Max Planck erhalten. Der Preis, der zu Goethes Geburtstag verliehen wird, bestand seit dem Jahr 1927. Damals hatte ihn als erster der Dichter Stefan George erhalten. Eine Reihe bedeutender Männer und Frauen folgten, unter ihnen Albert Schweitzer, Sigmund Freud, Ricarda Huch, Gerhart Hauptmann, Hans Pfitzner. 1946 hatte sich das Kuratorium für Hermann Hesse entschieden, dessen grosses Alterswerk «Das Glasperlenspiel» gerade erschienen war.

Die Festrede, die von Gedicht- und Prosalesungen aus Hesses Werken und einigen Quartettsätzen umrahmt war, hielt Oberbürgermeister Dr. Kolb.

«Mit dem Goethepreis 1946 wird das Werk eines Dichters geehrt, der als Deutscher geboren, von Beginn seines Schaffens an dem deutschen Geistesleben verbunden war. In seinem Glauben an die Würde des Menschen sowie an die Zusammengehörigkeit der Völker gelangte er zu einem Weltbürgertum, das seit Goethes Zeiten der Ausdruck für eine ganz bestimmte Erkenntnis menschlicher Lebensbezirke wurde», schrieb die «Neue Presse» damals.

Aus gesundheitlichen Gründen konnte Hesse, der seit 1912 in der Schweiz lebte, nicht nach Frankfurt kommen. Noch im selben Jahr erhielt Hesse den Nobelpreis für Literatur. Auch diesmal konnte er bei der Überreichung des Preises nicht anwesend sein. Der Schweizer Gesandte nahm für ihn die Auszeichnung aus den Händen König Gustavs von Schweden entgegen.

Das Leben wird farbiger

Man hatte damals kaum Seife, keine brauchbare Hautcreme, aber an kulturellem Leben war kein Mangel. Man hatte kaum etwas Richtiges zu essen, aber der Sport kam auf die Beine. Man musste sich Sorgen um die Kleidung machen, aber um Unterhaltung brauchte man sich keine Sorgen zu machen.

Die Frankfurter Litfasssäulen wurden täglich bunter. Das lag vor allem an den vielen literarischen Kabaretts, die wieder aufblühten. Jede Zeit hat ihre Namen. Die Zeitschriften hatten symbolische Titel von der «Brücke» bis zur «Lücke» und vom «Start» bis zum «Ziel». Die Kabaretts, die in jenen Tagen in Frankfurt gastierten und ihr Auftreten an den Litfasssäulen ankündigten, nannten sich «Die Hinterbliebenen», «Die Unmöglichen», «Die Rattenfänger».

Seit dem Herbst 1946 hatte Frankfurt wieder etwas, womit es einstmals ge-
glänzt hatte, ein Variete!

Im «Schützenhof» an der Bergerstrasse in Bornheim, in dem unsere Urgrossmütter und Grossmütter einst das Tanzbein schlangen, wurde am 1. September Frankfurts «Gross-Variete» der wilden Jahre unter dem Namen «Palette» eröffnet.

Für die internationale Artistenwelt war einst in Deutschland das Frankfurter Schumanntheater am Hauptbahnhof neben dem Berliner Wintergarten und der Berliner Scala das Haus der Häuser. Was vom Frankfurter Schumanntheater 1945 übriggeblieben war, hatten die Amerikaner beschlagnahmt. Gis standen auf dem Balkon zwischen den steinernen Liebespaaren der Eingangsfront und warfen von hier Süßigkeiten und Zigaretten auf die Strasse, sich gelegentlich über das Gedränge der gebeugten Rücken amüsierend, das sich ihnen daraufhin von ihrer hohen Warte aus bot.

Der Kölner Oberkellner Eduard Forck, der aus seiner Vorkriegstätigkeit die Welt der Varietes kennengelernt und Frankfurts Renommee in der Artistenwelt nicht vergessen hatte, war der Gründer der «Palette».

Er hatte in der Bergerstrasse den beschädigten Schützenhof entdeckt. Nach einigem Hin und Her mit der Stadt, die eigentlich das «Kleine Haus» daraus machen wollen, konnte Forck schliesslich mit dem Umbau beginnen. Solch ein Umbau war damals keine Kleinigkeit.

Forck hatte die Eröffnung auf den 1. September 1946 festgesetzt. Seine Freunde, die ihn für verrückt erklärten, konnten noch drei Tage vorher sagen: «Was haben wir gesagt, du wirst nie fertig.» Forck hatte selbst mindestens hundert Sack Zement und schwere Eisenträger über Bornheims «Prachtstrasse» geschleppt. Für ihn war der 1. September der letzte Termin. Und er hielt ihn ein.

«Wir eröffnen» hiess das erste Programm, durch das Charly Hähnchen als Conferencier führte. Zwischen den Ehrengästen in der ersten Reihe sass stolz im Smoking Eduard Forck, bis ... es auf der Bühne zu schneien anfing. Der Schnee war Kalk, der in kurzen Abständen auf die Bühne

rieselte. Forck stahl sich auf den Bühnenboden und fand dort oben eine fünfköpfige Familie, die Löcher in die Decke bohrte, um das Programm gratis zu sehen . . .

Im Januar 1947 kam bei der Premierenvorstellung «Lachende Welt» ohne das Zutun Neugieriger ein Stück Decke nahe der Bühne herunter. Ein Musiker des Hausorchesters Erwin Moretti wurde schwer verletzt. . .

Aber die «Palette» spielte weiter. Hier feierte man in den wilden Jahren Wiedersehen u.a. mit Peter Igelhoff, mit Mimi Thoma, mit Dorit Kreysler, mit Bobby Streib. Hier machte sich im Februar 1948 in einer stürmisch gefeierten Musicalschau die heute fernsehbekannte Friedl Hensch mit ihren (ersten) Cypris bekannt, hier konferierte im April 1948 Peter Frankenfeld und hatte sofort sein Publikum, hier trat, im ersten Programm nach der Währungsreform, der Zigeuner-Geiger Georges Boulanger in einer kleinen Variete-Revue «Täter gesucht» auf, in der Peter Frankenfeld wieder mit von der Partie war.

In der Frankfurter «Palette» machte der Kabarettist Wolfgang Neuss (damals nannte er sich noch Hans Wolfgang Neuss, und als Partner hatte er Helmut Schattel) im August 1948 von sich reden. In diesem Programm «Da lacht das Herz» trat Erik van Arco als «sensationeller Schlagzeuger» auf, der später Caterina Valente entdeckte, die als Kind mit ihrer Mutter Maria Valente im Frankfurter Schumanntheater gefeiert wurde.

In der «Palette» hörte man auch Gert Fröbe Gedichte von Morgenstern, Ringelnatz und Kästner rezitieren, bevor er im Film zu Deutschlands Normalverbraucher Nr. 1 wurde.

Für vierstellige Gagen pro «Sondervorstellung» gastierte in der «Palette» Hermann Speelmans in dem Schauspiel «Der Vater» von Strindberg, tanzte die von der Berliner Staatsoper berühmte Ilse Meudtner, spielten Heli Finkenzeller und Will Dohm den Schwank «Der wahre Jakob» von Arnold und Bach, begegnete man Gustl Stark-Gstettenbauer, dem Lausbub der ersten deutschen Tonfilmzeit wieder, spielte Werner Bochmann, sang Lale Andersen ihr Lied von der Laterne, stellte sich der grosse Star der goldenen Ufa-Zeit, Willi Fritsch, vor, konnte man den Bass von Will Höhne hören, gastierten Mady Rahl und Evelyn Künneke.

Die Währungsreform versetzte der «Palette» den ersten Schlag. Mit der Geldknappheit setzte vorübergehend eine Varietemüdigkeit ein. Die Artisten spielten ohne feste Gage «kollektiv» und gingen manchmal mit fünf Mark nach Hause. Im August 1948 zahlte die «Palette» allerdings schon wieder Festgagen, 15 Prozent von dem, was vorher gezahlt wurde. Am

15. November 1948 wurde die «Palette» zwecks Umbau geschlossen. Als sie wiedereröffnete, konnte man hier zwar nach dem Vorbild des Berliner Wintergartens auch essen und trinken, aber die «Palette» lebte nicht mehr lange. Eduard Forck wanderte nach Südamerika aus.

Im August gab der Chef der amerikanischen Militärpolizei in Frankfurt eine Übersicht über die Verurteilung von amerikanischen Soldaten, die sich Überfälle und Vergewaltigungen zuschulden hatten kommen lassen. Dabei waren Urteile bis zu 25 Jahren Zwangsarbeit und unehrenhafte Entlassung aus der Armee ausgesprochen worden. «Diese schweren Strafen sollen den amerikanischen Soldaten zeigen», sagte der Chef der Militärpolizei, «dass die amerikanische Armee unter keinen Umständen Ausschreitungen gegen deutsche Zivilpersonen duldet.»

Der amerikanische Bericht erwähnte auch die Kehrseite: Im gleichen Zeitraum hatten sich 18 Fälle ereignet, in denen deutsche Zivilisten Angehörige der amerikanischen Besatzungstruppen angegriffen hatten.

Am 24. Mai war ein amerikanischer Soldat von einer deutschen Frau erstochen worden. Am 17. Juni hatten zwei Deutsche beispielsweise einen Amerikaner überfallen und ihm die Uhr weggenommen. Ein anderer Soldat war am 5. Juli in Göggingen von einem unbekanntem Zivilisten erstochen worden.

Die Deutschen mussten sich in einem ordentlichen Verfahren vor den Militärgerichten verantworten. Die Strafen waren oft milder als in ähnlichen Fällen deutsche Gerichte urteilten. Auch die Frau, die den Soldaten erstochen hatte, wurde nicht zum Tode verurteilt.

Im Sommer 1946 durften zum ersten Mal nach einem neuen Erlass der Militärregierung auch Amerikaner als Zeugen vor deutsche Gerichte geladen werden.

Den amerikanischen Gerichten blieb es indessen noch lange vorbehalten, Ausländer (DPs) zu verurteilen, die sich in Deutschland strafbar gemacht hatten.

Vom Militärgericht wurden auch illegale Grenzüberschreitungen geahndet. Im August sah sich Oberst Newman veranlasst, eine «Strenge Warnung gegen illegale Grenzpassanten» zu veröffentlichen. Allein in der ersten Augustwoche waren bei unberechtigtem Grenzübertritt an der Brücke Mainz-Gustavsburg 26 Zivilisten – darunter gewiss auch mancher Frankfurter – festgenommen worden. Newman hatte in seiner Warnung noch einmal auf das Gesetz Nr. 61 hingewiesen. Es besagte, dass es verboten sei, die deutschen Grenzen, vor allem aber auch die viel engeren der amerika-

nischen Zone, ohne Genehmigung der Militärregierung zu überschreiten. Ein Frankfurter, der damals nach Mainz, Hannover oder Eisenach fahren wollte, brauchte einen Interzonenpass.

Das Reisen wird erleichtert

Am 1. September 1946 gab es in diesem Punkt eine bedeutende Erleichterung:

«Nach einem Abkommen zwischen den amerikanischen und britischen Besatzungsbehörden sind alle Einschränkungen des Reiseverkehrs für alle Deutschen und alle Zivilpersonen ausländischer Staatsangehörigkeit aufgehoben.»

Es war das erste sichtbare Zeichen der wirtschaftlichen Vereinigung der amerikanischen und britischen Zone, die am 5. September von General Clay in Berlin für fünf Verwaltungszweige (Ernährung und Landwirtschaft, Finanzen, Nachrichten- und Transportwesen, Handel und Industrie) bekanntgegeben wurde.

Am 10. September hiessen der Oberbürgermeister Kolb und der Stadtverordnetenvorsteher vier Wirtschaftsminister in Frankfurt willkommen. Die Herren Helmerich (Bayern), Müller (Gross-Hessen) und Dr. Köhler (Württemberg-Baden) trafen sich zu einer Besprechung mit Professor Nölting, dem Wirtschaftsminister des neugebildeten Landes Nordrhein-Westfalen, und dem Wirtschaftsbeauftragten der britischen Zone, Dr. Agartz.

Zur gleichen Zeit stand die Zukunft der grossindustriellen Unternehmungen Deutschlands im Mittelpunkt vieler politischer und wirtschaftlicher Debatten. Krupp erwartete in Nürnberg seinen Prozess, und die britische Besatzungsregierung erklärte, dass die Krupp-Werke niemals mehr in deutschen Besitz zurückgegeben würden.

Der ehemalige Konzern der IG-Farben mit dem Stammsitz in Frankfurt (das Hochhaus war von der Militärregierung beschlagnahmt und ist heute noch Sitz amerikanischer Behörden) spielte im Zusammenhang mit diesen Diskussionen eine besondere Rolle. Der IG-Konzern war aufgelöst. «Es wird niemals mehr zu einer Zusammenfassung der Werke kommen», wurde erklärt.

Aber eine Entscheidung war noch nicht gefallen, in welcher Weise die Betriebe in Zukunft weitergeführt werden sollten. Der Länderrat in Stuttgart hatte vor Wochen an die Militärregierung das Ersuchen gerichtet: den öffentlichen deutschen Instanzen zu gestatten, zumindest für eine Zwi-

schenzeit die Werke zu übernehmen, um ihre Veräusserung unter den gegenwärtigen anomalen finanziellen Verhältnissen auszuschliessen.

Im Verfassungsausschuss der hessischen Landesversammlung hatte die sozialdemokratische Fraktion einen Antrag eingebracht, die IG-Werke in Gemeineigentum zu überführen.

Tausende von Pensionären, von denen nicht gesprochen wurde, verfolgten die Diskussionen um die IG mit steigender Verbitterung. Die meisten hatten ein Leben lang stolz für dieses Weltunternehmen gearbeitet, bezogen schon, bevor der Krieg zu Ende war, keine Pensionen mehr, lebten meist von der Barmherzigkeit der Verwandten und sahen nicht einmal den Silberstreif einer zukünftigen Zahlung am Horizont.

Um dieselbe Zeit lasen die Frankfurter in der Zeitung eine gute Nachricht. Am 6. September hatte der amerikanische Aussenminister James F. Byrnes in Stuttgart vor Vertretern der amerikanischen Behörden und deutschen Regierungs- und Pressevertretern eine bedeutungsvolle Rede gehalten, die auch im Rundfunk übertragen wurde. Jedermann hatte hören können, was er sagte. Und es bedeutete eine Wendung in der amerikanischen Politik gegenüber Deutschland. Byrnes sagte, es sei an der Zeit, dass Deutschland wirtschaftlich vereinigt und in den Stand gesetzt würde, sich selbst zu erhalten. Das deutsche Volk solle auch wieder eine eigene Regierung erhalten. Er versicherte: «Das amerikanische Volk will dem deutschen Volk helfen, unter den freien und friedliebenden Völkern der Welt seinen Platz in Ehren wieder einzunehmen.»

«Eine Rede der Versöhnung», schrieb F. K. Müller in der «Neuen Presse» über seinen Leitartikel. Und er zog das Fazit: «In ihrer Gesamtheit kommt diese Rede einer Freudenbotschaft an das deutsche Volk gleich.»

Mit etwas mehr Hoffnung konnte man nun in die Zukunft blicken. Aber die Vergangenheit des furchtbaren Krieges brachte sich immer wieder in Erinnerung.

Der tödliche Wald

Im Frankfurter Stadtwald spielten in jenen Tagen fünf Jungen zwischen 13 und 15 Jahren mit einem Sprengkörper, den sie gefunden hatten. Der Blindgänger explodierte. Alle Jungen wurden verletzt, einer überlebte die sofort vorgenommene Operation nicht mehr. Und die Frankfurter wurden wieder einmal vor dem langen Arm des Krieges gewarnt, dessen Bomben und Granaten in den Trümmern noch immer (und bis heute) auf Opfer lauern.

Die Blindgänger lagen auch auf den Feldern, in Gärten und im Stadtwald in Mengen. Es verging kein Tag in den wilden Jahren, an dem die Bevölkerung nicht von solchen Meldungen erschreckt wurde. Die Blindgänger machten besonders auch den Wiederausbau der Versorgungsleitungen des Gas-, Wasser- und Stromnetzes zu einem gefährlichen Unternehmen.

1945 waren die neuorganisierte Frankfurter Polizei und die Feuerwehr zunächst nicht in der Lage, diesen Blindgängern zu Leibe zu rücken. Es fehlte an Geräten, es fehlte vor allem an Fachleuten. Zuerst sprang das amerikanische Bombenkommando ein, dann machte die Militärregierung der Frankfurter Polizei zur Auflage, ein eigenes Sprengkommando zusammenzustellen.

Im Krieg war diese gefährliche Arbeit der Blindgängerbeseitigung meist von Zuchthäuslern und politischen Häftlingen mit der Chance einer Begnadigung oder von Kriegsgefangenen ausgeführt worden. Nun war der Krieg vorbei. Wer mit dem Leben davongekommen war, wollte mit Bomben nichts mehr zu tun haben.

Endlich stellte sich ein Mann zur Verfügung, der ein Bombenräumkommando organisierte. Es war der inzwischen verstorbene Oberwachtmeister Gustav Geissler vom 9. Frankfurter Polizeirevier. Er begann mit den sechs Männern: Georg Friedel, Paul Brecht, Heinrich Bohn, Stahl, Hartwig und Leininger, die von der Wehrmacht oder vom Sicherheits- und Hilfsdienst kamen, am 25. Juni 1945 seine gefährliche Arbeit.

Die Tätigkeit des Frankfurter Sprengkommandos ging über das Stadtgebiet hinaus und war auch auf die angrenzenden Gemeinden ausgedehnt.

Ein Arsenal von noch unentdeckten Blindgängern wartete auf das Kommando. Neun Menschen, davon acht Kinder, hatte der lange Arm des Krieges schon in kurzer Zeit in Frankfurt getötet. 33 Menschen waren mehr oder weniger schwer verletzt worden.

Im Stadtwald, in der Nähe des Flughafens, verunglückten sechs Frauen. Sie waren beim Holzsammeln mit einer 2-kg-Splitterbombe in Berührung gekommen. Kurze Zeit danach traf der lange Arm des Krieges in unmittelbarer Nähe dieser Unglücksstätte auch die tapferen Männer vom ersten Sprengkommando der Polizei. Einer wurde getötet, zwei wurden schwer verletzt. Die letzten drei arbeiteten in diesem Gelände verbissen noch wochenlang weiter und sammelten eine unübersehbare Menge von Bomben und Granaten.

Im Januar 1946 wurde das Sprengkommando neu zusammengestellt. Der Leiter des Kommandos, Gustav Geissler, schied auf eigenen Wunsch aus

dem Polizeidienst aus. Vielleicht, weil seine Nerven diese Belastung nicht mehr ertrugen.

Der Polizeiwachtmeister Heinrich Bohn übernahm nun das Sprengkommando, in dem sich jetzt fachkundige Bombenentschärfer zusammenfanden. Einen Monat später, im Februar 1946, standen diese Männer vor ihrer ersten grossen Bewährungsprobe. Arbeiter hatten bei Aufräumarbeiten im dritten Stock der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität eine nicht detonierte englische Luftmine von 72 Zentnern gefunden. An einen Abtransport des gefährlichen Riesen war nicht zu denken. An Ort und Stelle entfernten die Männer den gesamten Sprengstoff der Mine, der 57 Zentner (!!!) betrug, und schlepften ihn in kleinsten Mengen fort.

Aus einem zerbombten Munitionszug im Hauptgüterbahnhof wurden 360 Tonnen Bomben und Granaten geborgen, auf Lastkraftwagen verladen und auf dem ehemaligen Flughafen in Merzhausen (Taunus) in die Luft gesprengt. Auf dem alten Flughafen Rebstock wurde eine mit einem Sonderzünder versehene Zehnzentnerbombe am Fundort gesprengt und mitten auf dem Bahnsteig 14 im Frankfurter Hauptbahnhof musste eine gleich grosse Bombe entschärft werden.

Nur wer Phantasie hat, kann sich ausmalen, was die Männer vom Frankfurter Sprengkommando leisteten, was von ihren Müttern, ihren Frauen und Kindern verlangt wurde, deren Söhne, Männer und Väter dem Inferno des Krieges entronnen waren und die weiterhin Tag und Nacht beherzt dem Tod ins Auge sahen.

Im Anhang geben wir einen Überblick über das, was auf diesem Gebiet bis heute geleistet worden ist. Noch immer lauern verborgene Gefahren, besonders bei Ausschachtungsarbeiten. Und noch immer ist, wie schon vor 17 Jahren, der Polizeihauptwachtmeister Heinrich Bohn und sein Sprengkommando mit dieser Liquidierung des Krieges beschäftigt.

In den Trümmern warteten zuweilen noch andere Schrecken.

Der Mörder, der Geige spielte

Wo sich die Neue Mainzer Strasse heute als Strasse der Banken und Sparkassen würdig präsentiert, war in den wilden Jahren eine unheimliche Trümmerschlucht. Die Mitautorin, ihren Heimweg von der Redaktion in der Rahmhofstrasse nach Sachsenhausen abkürzend, gehört zu den Menschen, die nachts diese Trümmerschlucht nur im Laufschrift und klopfenden Herzens durcheilten.

Aber es war nicht Nacht, die Sonne war noch nicht untergegangen, als am 6. September 1946 gegen 18.15 Uhr der kleine, schwächlich wirkende 30jährige Kellner Peter Krapohl, der mit verzücktem Gesicht seinen Mietsleuten geistliche Lieder auf der Geige vorspielte, vom Dämon der Geldgier gepackt, mit einer Eisenstange die 57jährige Ehefrau Anna Auer, eine Verwandte seiner Wirtsleute, in der Ruine Neue Mainzer Strasse 52 erschlug.

Frau Auer wollte Schmuck in Kaffee umtauschen. Krapohl hatte sich angeboten, sie zu einem Schwarzhändler zu bringen.

Nach der Tat riss der Mörder der Frau drei goldene Ringe vom Finger, nahm ihr den Schmuck ab, wälzte mit Kräften, die unbewusst nur aus dem Entsetzen über das, was er getan hatte, gewachsen sein konnten, eine zentnerschwere Eisenplatte über die Tote und irrte stundenlang zwischen Hauptwache und Hauptbahnhof hin und her, ehe er in einer Wirtschaft in der Taunusstrasse eine Kleinigkeit isst. Bei dem Kellner, einem Kollegen, den er kennt, tauscht er die der Ermordeten ebenfalls geraubte Kartoffelkarte gegen ein paar Zigaretten ein.

Als der Kellner einige Tage später – die Ermordete war aufgefunden worden – von der Tat liest, erinnert er sich an die Kartoffelkarte, an den Namen, der darauf stand: Anna Auer. Der Kellner hat die Karte noch. Er bringt sie zur Polizei.

Die Kartoffelkarte wird zum entscheidenden Indiz, als Krapohl Anfang Oktober in Stuttgart verhaftet werden kann. Anfang März 1947 wird er von einer Frankfurter Strafkammer unter Vorsitz von Landgerichtsdirektor Dr. Lehmann-Dronke zum Tode verurteilt und sitzt heute in einem hessischen Zuchthaus.

Die Zeiten waren wild und unsicher. Und die Arbeit der Polizei war in jenen Tagen – wir schilderten es schon – besonders schwierig. Man brauchte ganze Männer.

Als die neugewählte Stadtverwaltung im Einvernehmen mit der Militärregierung einen neuen Polizeipräsidenten für Frankfurt bestimmte, fiel die Wahl auf Willy Klapproth, der nicht nur ein bewährter Fachmann im Polizeiwesen, sondern auch ein aufrechter Demokrat war.

Als jungem Mann war ihm 1920 in Dortmund bereits die Gewerbepolizei anvertraut worden. In Hannover und später in Münster hatte er jahrelang in der Polizeiausbildung gewirkt. Von 1925 bis 1930 war er Polizeidirektor in Worms, danach Leiter der Kriminalpolizei in Wesel, Polizeichef in Bad Nauheim und Offenbach.

Die Nationalsozialisten hatten ihn am 6. März 1933 verhaftet und aus Amt und Würden gejagt. «Wegen politischer Unzuverlässigkeit» wurde Klapproth selbst im Krieg nicht einberufen, obwohl er im Ersten Weltkrieg Offizier gewesen war.

1945 wurde Willy Klapproth Regierungsdirektor und Leiter der Polizeiangelegenheiten in Mittelrhein-Saar, bis die Franzosen die Verwaltung übernahmen. Danach war er einige Monate Bürgermeister in Bensheim.

Bei der feierlichen Amtseinführung Willy Klapproths im Frankfurter Polizeipräsidium am 12. September 1946 sprach Oberbürgermeister Dr. Kolb dem scheidenden Polizeipräsidenten Dr. Rudolf Siegert den herzlichen Dank für seine Tätigkeit aus und wünschte ihm einen sorgenfreien Lebensabend. Mit den Worten: «Die Polizei steht jetzt mitten in einem ungemein schweren Umformungsprozess», begann der Oberbürgermeister von der grossen Aufgabe zu sprechen, die dem neuen Präsidenten bevorstand.

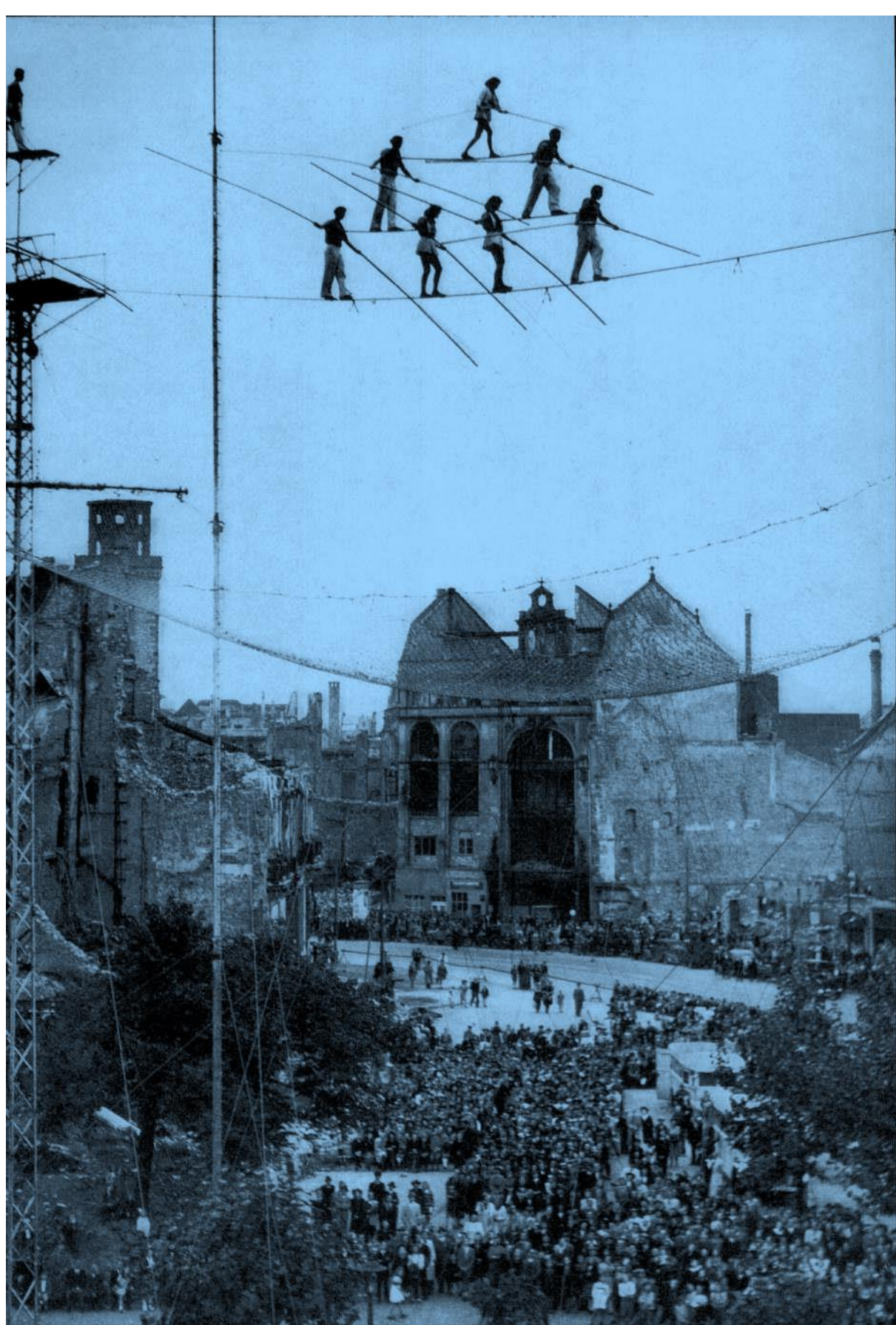
Nach der Überreichung der Ernennungsurkunde sagte Polizeipräsident Willy Klapproth, dass er sich der Schwere seiner Aufgabe bewusst sei. Es sei aber nicht Sache der Polizei, lange Reden zu halten. «Die Bevölkerung soll uns kennenlernen an unseren Taten ... Wir sind Diener der Allgemeinheit... Ich bin für Pünktlichkeit und grösste Höflichkeit dem Publikum gegenüber, aber ebenso deutlich gegen Militarismus und Drill.»

Der neue Polizeipräsident von Frankfurt trat sein Amt in der schwierigsten Zeit an. Als er nach vielen Jahren abtreten musste, unter Umständen, an denen Hass und Intrige beteiligt waren, hatte man die Verdienste des Mannes vergessen.

Nicht Klapproths Amtseinsetzung bildete die Schlagzeile der «Neuen Presse» am 12. September, sondern «Vereinfachung des Denazifizierungsverfahrens».

Ja, es war höchste Zeit, dass etwas geschah. Es ging viele an, nämlich 23 Prozent, also fast ein Viertel aller, die einen Fragebogen ausgefüllt hatten (in ganz Hessen waren es 2,9 Millionen). Das Verfahren lief langsam. Bis Anfang September 1946 waren von den hessischen Spruchkammern (die Frankfurter eingeschlossen) erst 7483 Verfahren abgeschlossen. 67'000 Personen aber warteten mit begreiflicher Ungeduld auf die Erledigung. Es ging ja dabei um die Berufsmöglichkeiten, um Gehälter, Pensionen, schlichtweg um die Existenz, und meist nicht um die Existenz

Ein symbolisches Bild, wie die Artisten der Camillo-Mayer-Truppe sich auf dem hohen Seil bewegten, so balancierte man durch das schwierig gewordene Leben.





Jedes Richtfest war ein Ereignis. Oberbürgermeister Walter Kolb und Rundfunkintendant Beckmann bei der Einweihung des Eisernen Stegs.

Nicht wiederzuerkennen: So hager war einmal Willy Berking, so abgezehrt die Musiker seines Rundfunkorchesters.



Einzelner, sondern ganzer Familien. Da ist das Warten bitter, wenn man sich ausrechnen muss, dass es bei dem seitherigen Tempo noch viele Jahre dauern kann. Darum hatte Hessen dem Länderrat Vorschläge zur Vereinfachung des Verfahrens unterbreitet. Mit einigem Aufatmen las man es in der Zeitung.

Das ferne Nürnberg

Die Interniertenlager, bisher unter amerikanischer Verwaltung, wurden Mitte September den deutschen Behörden unterstellt. Im Lager Darmstadt befanden sich zu diesem Zeitpunkt 17'000 Internierte, die bald darauf in kleinere Arbeitslager von 100 und 200 Personen aufgeteilt wurden.

Die Internierten begrüßten die Übergabe in deutsche Hände nicht. Ihre Verpflegung bei den Amerikanern übertraf nämlich den Rationensatz der deutschen Normalverbraucher. Und nach der Übergabe in deutsche Hände kam es im Interniertenlager Darmstadt zu einer Demonstration.

Das war der Anlass, sich über die Zustände im Lager einmal ein objektives Bild zu verschaffen. Eugen Kogon, der Jahre im KZ verbracht und darüber in seinem Buch «Der SS-Staat» berichtet hatte, fuhr nach Darmstadt und besichtigte das Lager. Die «Neue Presse» veröffentlichte seinen ausführlichen objektiven Bericht, aus dem klar hervorging, dass man diese Interniertenlager in keiner Weise auch nur im entferntesten mit den KZs vergleichen konnte. Es war kein Anlass da zu Gerüchten und Beunruhigung.

Die Frankfurter hatten eigene Sorgen zuhauf. Wem war wohl danach zumute, am 1. Oktober 1946 das Radio einzuschalten, um die Urteilsverkündung im Nürnberger Prozess gegen die Nazi-Prominenz (und die Organisationen) anzuhören. Zudem war die Übertragung zeitweise minutenlang gestört. Den vollen Wortlaut erfuhr man nachher aus der Zeitung. Die «Neue Presse» liess durch ihre Reporter 30 Männer und Frauen fragen: «Was halten Sie vom Nürnberger Urteil?» Fast jeder dachte dabei an sein eigenes Geschick und was er an Folgen der Nazijahre zu tragen hatte, und konnte es nicht in Einklang bringen mit dem, was an Schuld und Strafe in Nürnberg erkannt und verhängt worden war.

Ein 26jähriger Frankfurter Student (rer. pol.) meinte:

«Ein internationaler Gerichtshof, jawohl, aber warum wurden nicht auch deutsche Richter hinzugezogen? Das Urteil ist hart und konsequent, es ist der Richterspruch eines Siegers.»

Ein 58jähriger entlassener Frankfurter Beamter, als Ex-Parteigenosse im Trümmerbeseitigungs-Einsatz «Ich habe nur die NSV kassiert und bin schlimmer bestraft.»

Eine 39jährige Kriegerwitwe «Meinen Mann bekomme ich durch das Urteil nicht wieder, und deshalb interessiert es mich nicht.»

Ein 70jähriger Frankfurter Rentner: «Ich empfinde das Urteil im Allgemeinen als gerecht, allerdings erscheint von Neurath nicht in allen vier Punkten schuldig.»

Ein 21jähriger Frankfurter: «Zumindest Göring und die angeklagten Generale hätten, wie sie es von uns verlangt haben, im Krieg bis zum Ende kämpfen sollen. Ich war Fallschirmjäger und leide heute noch an einer Verwundung, die ich im Kampf in aussichtsloser Lage erhielt.»

Eine 20jährige Studentin: «Dal? die zum Tode verurteilten durch Erhängen hingerichtet werden, hätte ich nicht erwartet. Lebenslängliche Zwangsarbeit wäre als Strafe viel wirkungsvoller. Nein, das langt auch noch nicht, man sollte sie ihr Leben lang in eine einsame Zelle einkerkern.»

Eine freudige Überraschung erlebte im September 1946 ein Ehepaar im Frankfurter Ostend. Monatelang hatte man auf die Rückkehr des einzigen Sohnes aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft gewartet – dann stand er vor der Tür und hinter ihm eine Reihe weiterer ... 14 Heimkehrer.

Die Mutter schloss gerührt ihren Bub in die Arme. Die 14 Kameraden, die er aus der Gefangenschaft mitgebracht hatte, verteilten sich auf «zwei Zimmer und Küche», und kurz danach rottete man sich in der Strasse zusammen: Denn aus dem Haus des Heimkehrers kamen die Rhythmen einer fünfzehnköpfigen Jazzband.

Als der Heimkehrermusikrausch vorüber war, machten die jazzfreudigen jungen Männer in der Umgebung ein halbzerfallenes Haus ausfindig, stürmten es mit Aufbaueifer und fanden hier ihre erste Bleibe.

Blüten im Herbst

Im Seeacker in Frankfurt-Höchst gab es Mitte September 1946 «Ein blühendes Phantom», über das ein unbekannter Frankfurter dieses Gedicht machte und an die «Neue Presse» schickte:

Im Seeacker blühen die Bäume
zum zweitenmal im Jahr.
Bezaubernd wie Frühlingsträume

Wir stellen in Hoffnung die Fragen:
Was plant da die Natur?
Sorgt sie für unseren Magen?
Sie foppt uns doch nicht nur?

Wenn wirklich am Bäumchen dann reifen
die Früchte süß und rund
zum zweitenmal nahe zum Greifen,
sie kämen auch nie in unseren Mund.

Die zweiten Blüten der Bäumchen im Seeacker von Höchst starben in der Nacht zum 21. September 1946, einem Samstag, in dem ersten schweren

Herbststurm des Jahres. Es war eine schreckliche Nacht für Frankfurt. Über tausend einsturzgefährdete Häuser, die teilweise trotzdem bewohnt waren, brachen zusammen. Zehn Menschen starben, darunter ein elfjähriger Junge. Von einer fünfköpfigen Flüchtlingsfamilie konnten nur zwei ihr Leben retten.

Am Vorabend des schweren Sturmes hatte der 67jährige Philipp Leipf, ein im ganzen Ostend als fleissig und lebenslustig bekannter Mann (er kutscherte mit seiner schweren Zugmaschine die Wagen der Schausteller immer an Ort und Stelle auf dem Ostendplatz), einem Freund eine Flasche Wein gezeigt und gesagt: «Sie war teuer. Aber ich muss mich jung und frisch erhalten. Wer weiss, wie lange ich noch lebe.»

Morgens gegen vier Uhr stürzte die Aussenwand des ausgebrannten Hauses in der Howaldtstrasse, in das sich Philipp Leipf ein Behelfsheim gebaut hatte, ein. Leipf und seine Frau überlebten die Nacht nicht mehr.

Im Mitropa-Wartesaal des Frankfurter Hauptbahnhofes brach während des Sturmes eine Wand zusammen, und elf Personen mussten verletzt ins Krankenhaus gebracht werden.

Wer sich in die Zeitungsbände jener Jahre vertieft, erkennt erst wirklich, wie wild die Zeit war. Wild, windig, wirr, verwirrend. Ein einziger Sturm liess Mauern und Dächer einstürzen. Neue konnten nicht errichtet werden. Die Dächer, die in jenen Jahren vornehmlich gebaut wurden (und gebaut werden konnten), waren abstrakt. Es waren die Dächer der Organisationen, der politischen, der wirtschaftlichen, der sozialen, wissenschaftlichen, der moralischen Institutionen.

Organisieren war ein grosses Wort jener Zeit. Es entstammt dem Landserjargon. Die einen organisierten, die anderen kümmerten sich um Organisationen. Es war ein fröhliches und hoffnungsvolles Gründen von allen möglichen Vereinigungen, die keineswegs alle den Tag der Währungsreform lange überlebten.

Wo in den Häusern bei jedem stärkeren Regen Sturzbäche die Treppe hinuntergurgelten, weil die Dächer fehlten, wo die Fenster bis 1948 mit Brettern vernagelt waren, weil es auch auf den amtlichen Bezugschein kein Glas gab – (pro Zimmer bekam man beim Nachweis, dass man auch darin arbeiten musste, für einen Fensterflügel echtes Glas in Form eines Scheines), wo von sichtbarem Aufbau keine Rede war, nahm man diesen Aufbau der Organisationen, die Reden, die Konferenzen ohne grosse Beachtung, aber nicht ganz ohne Bemerkungen hin.

Husten ohne Hals

Den Aufbau der Organisationen, die zweifellosen Verdienste der Organisatoren, kann man auch in deren späteren Jahrbüchern nachlesen. Was man nicht nachlesen kann, was meist nicht in der Zeitung stand, was nicht verlorengehen soll, ist die Stimmung, die Reaktion der Bevölkerung, das allzu Menschliche dieser Zeit, auf das es uns – den Autoren dieses Berichtes – und das sei einmal gesagt, mehr ankommt als auf eine genaue Chronik der Gründungen, Planungen, der Konferenzen, der Zusammenkünfte, der papiernen Zukunftsträume.

«Am Anfang war das Wort, des steht schon in de Bibel», hörte die Mitautorin damals einen alten Sachsenhäuser sagen, «aber von Wörter, von lange Rede, von Konferenz steht da nix drin. Und die solle sich jetzt endlich mal e bissche an unserm Herrgott orientiere und sich ohne grosse Spruch' der Schöpfung zuwende ...»

In Frankfurt war Ende September als eines der gemeinsamen Organe der britischen und amerikanischen Zone ein Finanzrat gebildet worden. «Die wolle ohne Hals huste», sagte der Mann auf der Strasse.

Und die, die gelesen hatten, dass der Zweizonen-Finanzrat als Untermieter in das gerade freigewordene Gewerkschaftshaus einzog, meinten lachend: «Den Finanzrat hat des Wohnungsamt bestimmt aach zwangseinweise müsse.»

Die Logik, mit der die Organisationen aufgebaut wurden, hatte nichts mit jener Logik zu tun, mit der sich der Normalverbraucher arrangierte und organisierte.

Einem Amtsrichter, der als Geistesarbeiter trotz aller Anträge der Organisationen der Geistesarbeiter bis zur Währungsreform «wegen der angespannten Lage auf dem Lebensmittelmarkt» zur Gruppe der Normalverbraucher gehörte, machte ein kleiner Schwarzhändler diese Logik klar.

«Warum nehmen Sie nicht eine ehrliche Arbeit an?» fragte der Mann in der Richterrobe den treuherzig-biedereren Sünder.

«Also, Herr Rat! Mer liest jetzt doch immer, dass des Gewisse über des Gesetz geht. Ich hab fünf Kinner, die kreische nach Brot, die muss ich doch ernährn. Mei Lehr hab ich net abschliesse könne, des hat der totale Krieg net zugelasse. Als Hilfsarbeiter kam ich höchstens auf 180 Mark im Monat. Und ich hab doch 24 Hühner, Herr Rat, und die muss ich doch scharf bewache, denn die Hühner sin unser Lewe!»

Der Richter, der Geistesarbeiter aus der Gruppe der Normalverbraucher, wurde wütend: «Aber Sie können mir doch nicht weismachen, dass Sie von diesen 24 Hühnern ihre Familie ernähren.»

Der ertappte Sünder wird jetzt auch lauter: «Awwer, awwer Herr Rat, darf ich Sie bitten, doch einmal logisch zu denke. Die Henne wer'n gut gefüttert. Die leche mer pro Woch gut ihr dreissig Eier. Mir esse zehn. Die annern verkaafe mer an die Amis, an die klaane Amis, die kriehe ja aach nur Eipulver, die arme Kerle. Und mir kassieren dafür vier Päckcher Zigarett. Aa Päckche raach' ich, aans werd' fürs Futter verfuggelt... (der Richter unterbricht, lässt sich erklären, dass «fuggeln» das Wort für kleine Tauschgeschäfte ist, und verfolgt mit gespannter Aufmerksamkeit die Rechnung, die ihm aufgemacht wird) und die annern Päckcher Zigarett wern zu Geld gemacht und bringe rund achthundert Mark im Monat. Und damit komme mir schee hie, Herr Rat.»

Juristisch durfte der Amtsrichter (dessen Gehalt etwa 800 Mark im Monat betrug) diese Logik des kleinen Mannes nicht zur Kenntnis nehmen. Er musste ihn verurteilen, «zur Abschreckung», dabei verfolgte ihn die Rechnung mit den Hennen bis in die Hungerträume.

Ganz besonderer Saft

Ab und zu gab es für den auf Karten lebenden Normalverbraucher auch einmal einen Lichtblick. Die Frankfurter lernten zum erstenmal nicht die Frucht, aber den Saft der Grapefruit kennen. In seinem «Frankfurter Bilderbogen» schrieb dazu der Mitautor:

Hausfrauen von Frankfurt, wenn Sie heute ihre amerikanischen Sonderzuteilungen holen, dann wird Ihnen der Lebensmittelhändler auch die grosse Dose mit Fruchtsaft in den Einkaufskorb legen; in den meisten Fällen handelt es sich um Grapefruit. Der Saft sieht wie Zitronensaft aus und schmeckt leicht säuerlich. Wie soll ich den Saft verwenden? wird sich manche Frankfurterin fragen.

Nun ist Riki am Allgemeinen kein Verfasser von Rezepten; in diesem Fall ist er ausnahmsweise Fachmann. Also, was tun mit der Grapefruit? Die Antwort ist einfach: trinken. Frühmorgens auf nüchternen Magen. Ein halbes Glas oder eine halbe Tasse. Es ist längst ausgerechnet: In dieser Menge stecken mehr Vitamine als in einem halben Pfund Äpfel. Wer ein paar Wochen so verfährt – und der Inhalt der Dose reicht dazu –, der macht eine richtige Kur. Er wird die Wirkung spüren. Die Amerikaner lieben dieses Getränk, weil sie es schätzen.

N. B.: Wem es nicht schmeckt, der kann es bei dem Unterfertigten abgeben.

Im Frankfurter Stadel gab es am 1. Oktober eine Sonderzuteilung an geistigen Vitaminen. Zum erstenmal war es wieder der Bevölkerung zugänglich. In dem von Bombenschäden leidlich gereinigten Gebäude wurde eine Ausstellung von Jugendbüchern gezeigt, die 14 Nationen beschickt hatten. Die Ausstellung, die vorher in München und Stuttgart zu sehen war, ging

auf eine Anregung der Referentin für Frauen- und Jugendfragen bei der Information Control Division der amerikanischen Militärregierung in Berlin, Frau Jella Lepman, zurück.

Abenteuerbücher aus Amerika und England mit vielen Skizzen, Zeichnungen und Fotos waren in dieser Ausstellung stark vertreten. Für die kleineren Kinder gab es die bunten Blätter des Italieners Pinocchio und französische Volksliederbücher. Einen besonderen Anziehungspunkt bildeten die Buchgeschenke aus der Schweiz. Aus der deutschen Kinder- und Jugendliteratur gab es nur Bücher, die vor 1933 oder nach 1945 erschienen waren. Karl May fehlte allerdings auch, aber nur – wie versichert wurde – weil kein Entleiher seiner Bücher aufzutreiben war.

Jeder Besucher bekam einen Fragebogen, um seine Meinung über die Ausstellung aufzuschreiben. Jeder neunte Besucher erhielt einen Berechtigungsschein zum Kauf eines Jugendbuches. Die glücklichen kleinen Schreie der Kinder, die einen solchen Berechtigungsschein ergatterten, sind unvergessen bei denen, die sie hörten.

«Die Kinder sollen nicht unter den Folgen des Krieges leiden, sondern gesunde und brauchbare Erwachsene werden», sagte bei der Eröffnungsfeier der amerikanische Colonel Kleitz unter anderem.

Die Kinder sollten nicht leiden, aber sie litten. Nicht ihr leiblicher Hunger, aber ihr Wissensdurst wurde noch bis tief in die Wirtschaftswunderjahre hinein nicht gestillt oder durch unzureichende Schulraumverhältnisse und Schichtunterricht gehemmt.

Es waren auch zu wenig Lehrer da. Ein fünfzehnjähriger Obertertiärer klagte der «Neuen Presse», seine Klasse habe nur 17 Stunden Unterricht in der Woche. Chemie, Physik oder Biologie gebe es schon seit zwei Jahren nicht mehr. Was damals versäumt werden musste, fehlt heute manchem inzwischen Erwachsenen für immer.

Namhafte deutsche und ausländische Wissenschaftler hatten sich im September in der Aula der Universität zu einem Deutschen Soziologentag getroffen, es war der erste seit 1933. Sie sprachen über das Thema «Die gegenwärtige Situation soziologisch betrachtet». Man sah mit Sorge die Probleme und Nöte der Zeit, aber man konnte sie nicht ändern.

Vom aktiven Theaterleben haben wir schon verschiedentlich berichtet. Wer näher hinsehen konnte, hinter die Kulissen, wer Künstler persönlich kannte, der weiss auch, dass damals keineswegs alles so rosig aussah, wie es sich dem Publikum darbot.

Die Fassaden wurden hochgezogen, die repräsentativen. Der Bevölkerung

wurden die Illusionen verschafft, die sie brauchte. Wie's drinnen oder dahinter aussah, ging niemand was an.

Die Zustände hinter den Kulissen der Städtischen Bühnen, in den Werkstätten, den Garderoben waren noch 1948 katastrophal. Da blies der Wind noch durch Ritzen und Fugen und gerissene Notwände. Da war noch für die Künstler qualvolle Enge. Aber vorn wurde Ordnung geschaffen. Mit Energie und allen Mängeln zum Trotz, um den Frankfurter den eigenen Alltag vergessen zu lassen.

Wir haben mit dem Rahmen und nicht mit dem Bild angefangen. Wie es die Stunde befahl . . .

Musik und keine Fenster

Die Frankfurter Opernfreunde hatten ungeduldig auf den Umbau des Börsensaales gewartet. Der Umbau hatte, wie alles, mehr Zeit in Anspruch genommen, als vorgesehen. Bei der Wiederaufführung von Verdis «Amelia oder Ein Maskenball» mit Aga Joesten, Günther Ambrosius und Adam Fendt, Ende September 1946, präsentierte sich das «Behelfstheater», das heute noch als «Kleines Haus» bespielt wird, in «entschieden ansprechender Form und vor allem: die Bühne hat merklich an Raum gewonnen».

So stand es in der Zeitung. So war es. Für die Besucher. Die Künstler, die sich für den ungewöhnlichen, schon bei offener Szene und ganz besonders am Schluss aufbrausenden Applaus bedankten, vergassen für Minuten, von der Verzückung des Publikums in höhere Sphären getragen, was sonst keiner sah. Vergassen ihren Alltag.

Der Mann, der das Frankfurter Opernorchester nach dem Krieg, schon 1945, wieder aufgebaut hatte, der die ersten Solokräfte mobilisierte, war ein Bulgare: Dr. Ljubomir Romanski. Er verliess im Oktober 1946 Frankfurt, ging nach Wiesbaden und hat heute seinen Wirkungskreis im Ruhrgebiet. Romanski hatte in dem Börsensaal bereits die Welt der Oper vermittelt, als der Saal noch keine ganzen Fenster hatte.

«Wir wussten, dass draussen, auf den Trümmern ringsum, die Menschen in Scharen standen, die keinen Platz mehr im Saal fanden», erinnern sich Aga Joesten und Coba Wackers. «Wir froren im ungeheizten Saal, aber die draussen lauschten, im Regen, im Wind, mussten noch mehr frieren. Die Leute im Saal hatten ihre Mäntel an, aber wir und die draussen standen klimamässig im gleichen Feld. Wir sangen einfach für sie, das Orchester ging auf volle Lautstärke für die auf den Trümmern, und wenn dann die Kritik schrieb: «Dass wir uns der Akustik des Raumes nur schwer anpassen könnten», haben wir gelacht und gesagt: «Aber unsere

Schwarzhörer haben wenigstens bis zum letzten Akt ausgehalten. Und vergessen, was auch wir auf der Bühne vergessen mussten ...»

Was mussten die Künstler vergessen? Den Hunger, die Proben in ungeheizten Sälen. Wie oft fanden an eiskalten Tagen diese Proben in der Wohnung von Aga Joesten in der Kronberger Strasse statt. Sie bekam auch keine Sonderzuteilung von der «Kohlenfront», aber die Kollegen brachten in ihren Aktentaschen nicht nur die Notenblätter, sondern auch zwei, drei Briketts und ein bisschen aus den Trümmern organisiertes Holz mit. Die Nachbarschaft erinnert sich noch heute dieser Opernproben in der Wohnung Joesten, allerdings nicht mehr mit dem Grimm von damals. Die Mitautorin war eines Tages von einer ergrimmtten Nachbarin alarmiert worden: «Also da müssen Sie was dagegen unternehmen. Bei uns fällt der letzte Stuck von der Wand, wenn die zu blasen und zu singen anfangen . . .»

Für eine Künstlerkarte bekam man vom Bäcker, vom Metzger eine Extraration Fleisch oder Brot, aber diese Künstlerkarten gab es nur ganz beschränkt. Man war auch als Künstler Normalverbraucher mit all den Sorgen und Entbehrungen, die das bedeutete.

Im Frankfurter Konzertleben entstand damals noch ein neues Problem: es gab des Guten zuviel. «Nicht übertreiben», schrieb der Musikkritiker Hugo Puetter in der «Neuen Presse» in einer Glosse über die Hochflut der Konzerte.

«Wenn man von einer bekannten Konzertdirektion erfährt, dass sie allein bis Weihnachten noch siebzig Konzerte vorbereitet, so muss dazu einiges gesagt werden... Als im vorigen Jahr das öffentliche Musikwesen wieder auflebte, war ein zweifellos echtes Bedürfnis nach den Werken zeitloser Kunst spürbar. Die vollen Säle damals waren sicher auch mit vom ‚Geldüberhang‘ bestimmt und von der Tatsache, dass es einstweilen keine Kinos und andere Stätten der Unterhaltung gab. Inzwischen hat sich das erheblich gewandelt...

Wir sprechen vor allem von den ‚kleinen‘ Veranstaltungen: den Klavierlieder-, Kammermusikabenden, die neuerdings vielfach nur noch 20 bis 30 Hörer anlocken ... Auf jeden Fall tragen die Künstler und nicht die Konzertdirektion das Defizit. Man wird an die Krise der Solistenkonzerte um 1930 erinnert.»

Die lizenzierte Kunst

In ganz bescheidenem Rahmen konnte sich der Frankfurter Kunstmarkt wieder regen, der vor 1933 in der Welt einen Namen gehabt hatte. Das Naziregime hatte ihn vernichtet, es hatte Kunsthändler von internationalem

Ruf wie Rosenbaum, J. S. Goldschmidt und Hackenbroch verjagt. Von ihnen lebte, als nun im Oktober die ersten «vorläufigen Lizenzen» vergeben wurden, nur noch Goldschmidt, und zwar in New York. Wo früher bedeutende Firmen die Sammler und Museen in aller Welt mit Schätzen und Kunstwerken ausgestattet hatten, war nun fast nichts mehr. Und der Neubeginn war auch noch gehörig erschwert.

Die Voraussetzung für eine Lizenz war eine Lagerbestandsliste, die eidesstattliche Versicherung, dass nichts aus jüdischem Besitz oder aus den von Deutschland einst besetzten Ländern stammte, und schliesslich die Abgabe einer politischen Unbedenklichkeitserklärung.

Dagegen war nichts einzuwenden. Aber die Lizenz schrieb vor:

«Sie haben monatlich dem Herrn Regierungspräsidenten in Wiesbaden in dreifacher Ausfertigung Bericht über alle Umsätze über 1'000,- Reichsmark zu erstatten. Dieser Bericht muss den Namen des Künstlers, Titel oder Beschreibung des Kunstgegenstandes, Name und Anschrift des Käufers oder Verkäufers und den Preis enthalten.»

Wenn man bedenkt, dass Sammler und Händler aus gutem Grund meist grössten Wert auf Anonymität legen, kann man sich denken, was diese Bestimmung bedeutete. Die Preise lagen in jenen Jahren sehr hoch, besonders bei antikem Schmuck. Das Geld war ja nichts mehr wert. Bedeutende Auktionen, an denen sich die Preise orientieren, fanden in den wilden Jahren überhaupt nicht statt. Trotz allem persönlichen Einsatz, trotz aller Opfer und Bemühungen der Frankfurter Kunsthändler hat die Stadt ihren einstigen Ruf auf dem Kunstmarkt bis heute nicht wiedererobert können.

Witz mit dem Telefonbuch

Wir haben immer wieder davon erzählt, wie schwierig auf allen Gebieten der Anfang war. Dazu kam noch der Mangel an Dingen, die wir heute mit schönster Selbstverständlichkeit täglich benutzen: z.B. das Telefon.

Glücklich, wer damals noch von früher einen Anschluss hatte und womöglich einen heilen Apparat! Um einen neuen zu bekommen, bedurfte es wohlbegründeter Anträge und langer Wartezeiten. Erinnern Sie sich noch? Wenn dann die Post schliesslich einen Anschluss oder wenigstens eine Nebenstelle genehmigte, war sie kaum in der Lage, Apparate zu liefern. Es war zwar verboten, Apparate privater Firmen für Einzelanschlüsse zu benutzen, aber die Beamten drückten ein Auge zu. Wo die Apparate zu haben waren? Wo alles zu haben war. Auf dem schwarzen Markt.

Als unser dickes Fernsprechbuch von 1961, um nicht noch dicker zu werden, die vielen Abkürzungen brachte, gab es darüber allenthalben Diskussionen. Bis zum Oktober 1946 gab es überhaupt kein Fernsprechbuch! Vom letzten erschienenen des Jahres 1941 gab es hie und da noch ein zerfleddertes Exemplar, und auch das stimmte in vielem nicht mehr. Vielleicht haben Sie auch einmal auf einem Postamt in solch einem Relikt geblättert, und dann fehlte gerade die Seite, um die es ging? Die Postdirektion jedoch wollte, als am 9. Oktober 1946 das neue Fernsprechbuch erschien (120 Seiten stark mit 20'000 Teilnehmern) ihre alten Veteranen wiederhaben im Umtausch gegen die neuen Bücher. Die «Neue Presse» konnte sich einer grimmigen Anmerkung nicht enthalten: «Der Postdirektion scheint entgegen zu sein, dass Frankfurt einige Bombardements erlebt hat, die nicht viele Fernsprechbücher von 1941 übriggelassen haben.»

Immerhin, es war da, das neue Buch, wenn auch wegen Papiermangels in begrenzter Auflage.

Die allgemeine Lage verführte dazu, von der Ernährungsfront, von der Kohlenfront, von der Kartoffelfront zu sprechen. In Frankfurt betrug die Säuglingssterblichkeit das Zwei- und Zweieinhalbfache der Sterblichkeit in normalen Zeiten. Der Frankfurter Frauenausschuss hatte die Vertreter der Ernährungs-, Gesundheitsämter und der Lebensmittelverteilung im Oktober 1946 zu einer Zusammenkunft im Ärztehaus zusammengetrommelt. Die Vorsitzende des Frauenausschusses, die sehr energische und reddegewandte Fini Pfannes, heizte mit Unterstützung des Vertreters vom Gesundheitsamt den Vertretern vom Ernährungssektor und dem der Lebensmittelverteilung ganz schön ein.

Das liebe Vieh

Aber wo keine Kohlen sind, kann kein Feuer brennen. Es blieb bei Feststellungen. Und die wichtigste war die bekannteste: Die Bauern erfüllen ihre Ablieferungspflicht nicht. «Die Kuh im Stall ist ihnen sicherer als das Geld im Sparstrumpf. Die Massnahmen des Landesernährungsamtes werden in vielen Fällen von den um ihre Wiederwahl in zwei Jahren besorgten Landräten nicht streng genug durchgeführt.»

So war es. Nur mit einer bemerkenswerten und zum Nachdenken anregenden Ausnahme: Die Frankfurter Bauern sahen die Not jener Tage so nahe vor der Haustür, dass die Landwirte des Kreises Frankfurt, obwohl ihre Felder besonders unter Dieben zu leiden hatten (Polizei und Feldpolizisten

reichten zum Schutz dieser Felder nicht aus, die Bauern mussten eigene Tag- und Nachtwachen stellen), mit ihrer Ablieferung an der Spitze aller Kreise in Hessen standen.

Bis zum 30. November 1946 hatten die Frankfurter Bauern 102 Prozent ihres Kartoffelablieferungssolls bereits erfüllt. Die Frankfurter Bauern hatten an Brot- und Futtergetreide erheblich mehr abgeliefert, als von ihnen verlangt wurde. Die Bauern im Kreis Frankfurt hatten auch Schlachtvieh über das geforderte Soll hinaus zur Ablieferung gebracht.

Das lässt sich hören! schrieb die «Neue Presse» damals. Das sollte man heute nicht vergessen, wenn die Grossstadtplaner unseren Stadtbauern auf den Pelz rücken. Man sollte auch nicht vergessen, dass 1946 die Frankfurter Parks, in der Not zweckentfremdet, 14'000 Zentner Gemüse geliefert haben. Tropfen auf den heissen Stein, die es verständlich machen, mit welcher Erleichterung viele Mütter davon Kenntnis nahmen, dass amerikanische Spenden es nun ermöglichten, dass neben der Schulspeisung in den Frankfurter Volks-, Mittel- und höheren Schulen auch in den Kindergärten der Stadt und der kirchlichen und weltlichen Wohlfahrtsverbände täglich eine zusätzliche Mahlzeit verabreicht werden konnte. Dass es bei weitem nicht genug Kindergärten gab, dass viele Mütter in einer Zeit, da das Gespenst der Kinderlähmung umging, da die Tuberkulose grassierte, ihre Kinder aus Angst um deren Gesundheit nicht in diese Kindergärten schickten, sei nicht verschwiegen.

Erfreulich war um diese Zeit die Meldung, dass die Preise für die genormten Care-Pakete um ein Drittel auf 10 Dollar gesenkt wurden. Die Mehrzahl der Frankfurter hatte allerdings keine Verwandten und Freunde in Amerika, und diese hatten auch nicht alle 15 Dollar für ein Paket hinlegen können.

Der schwärzeste Tag

Am 12. Oktober 1946, einem Samstag, war der Tag gekommen, der Frankfurt den bösesten Namen der wilden Jahre einbrachte: «Klein-Chikago». Was war geschehen?

Sonderausgaben der Zeitungen gab es nicht, und Radioapparate standen auch nicht in allen Wohnungen, aber mit Windeseile sprach es sich herum, von Mund zu Mund, von einem Ende der Stadt zum anderen, was sich am hellen Mittag auf dem Schauplatz des schwarzen Marktes, im belebten Bahnhofsviertel, abgespielt hatte:

In wahnsinnigem Amoklauf hatte ein fliehender Gangster, ein vielfacher

Mörder, vier brave, nichtsahnende Menschen erschossen, ehe er sich selbst eine Kugel in den Kopf jagte.

Der Täter, der sich selbst richtete, war der 24jährige in Duisburg geborene Heinrich Balakirew. Er hatte in der Nähe von Düsseldorf bei Auto räubereien schon einige Menschen ermordet. Als ihm im Westen der Boden zu heiss geworden war, hatte er sich an der englisch-russischen Zonengrenze einer Räuberbande angeschlossen, die in russischen Uniformen Passanten überfiel und Häuser ausraubte.

Die Geschichte seiner letzten Untat, die ganz Frankfurt in Schrecken und Angst versetzte, nahm ihren Anfang in Magdeburg. Dort hatte sich Balakirew der 18jährige Gerhard K. angeschlossen, der dem Nimbus des Berufsverbrechens rasch verfallen war. Die beiden Komplizen starteten ihren grossen Coup damit, dass sie bei einem Magdeburger Juwelenhändler erschienen, sich als Kriminalbeamte ausgaben, 15'000 Mark «beschlagnahmen» und Schmuck im Wert von 200'000 Mark «sicherstellten».

Mit ihrer Beute gingen sie bei Eisenach schwarz über die grüne Grenze und kamen am Donnerstag, dem 10. Oktober 1946, nach Frankfurt. In der Nacht zum Freitag schliefen sie bei einem kleinen Schieber in Sachsenhausen, der ihnen falsche Papiere (Balakirew hatte seinen Namen immer wieder gewechselt) gegen zwei Uhren und einige Ringe versprach. Abends kam der Schieber mit betroffen gespielter Miene heim und log, die Polizei habe ihm Uhren und Ringe abgenommen.

Balakirew und sein Komplize Gerhard brachen nun ihre Zelte in Sachsenhausen ab, gingen selbst ins Bahnhofsviertel und spürten dort einen Mann auf, der ihnen für 3'000 Mark Papiere besorgen wollte. Die Papiere sollten am Samstagmittag um 1.2 Uhr in dem Lokal «Fischerstube» in der Moselstrasse, dem bekanntesten Treffpunkt der Schwarzhändler, den beiden übergeben werden.

Inzwischen war eine andere Bande dem geraubten Geld und Schmuck und damit den beiden Verbrechern auf der Spur. «Man wollte beide aufs Kreuz legen», und zwar teuflischerweise mit Hilfe der Polizei.

Und so nahm das Verhängnis seinen Lauf:

Kurz vor 12 Uhr klingelte das Telefon des 15. Polizeireviere am Wiesenhüttenplatz. Eine unbekannte Männerstimme sagte: «In der ‚Alten Fischerstube‘ in der Moselstrasse ist allerhand im Gange.»

Die Beamten Güths und Stoll machten sich auf den Weg. In der Moselstrasse trat ein Mann im Ledermantel auf sie zu, sagte: «In der ‚Fischerstube‘ sitzen zwei Männer mit einer Aktentasche voller Schmuck» und verschwand spurlos.

Die Polizisten betraten das Lokal und begannen mit einer Ausweiskontrolle. Die war an der Tagesordnung und verursachte in diesen Kreisen kaum eine Panik, höchstens mal einen heftigen Zornesausbruch. Balakirew zeigte einen polnischen Pass auf den Namen Schaffarczyk, sein Freund Gerhard hatte gerade wie Balakirew keine gültige Kennkarte. «Mitkommen!» sagten die Beamten.

«Was jetzt?» flüsterte der halbwüchsige Gerhard K. seinem gefährlichen Freund zu. «Lass mich nur machen!» zischte der zurück. Er hatte zwei Pistolen in der Tasche, die Polizisten keine!

Als die Beamten aus der Moselstrasse in die Kronprinzenstrasse einbogen, handelte Balakirew. Blitzschnell zog er seine Pistole und jagte dem Polizisten Stoll eine Kugel in den Leib. Dieser flüchtete stöhnend in den nächsten Lebensmittelladen. Der entsetzte Ladeninhaber und die Kunden gingen in Deckung, als dem Polizisten ein wildaussehender Kerl mit einer Pistole in der Hand folgte. Mit einem gezielten Kopfschuss tötete der Gangster den Polizisten und begann jetzt erst seinen Amoklauf.

Er rannte auf die Strasse zurück, streckte mit einem weiteren Schuss den von seinem Fahrrad springenden Lehrling Heinz Lehrmann nieder, tötete mit einem Kopfschuss den Ladeschaffner Wilhelm Riess, der sich beherzt auf ihn gestürzt hatte . . . Der 18jährige Komplize hatte im gleichen Moment wie Balakirew seine Pistole gezogen. Der Polizist Otto Güths, der sich auf den jungen Burschen geworfen hatte, bekam von dem um sich knallenden Gangsterlehrling drei Schüsse in den Oberschenkel. Die Schmerzen zwangen ihn loszulassen. Der 18jährige stürzte, schoss dabei Güths noch eine Kugel in den Arm und heftete sich an die Fersen seines grossen Komplizen. Der hatte seine zweite Pistole gezogen und rannte, wild um sich schießend, in die Moselstrasse zurück.

Jäh sank der Arbeiter Alwin Werner in sich zusammen. Während sich die Leute in der Moselstrasse über den leblosen Arbeiter beugten, rasten die Gangster durch die Kaiserstrasse auf den Hauptbahnhof zu. Sie fanden den Weg durch bewaffnete amerikanische Militärpolizei und Passanten versperrt, rannten zurück, an der «Fischerstube» vorbei in Richtung Taunusstrasse. Ehe sie diese erreichten, waren sie umstellt. Balakirew hatte gerade noch Zeit, sich eine Kugel in den Kopf zu jagen. Sein Komplize wurde von einem Militärpolizisten und einem beherzten Frankfurter überwältigt.

Der tote Alwin Werner gab der Medizin ein Rätsel auf. Er war unverletzt. Man nahm an, sein Herz habe vor Schreck stillgestanden. Man nahm es noch an, als Werner auf dem Obduktionstisch lag. Sein Körper zeigte keine Einschussstelle, sein Hemd, seine Kleider waren nicht blutbefleckt. Aber in seinem Herzen steckte eine Kugel aus Balakirews Waffe. Durch eine Drehung seines Körpers in dem Augenblick, da die Kugel in seinen Körper drang, hatte sich die Haut sofort wieder vollkommen geschlossen ... Ein ganz seltener Fall in der Praxis der Gerichtsmedizin.

Noch lange beschäftigte die Frankfurter der blutige Amoklauf. Was sonst im Dunkel der Nacht in den Verstecken der Gangsterwelt geschah, hatte sich hervorgewagt ins grelle Licht des Tages, hatte zugeschlagen mitten im All-

tagsleben der Strasse, rasend und blind. Wen konnte es morgen treffen? War man nirgends mehr sicher?

Nur den halbwüchsigen Gerhard K. konnte man noch zur Rechenschaft ziehen. Er war im August 1947 aus der Untersuchungshaft entflohen, hatte vergeblich versucht, in die Fremdenlegion zu entkommen und war im Oktober 1947 in der Nähe von Koblenz wieder gefasst worden.

Die erste Schwurgerichtsverhandlung in Frankfurt nach dem Kriege, die am 20. November 1947 stattfand, hatte sich unter dem Vorsitz des Landgerichtsdirektors Dr. Wirtzfeld mit seinem Fall zu beschäftigen.

Schmächtig und blass stand der jetzt 19jährige vor seinen Richtern. Mit dünner Stimme erzählte er, wie er in einer Sturmboot-Einheit der HJ zum Draufgänger erzogen worden war, wie er sich an scharfe Kommandos gewöhnt hatte, die ihm erst wieder der 24jährige Balakirew gegeben habe.

Der Erste Staatsanwalt, Dr. Kosterlitz, beantragte lebenslänglich Zuchthaus. Zwei Richter und sieben Geschworene, darunter zwei Frauen, bemühten sich, ein gerechtes Urteil zu finden. Der 19jährige wurde nach zehnstündiger Verhandlung wegen versuchten Totschlags an dem Polizisten Otto Güths und anderer Straftaten zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Die bürgerlichen Ehrenrechte wurden ihm nicht abgesprochen, «um ihm nach seiner Entlassung den Weg ins Leben nicht zu erschweren».

Meissen gegen Kakao

An der Ecke Kaiserstrasse/Weserstrasse konnte man vom 14. Oktober 1946 an dichte Menschenschlangen stehen sehen. Hier war die amerikanische Tauschzentrale eröffnet worden. In Berlin hatten diese Einrichtungen des Special Service beim amerikanischen Hauptquartier bereits grossen Anklang gefunden. Auch in Frankfurt, der einzigen Stadt der amerikanischen Zone, die eine solche Warentauschbörse erhielt, florierte das Unternehmen. Weder der Dollar noch die Reichsmark bildeten die Tauscheinheit. Basis waren auch hier die Zigaretten. Ein Päckchen (20) amerikanische Zigaretten entsprach sechs Einheiten oder Punkten. «Darauf sind alle übrigen Preise aufgebaut», hiess es in dem Informationsbericht der Presse.

Im oberen Stockwerk der Tauschzentrale gab es ein Schätzungsbüro. Es gab hier (vorwiegend deutsche) Fachleute für jede der Abteilungen, die von den Deutschen beliefert wurden: Porzellan, Silberwaren, Kameras, Mikroskope, Lederwaren, Haushaltsgegenstände, Radios usw. Wenn man sich nicht einig wurde, stand ein Haupttaxator zur Verfügung.

Die Tauschzentrale bot an: Kaffee, Kakao, Butter, Schmalz, Zigaretten, Tabak und viele andere Dinge, die amerikanische Soldaten in Paketen von zu Hause erhielten.

Die Frankfurter konnten zum erstenmal amerikanische Zigaretten besitzen, ohne sich strafbar zu machen, nämlich die Zigaretten mit der blauen Steuerbanderole aus der Tauschzentrale.

Oder sie konnten mit ihren Tauschpunkten ihre Familien mit guten Lebensmitteln versorgen, die ihnen wichtiger waren als ein paar unbenutzte Mokkassen im Schrank.

Die Gis aber fanden hier ihre Souvenirs und Geschenkartikel und all die Dinge, die einem Soldaten, der in einem fremden Lande lebt, Spass machen. Ein Student der Volkswirtschaft fand das Publikum und den Güteraus-tausch so interessant, dass er mit einer soziologischen Studie über die Tauschzentrale sein Staatsexamen machen wollte. Sein Professor begrüßte das Thema.

Es gab viele Frankfurter, die diese Tauschzentrale ganz einfach «Letzter Ausverkauf deutscher Wertsachen» nannten. Aber dieses summarische Urteil war schief. Gewiss, in diese Tauschzentrale wurden hungrigen und wehen Herzens, vor allen Dingen von alten Leuten, die letzten Erinnerungen von Wert getragen und gegen kurzlebige Verbrauchs waren eingetauscht. Auf der anderen Seite wurde man hier überflüssige Nippes und unzeitgemässe Zierstücke los, die man nur noch aus Pietät aufbewahrt hatte.

Und wer tauschte denn hier von amerikanischer Seite? Doch nicht die «grossen» Sieger. Dinge, die es in den amerikanischen PX-Läden gab, konnte man hier nicht erstehen, dafür erfuhr man an der Nachfrage, wie wenig es im Grunde in den PX-Läden für die Masse der Gis gab.

Die meisten Frankfurter wissen bis heute noch nicht, wie eigentlich der «kleine Sieger» unter uns lebte. Die Mannschaft, die Masse der amerikanischen Soldaten bis zum Unteroffizier. Bis heute ist bei vielen das Bild geblieben, das sich ihnen bot, wenn die Tür dunkelster Kneipen aufging, das Bild, das die Strassen der Unmoral boten.

Die Soldaten hungerten nicht, gewiss, aber wer fremd in einem Lande lebt, wer jung ist, wer an Heimweh fast vergeht, der will nicht nur essen und trinken. Der will auch menschlichen Kontakt, und der war auf anständige Weise nicht immer leicht zu finden. Die Soldaten wollten auch ein paar hübsche Dinge haben, privates Allerlei, das sie nirgends sonst kaufen konnten.

Die ersten PX-Läden (die etwa den Marketendereien der deutschen Wehr-

macht entsprachen) hatten einen Zigarettenstand, einen Candy- (Süssigkeiten-) Stand und einen Stand, an dem der GI Seife, Rasierklingen und Toilettenartikel kaufen konnte. Nicht unbeschränkt und nicht immer nach seiner Wahl, alles war rationiert.

Auf seine Rationskarte bekam der GI anfangs in der Woche ganze fünf Päckchen Zigaretten, später waren es sieben.

Und auf wen kam es an, dass er wenigstens seine Sorte bekam, dass ein starker Raucher (und die meisten Soldaten waren es), der den Kontrollstrich auf der Rationskarte ausradiert, die rauhe Stelle mühsam glattgewachst hatte, nicht angezeigt wurde, wenn er auf fiel? Er war von den Leuten hinter der PX-Theke abhängig. Und wer war das: Es waren deutsche Angestellte.

Der «kleine» Sieger war also groteskerweise dort, wo er sich versorgen konnte, von den kleinen Besiegten abhängig. Der GI bekam fünf Päckchen Zigaretten, als die PX-Läden eröffneten, die deutschen Angestellten bekamen drei Päckchen, als die GIs sieben Päckchen bekamen, erhielten die deutschen Angestellten fünf. Sie sollten diese Zigaretten nicht bekommen, aber die Leiter der Läden wollten ihre deutschen Angestellten gegen die allzu grosse Versuchung einigermaßen wappnen. Sie wollten, dass wenigstens ihre Kasse stimmte (das Lager stimmte ohnehin nie). Die deutschen Angestellten mussten ihre Zigaretten in Scripts bezahlen. Es war ihnen verboten, Scripts zu besitzen. «Wo ihr die herbekommt, will ich nicht wissen, aber die Kasse muss stimmen», hörten sie aus dem Mund ihres Bosses.

Lassen wir uns von einer Frankfurterin erzählen, was sie als Angestellte eines PX-Ladens erlebte:

«Ich war achtzehn, als der Krieg aus war. Wir waren von Frankfurt nach Bad Nauheim evakuiert. Mein Vater war Generalvertreter, aber in seiner Branche gab es im Augenblick nichts zu handeln. Mein Bruder war noch in amerikanischer Gefangenschaft. Das einzige Kapital waren meine englischen Sprachkenntnisse. Mein Vater wehrte sich erst energisch, dass ich als Angestellte zu den Amerikanern ging, aber als ich es trotzdem heimlich tat und die ersten Zigaretten mitbrachte und zum erstenmal unser Tisch wieder gedeckt war, da sagte er nichts mehr.

Geheime Welt – PX

Es war teilweise einfach verrückt, was in den PX-Läden geschah. Als die Giftshops (Geschenkabteilungen) angegliedert wurden, gab es dort zuerst nur ein paar billige Schweizer Uhren für zehn Dollar. Und die bekamen nur die Gis, die nett und freundlich waren. Ich erinnere mich an die ersten drei Lederaktentaschen, die bei uns hereinkamen. Ehe sie auch nur ein Gl gesehen hatte, waren sie von drei deutschen Angestellten gekauft. Mit verbotenen Scripts natürlich.

Wenn uns, wie gesagt, die Nase eines Gis nicht passte, wenn er sich uns gegenüber aufspielte, wenn wir wussten, dass er so gut Deutsch konnte wie wir, aber kein Wort Deutsch mit uns sprach, dann redeten wir nur Deutsch, dann bekam er selten seine Zigarettensorte, dann bekam er nie die fünf Päckchen Candies von der Sorte, die er wünschte. Dann konnte er auf der Liste für die spärlich eintrudelnden Kameras oder für die begehrten Füllfederhalter und später als Anwärter auf der Liste für Autos ganz oben stehen, er musste warten, bis es uns gefiel, ihn nicht mehr warten zu lassen. Und wenn sich einer beschwerte? Wir standen den Chefs der PX-Läden näher, wir kannten schnell ihre schwachen Stellen. PX-Chefs hielten, wenn es nur einigermaßen ging, zu ihren deutschen Angestellten und nicht zu einem kleinen GL

Montags und dienstags war bei uns Hochbetrieb. Da standen die Soldaten an unseren Theken Schlange, geduldig und ohne zu murren und mit einem Abstand voneinander, der uns immer imponierte. Wir hatten kaum Zeit, den Kopf zu heben, wenn wir die Rationskarten anstrichen. Für jede Woche wurden die Buntstifte gewechselt. Ich erinnere mich, dass eines Tages plötzlich das süsse Zwitschern eines Vogels in meinem Ohr war, während ich, meinen Kopf auf eine Rationskarte gesenkt, schon am rutschenden Stift erkannte, dass da ein Zigarettensfeld radiert war. Es zwitscherte, und zwischen dem Zwitschern flüsterte jemand schnell: ‚Tm (Ich bin) Buffallo Bill. Buffallo Bill, der starke Raucher.› Ich hob meinen Kopf und sah in die dunklen Augen eines jungen Indianers. Er hatte seine Wochenration Zigaretten schon im Voraus gehabt. (Die Soldaten konnten in allen PX-Läden Europas auf ihre Rationskarte eine Woche vor- oder eine Woche nachkaufen.) Ich gab ihm seine Rationskarte wortlos zurück. Er blinzelte vergnügt und zwitscherte ab.

Wir haben nie ein Wort zusammen gesprochen. Buffalo Bill und ich, die den ganzen Karl May verschlungen hatte, als andere Mädchen ‚Trotzköpfchens Geschichten‘ lasen. Am Wochenanfang, im dicksten Betrieb, wartete ich darauf, dass die von dem Indianer täuschend echt imitierten Vogelstimmen an mein Ohr drangen. Ich hörte dann bald sein hinge-

murmeldes ‚Buffalo Bill‘ und sein leises ‚Thank you‘, wenn ich über seine Rationskarte wieder einmal einen Strich in die Luft anstatt auf das Zigarettenfeld gemacht hatte, damit er nicht mehr zu radieren brauchte und Gefahr lief, bei jemand anderem aufzufallen.»

Die Geschichte des Charly Taylor

Es gibt merkwürdige Zufälle im Leben, die beweisen, dass die Schlüsse selbst aus dem, was wir sehen, oft falsch sind. Die Mitautorin, zurückversetzt in die Zeit, von der wir erzählen, erinnert sich, dass sie in den ersten wilden Jahren 1946/47 hin und wieder spätabends einen Jeep vor dem Opernhaus sah. Einen einsamen Jeep, der in der Auffahrt zwischen den alten Kandelabern parkte. In dem Jeep sass ein sehr junger blonder Soldat. Er lauschte zu den Trümmern des Opernhauses hin. «Wahrscheinlich spielt er Aufpasser für ein Liebespaar», dachte die Mitautorin.

Und dann erzählte ihr die Ex-PX-Angestellte diese Geschichte: «Eines Tages bekamen wir einen jungen blonden amerikanischen Soldaten im PX, dessen Tätigkeit in der Hauptsache darin bestand, abends die Kasse in Sicherheit zu bringen. Er hiess Charly Taylor. Er war in Alabama zu Hause, in einem der südlichen Staaten Amerikas in einer kleinen Stadt. Er war schüchtern. Er war achtzehn Jahre alt. Genauso alt wie ich. Eines Tages legte er stumm ein Foto vor mich hin. Es war das Bild seiner Mutter, es war das Bild einer vielleicht 38jährigen Frau, die mir verblüffend ähnlich sah.

‚Ich habe mir immer eine Schwester gewünscht^ sagte Charly, und ich lud ihn daraufhin prompt zu mir nach Hause ein. Mein Vater machte erst einen Riesenkrach, dann sah er Charly, und er durfte von da an ‚Pap‘ zu ihm und zu meiner Mutter ‚Mom‘ sagen.

Charly war das einzige Kind seiner Eltern. Sein Vater war Versicherungsbeamter, aber einer mit dem Temperament eines Südstaatlers. Wenn ein Mann nur Charlys Mutter ansah, holte der Vater das Gewehr von der Wand. Charly war musikverrückt. Wir hatten ein paar alte Strauss-Platten, und die liess er so lange spielen, bis sie nur noch krächzten. Seine Sehnsucht war es schon in Alabama, wo er von der Schule weg eingezogen worden war, gewesen, einmal nach Wien zu fahren und dort in die Oper zu gehen. Nun, Wien war weit. Für einen Pfc., Gefreiten, wie Charly, zu weit.

Meine Mutter erzählte ihm nun von den grossen Aufführungen im Frankfurter Opernhaus. Von der Anfahrt der reichen Frankfurter, vier- und sechsspännig. Von den grossen Opernbällen.

Wenn Charly einen Jeep erwischen konnte, und so oft bekam auch der Gefreite einer unmotorisierten Einheit keinen Jeep, fuhr er nach Frankfurt. Allein. Er stellte sich mit seinem Jeep vor die Opernhausruine und träumte nach, was meine Mutter ihm erzählt hatte. ‚Es ist verrückt, aber ich höre immer Musik in den Trümmern‘, erzählte er meiner Mutter. ‚Wenn ich die Augen schliesse, ist alles wirklich da, was du mir erzählt hast, Mom. Eines Tages wird Frankfurt sein Opernhaus wiederhaben. Ich werde weit weg sein. Aber versprecht mir, dass ihr immer, wenn ihr dorthin geht, an mich denkt.‘

Charly Taylor ging noch vor der Währungsreform in seine Heimat zurück. Der Briefwechsel schlief ein. Ich habe bis heute keine Musik im Opernhaus hören können», sagt die Ex-PX-Angestellte, «aber ich muss an Charly denken, wenn ich an der Ruine vorbeikomme. Ich muss daran denken, was er denken würde, wenn er wüsste, dass die Stadt ihr schönstes Haus der Erinnerungen für viele Frankfurter bis heute nicht aufgebaut hat, dass sich die Behörden heute noch gegen den Willen aller Frankfurter um die Ausgestaltung des Hauses herumzanken.»

Amerikaner wie Charly also gingen in der Mehrzahl in die Frankfurter Tauschzentrale. Sie lieferten dort die Zigaretten, das Fett, die Butter, die Lebensmittel ab, die Mutter von zu Hause geschickt hatte. Und der Junge im fernen Deutschland erstand in der Tauschzentrale in vielen Fällen dafür eine kleine Gruppe aus Meissner Porzellan und schickte sie als Souvenir nach Hause, wo sie nicht immer ganz heil ankam.

Die grosse Kälte

Wie der Wind heute früh übern Opernplatz blies! Wie er an den Mänteln der Mädchen zerrte. Wie er durch die Hochstrasse fauchte, diese tibetische Steppe aus Stein und Gräsern! Die ruhelosen Birkenzweige vor dem Fenster wehen immer noch grün, aber in den frühen Nachmittagen stehen die Häuser «sprachlos und kalt», die Fahne des Eschenheimer Turms steckt golden und starr im herbstlichen Himmel, und früh und böse fällt das Dunkel über die Stadt. Dieser Winter hat etwas mit uns vor. Eine Stimme in unserem Innern aber spricht: Mensch, als ob wir nicht ganz andere Winter erlebt hätten! Schneeberge, Verdunkelung, Bomben und die ganze Stadt in Flammen.

Noch ehe die grosse Kälte kam, 15 Monate nach Kriegsende, begann der Generalangriff auf Frankfurts Trümmer – und (merkwürdiges Zusammentreffen!) ein erstes Lebenszeichen von Frankfurts grossem, avantgardistischem Stadtbaumeister, Ernst May, gelangte auf publizistischen Umwegen

nach Frankfurt. Sein Werk, die «Römerstadt», stand noch, war aber von den Amerikanern beschlagnahmt. Er selbst, seit den Nazijahren von Frankfurt fern, hatte in der Welt Anerkennung gefunden und nun in Uganda einem englischen Journalisten ein Interview gewährt. Die Erkenntnis ihres ehemaligen Stadtbaumeisters «So wie wir die Mächtigen von gestern entthront haben, so sollten wir die Erniedrigten und Schwachen erhöhen!» ging den Frankfurtern zu Herzen in jenen Tagen, da die Stadt sich anschickte, den sichtbaren Schutt der Vergangenheit aus ihren Mauern fortzuräumen.

Am 9. Oktober 1946 erliessen die Stadtväter einen «Aufruf zum Bügereinsatz», der auch vom Freien Gewerkschaftsbund, von der Industrie- und Handelskammer, von den Handwerkskammern, vom Arbeitsamt und von der SPD, CDU und LDP unterzeichnet war.

Der Aufruf begann mit diesen Sätzen:

«Nach Überwindung zahlloser Schwierigkeiten wird jetzt die Trümmerförderbahn ihren Betrieb aufnehmen. Gleichzeitig wird die Verwertung der Trümmer beginnen. Damit ist die Voraussetzung geschaffen, die zunächst erfüllt werden musste, um einen Grosseinsatz der Frankfurter Bevölkerung bei der Trümmerbeseitigung technisch und wirtschaftlich zu ermöglichen.»

Die Frankfurter hatten gleich nach dem Einzug der Amerikaner in dem Glücksgefühl «Für uns ist der Krieg aus» mit beispielhaftem Eifer begonnen, die Trümmer vor ihrer Haustür, in ihren Häusern wegzuräumen. Sie hätten gewiss auch die ganze Stadt aufgeräumt, wenn man den Schutt hätte wegschaffen können.

Aber zu einer Zeit, da nicht einmal die Müllabfuhr funktionierte, konnte man die Trümmer nur mit den eigenen Händen auf den nächsten Ruinenplatz tragen oder mit einem Leiterwagen dorthin karren.

Frankfurt durch die Mühle

Die Trümmerverwertungsgesellschaft, die TVG, war bereits am 18. Oktober 1945 geboren worden! (Die Frankfurter Aufbau AG wurde erst am 1. Juni 1947 gegründet.) Aber alle Vorausschau kluger Männer nutzt nichts, wenn es an den Voraussetzungen fehlt, einem Kind nicht nur die Geburtsurkunde auszustellen, sondern es auch lebensfähig zu machen.

Die TVG war während der ganzen wilden Jahre ständig Angriffen, vor allem von Seiten der Kommunisten, ausgesetzt, die sich nicht gegen die

Idee, aber gegen die Gesellschaftsform der Trümmerverwertung wehrten, und deren Parteifunktionäre deshalb auch den «Aufruf zum Bürgereinsatz» nicht unterschrieben hatten.

Die Stadtväter gingen mit der besten Propaganda, dem guten Beispiel des Selbsteinsatzes voran. Unter der Schlagzeile: «Stadtväter schippen am Römerberg» konnten die Frankfurter am 18. Oktober 1946 in der «Neuen Presse» diesen Bericht von H. P. Tillenburg lesen:

«Der Schipperei geht eine Sitzung der Stadtverordneten im Handwerker-saal voraus. Es ist eine historische, denkwürdige Tagung. 7 Uhr früh. (Anmerkung: am 17. Oktober 1946.) Noch nie in der Geschichte Frankfurts haben sich zu so nachtschlafender Zeit die Stadtväter im Rat zusammgefunden. Die Errichtung eines Ehrenmals für das unbekannte Opfer der Stadt findet einstimmige Annahme. Über die tatkräftige Mit-hilfe der Stadtverordneten bei der Trümmerbeseitigung wird überhaupt kein Beschluss gefasst. Es ist Ehrensache dabeizusein.

Wie sie vor der Garderobe aus ihren Mänteln stiegen, begrüßten sie sich in blauen Arbeitsanzügen, Overalls und Reithosen. Ein Schipper hat auf eine Metzgerjacke zurückgegriffen. Bei den Frauen kommt die Luftschutzkombination zu Ehren. Die Herren und Damen vom Magistrat wollen uns zeigen, was eine Harke ist. Keiner hat sich gedrückt. Der älteste Schipper ist der 70jährige Stadtrat Graeser. Die jüngste Stadtverordnete, auch beim Schippen, die Studentin Amalie von Mettenheim. Auf dem Tisch des Hauses liegt eine Schaufel. Stadtverordnetenvorsteher Rebholz hat sie mitgebracht. Sie hat einem Bauern aus der Umgebung Frankfurts gehört, der in jenen Märztagen des Jahres 1944 zur Hilfeleistung nach Frankfurt geeilt und dort bei einem Luftangriff um-gekommen ist. Gestern noch las ich an einer Mauer die verwaschene, un-glückliche Inschrift: «Volk ans Gewehr!» Nun greift das Volk zur Schaufel

...

... Merkwürdige Dinge kommen beim Schaufeln ans Tageslicht. Fahr-radgabeln, Mausefallen, Luftschutzkeller-Koffer, Türschlösser, Feldpost-briefe, Stadtverordneter Rudolf Niedermann zieht ein verrostetes Bund riesiger Schlüssel aus dem Schutt. Es sind die Schlüssel zu den Römer-portalen. Der Rathauspfortner, der in der Katastrophennacht ums Leben kam, hat sie wohl auf der Flucht verloren . . . «

Die «Schipperei» der Stadtväter hatte mit der Genehmigung eines Antrages zur Errichtung eines Ehrenmals für die Frankfurter Bombenopfer begonnen. Aus den Trümmern des Römers wollte man einen Sarkophag anfertigen, der die sterblichen Überreste des ersten unbekanntes Todesopfers auf-nehmen sollte, das beim freiwilligen Trümmereinsatz gefunden wurde. Das Denkmal sollte inmitten der Stadt, auf dem Sockel des ehemaligen Bismarck-denkmals am Schauspielhaus, seinen Platz finden. Am 3. März jedes Jah-res sollte sich «die lernende Jugend im Alter bis zu zwanzig Jahren vor dem Sarkophag versammeln, um das Gelöbnis zu Frieden und Völkerversöh-

nung in ehrendem Andenken an die Opfer unserer Stadt zu erneuern.»
So wurde damals beschlossen.

Es war ein schöner Plan, einer der schönen, guten Pläne, die nicht Wirklichkeit wurden, und der heute, siebzehn Jahre nach Kriegsende, wo man in Frankfurt immer noch kein Mahnmal für die Bombenopfer hat, schon in Vergessenheit geraten ist.

Der Bürgereinsatz war freiwillig. Sämtliche nichtstädtischen Behörden boten sofort ihre Mitarbeit an. Viele Frankfurter, die evakuiert waren, denen die Heimkehr in ihre Stadt noch jahrelang verwehrt war, kamen in jenen Tagen in die alten zerstörten Mauern am Main, um beim freiwilligen Bürgereinsatz mit dabei zu sein.

Es gab kaum eine Frankfurter Firma, die ihre männliche Belegschaft nicht für diesen Bürgereinsatz zur Verfügung stellte. Die Vereine, voran die Sportvereine, traten zur Entrümmerung an.

An einem nieseigenen Novembertag konnte man in der Trümmerschlucht der Gallusgasse die Polizei mit ihrem Präsidenten Klapproth und hohen Kriminalbeamten beim Schippen sehen. Am Sonntag vorher hatte während eines Fussballspiels auf dem Bornheimer Hang ein zickzacklaufender Hase die Zuschauer ergötzt. Der Hase war von zwei Polizisten eingefangen worden.

«Mit aam ganze Has im Leib könnt' ihr gut Kraftmeier spiele», wurde die Polizei beim Einsatz gefrozzelt. Dabei war der gefangene Meister Lampe gar nicht in einen Schutzmannsmagen gewandert, sondern in die Küche des Bethanienkrankenhauses.

Von morgens bis abends sah man in jenen Novembertagen 1946 den 63-jährigen Ludwig Stüber im Schutt an der Paulskirche werkeln. Er ging in die Lokalchronik der Zeitung als «der Mann, der die Glocke sucht» ein. Die Frankfurter erfuhren erst im August 1947, dass zwei der Paulskirchenglocken in einem Hamburger Lager auf ihren Rücktransport warteten. (Dort hatte man auch das in Fachkreisen weltberühmte Glockenspiel der St.-Nikolai-Kirche und die «Gloriosa» vom Dom gefunden, über deren Heinkehr wir noch berichten werden.)

Am 21. November 1946, zum 130. Geburtstag von Frankfurts liebstem Dichter Friedrich Stoltze, war der Römerberg frei von Schutt. Ein Bagger war dabei, den Paulsplatz freizulegen.

Am 5. Dezember 1946 gab es beispielsweise bei der Industrie- und Handelskammer nur einen Büro-Bereitschaftsdienst, weil die männliche Belegschaft geschlossen Trümmer wegräumte.

Rund 350 Frankfurter waren damals nach einem Einsatzplan täglich beim Enttrümmern. (Trümmerfrauen wie in Berlin gab es nicht.) Doch auch der Arbeitseifer dieser Männer wurde immer wieder von dem Mangel an Transportfahrzeugen gehemmt.

Am 20. Dezember 1946, zwei Monate nach dem Start, stoppte die erste eisige Kältewelle des schrecklichsten und kohlenärmsten Winters, den Frankfurt je erlebt hat, den ersten Grossangriff auf die Trümmer der Stadt. Am 14. April 1947, mit dem sich spät einstellenden Frühjahr, ging der Bürgereinsatz weiter.

Der Mitautor besuchte in jenen Tagen die Anlage der Trümmerverwertungsgesellschaft und beschrieb die Verwandlung der Riederwald-Landschaft im Kampf um ein neues Frankfurt so:

Riederwald, eine platte, gelbbraune Fläche. Hier sprang einst, auf samtigem Rasen, der Fussball. Hier spielte die Sparta, hier zog der Nürnberger Club seine Kreise. Jetzt wird ein anderes Spiel getrieben: Hier kauen Maschinen die Trümmer, die von Frankfurt übriggeblieben sind. Über eine neue Brücke rollen die Wagen der Trümmerbahn. In der Sonne braten die frischgeformten Ziegel. Gebäude, von denen ein Laie nur ahnen kann, was aus ihnen werden soll, wachsen langsam aus der Erde. Auf diesem Brachfeld wird das friedlichste Gefecht der Erde ausgetragen: Hier wird um ein neues Frankfurt gekämpft.

Die Menschen verlieren sich noch in der Weite der zerstörten Landschaft. Man versichert uns, dass dem Arbeitermangel bald abgeholfen werde. Internierte sind schon eingetroffen, weitere Gruppen sollen folgen. Wie arm wir geworden sind, hier spürt man es ...

Das Jahr 1947 wird vergehen, ehe die Anlage fertig ist. Gewiss gibt es schon Ziegel, und auch die ersten Mauersteine sind geformt, aber von einem Anrollen in erheblichem Massstab kann erst im nächsten Jahr gesprochen werden.

Als die Mitautorin das Gelände der Trümmerverwertung ein Jahr später, im April 1948, wieder einmal besuchte, war die Anlage immer noch nicht fertig.

Nach dem zweiten Winter und gleichbleibenden Schwierigkeiten hatte in den Hauptgebäuden (Brechanlage, Mischanlage und Aufgabebunker) der Einbau der Apparate und Maschinen gerade erst begonnen. Die provisorischen Brech- und Siebanlagen wurden erweitert. Die Steinproduktion war zu diesem Zeitpunkt gestiegen, die Enttrümmerung allerdings stark zurückgegangen und vom freiwilligen Bürgereinsatz war keine Rede mehr. Die grösste Sorge machte dem Direktor Hecker immer noch der Mangel an Arbeitskräften. Ein Jahr vorher hatten mehr Arbeiter hier draussen gearbeitet, und man hatte gehofft, den Arbeitermangel bald ganz zu beheben,

jetzt fehlten 700 Arbeitskräfte, auch die geplante zweite Trümmerbahn, die durch die zerstörte Altstadt laufen und etwa in Höhe des Salzhauses enden sollte, war im Anfangsstadium steckengeblieben.

Die Frankfurter TVG hatte 1947 eine Konkurrenz bekommen, mit der sie nicht konkurrieren konnte: das «Bizonale Bauprogramm», in das die Frankfurter TVG sonderbarerweise (wie vieles war damals sonderbar) nicht mit eingeschaltet worden war. Die Arbeiter liefen zu den «Bizonalen Bautrupps» (hinter denen der mit Regierungsvollmachten ausgestattete Bizonale Wirtschaftsrat stand), die am Stichtag, dem 2. September 1947, in Frankfurt 4'000 Arbeiter beschäftigten. Sie bekamen in ihren Werksküchen Sonderzuweisungen, die die TVG nicht bieten konnte.

Eine von Frankfurts Polizeipräsident Klapproth im Herbst 1947 gestartete Aktion, bei Razzien aufgegriffene Jugendliche als Arbeitskräfte an die TVG zu vermitteln, war fehlgeschlagen. Von den 270 Jugendlichen, die im Rahmen dieser Aktion zur TVG gekommen waren, waren nur 20 (zwanzig) bei der Arbeit geblieben, also nicht einmal zehn Prozent.

Die «Bahnhofsjugend», die sich inzwischen nicht mehr mit «Kumpel», sondern mit «Magger» anredete, die keine Zonengrenzen kannte, die auf allen westdeutschen Grossstadtbahnhöfen zu Hause war, verdiente in jenen Tagen auf dem schwarzen Markt täglich zwischen 200 und 300 Mark und war in eine seelische Verwehrlosung hineingeschliddert, aus der man sie nicht mit Monatslöhnen, die unter ihrem Tagesverdienst lagen, locken konnte.

Dazu hatten die Jugendlichen kaum mit besseren Unterkünften zu rechnen, von Arbeitskleidern war auch nicht die Rede, und die Werksküchen konnten den jungen hungrigen Burschen das nicht bieten, was sie sich mit ihrer «Maggerei» verschafften.

«Die TVG hofft, die wichtigsten Anlagen am Riederwald bis Ende 1948 in Betrieb nehmen zu können, aber dieses Ziel kann nur erreicht werden, wenn sich vor allem der Einsatz an Arbeitskräften und Fahrzeugen in der nächsten Zeit wesentlich verstärkt.» Das sagte genau am 21. April 1948 draussen am Riederwald der Direktor Hecker zu der Mitautorin. Und genau auf den Tag, zwei Monate später, begann mit der Währungsreform das Wunder, das auch in unserer Stadt alles wandelte.



Die Angst vor dem Winter trieb Frauen und Kinder an die Kohlenzüge – und mancher Eisenbahner drückte ein Auge zu.





Bahnhof Eschersheim: Heimkehr von der Hamsterfahrt. Jedes Körbchen Obst, jedes Säcklein Kartoffeln war eine Hilfe.

Wo heute Autokolonnen rauschen, war es still geworden, und nur der klapprige Hufschlag eines mageren Pferdchens hallte vor hohlen Häuserresten.



Luden die Amerikaner irgendwo Lebensmittel aus, fanden sich rasch Kinder ein, voller Hoffnung auf einen gutmütigen Soldaten.

Die Frau, die nach Amerika flog

Wir haben einen Sprung nach vorn gemacht (um wieder einmal an einem Überblick zu zeigen, wie sich alles dahinquälte). Wir machen einen Sprung zurück (in das Frankfurt der ersten Oktobertage 1946) und bleiben damit im eigentlichen Rhythmus der wilden Jahre. Der erste Deutsche, der nach dem Krieg in die Vereinigten Staaten reiste, war eine Frau. Es war eine Frankfurterin. Die Leiterin des Hessischen Frauenfunks, Dr. Gabriele Strecker. Sie flog am 10. Oktober 1946 vom Frankfurter Flughafen nach Amerika. Zu der Internationalen Frauenkonferenz in South Kortright bei New York, wo sich zum erstenmal nach dem Krieg Frauen aus fast allen Ländern der Erde zu einer Tagung zusammenfanden.

Frau Dr. Strecker war von den Amerikanerinnen, die die Konferenz veranstalteten, eingeladen worden. Es gehörte zu den kleinen Wundern der Zeit, dass diese Einladung auch wahr wurde.

Man muss sich vorstellen, dass Frau Dr. Strecker ohne Pass, ohne Geld vom Frankfurter Flughafen aus startete. (Im April 1947 stellte die amerikanische Militärregierung erst Interimspässe für Deutsche, die sogenannten «Combined Travel Boards», aus. Deutsche Pässe gab es erst viel später.)

Ihr Unternehmen, unter diesen Umständen in ein Land zu reisen, wo es für die Deutschen natürlich keine diplomatische Vertretung gab, war ein Abenteuer. Ein Vertreter des amerikanischen Aussenministeriums musste Frau Dr. Strecker in New York in Empfang nehmen, um den reibungslosen Ablauf der in diesem Sonderfall so komplizierten Formalitäten zu sichern. Zehn Tage sollte die Frankfurterin in den Vereinigten Staaten bleiben. Als sie zurückkehrte, zeigte das Kalenderblatt Donnerstag, den 28. November 1946. Und in einem Interview mit der Redakteurin Emily Kraus-Nover betonte Frau Strecker zunächst, dass sie als Privatperson an der Tagung teilgenommen habe.

Sie sei gefragt worden, ob sie als Vertreterin Deutschlands vor der Hauptversammlung des Kongresses sprechen wolle, sie habe es jedoch abgelehnt mit der Begründung, die Zeit sei dafür noch nicht reif, und die Leiterinnen der Tagung hatten diesen «weisen Entschluss» der Frankfurterin begrüsst. «Wir machen uns hier keine Vorstellung von dem Hass und der Ablehnung, die in der ganzen Welt gegen uns herrschen», sagte Frau Dr. Strecker in ihrem ersten Interview weiter, «besonders bei den Völkern wie Norwegen, Holland, Frankreich, Tschechoslowakei, Polen und Griechenland, die im

Krieg direkt unter uns gelitten haben. Keine der Vertreterinnen dieser Länder hat in den ersten Tagen mit mir gesprochen.»

Frau Dr. Strecker konnte diese anfängliche Ablehnung durch persönliche Kontakte schliesslich überwinden. «Aussergewöhnlich herzlich und von liebevoller Aufmerksamkeit waren indessen von Anfang an die Amerikanerinnen gewesen, die sich für die Lage der Deutschen lebhaft und verständnisbereit interessierten.»

Die Frankfurter erfuhren aus dem Interview die für sie erstaunliche Tatsache, dass auch in Amerika, in diesem reichen Land, der Krieg seine Spuren hinterlassen hatte. So hatte es beispielsweise während des Aufenthaltes der Frankfurterin in New York drei Wochen lang kein Gramm Fleisch zu kaufen gegeben. Zucker war noch immer rationiert, viele Gebrauchsartikel fehlten in jenen Tagen auch in Amerika noch oder waren sehr knapp.

Es herrschte dort grosse Wohnungsnot, obwohl es keine Bombenruinen gab. Hotelzimmer waren nicht zu bekommen. Vor den Theatern standen Schlangen, vor den Restaurants . . . und vor den Postämtern, wo man Liebesgabenpakete nach dem hungernden Europa aufgab.

Turm, getauft mit Sekt

Ein Sonnenstrahl blitzte am Donnerstag, dem 24. Oktober 1946, nachmittags um drei Uhr, um die stählerne Spitze des neuen Funkmastes von Radio Frankfurt, als er, auf den noch sichtbaren Trümmern des alten Funkmastes auf der Vilbeler Höhe, eingeweiht wurde.

Dass Intendant Beckmann den neuen Turm mit einer Flasche echten Sekt taufte, veranlasste die Frankfurter zu diesem Kommentar: «Also, wenn Se die Flasch selbst getrunke hätte, wollte mer noch nichts sache, awwer e Flasch Sekt, die mir Berjer net unner 300 Mark kriehe kenne, so einfach em Tornn zu trinke zu gewwe, des geht doch e bissche iwwer die Hutschnur . . .»

Ende Oktober 1946 ordnete der grosshessische Minister für Kultur und Unterricht das neunte Schuljahr für Volksschulen an, das zwar hier und dort probeeingeführt wurde, aber 17 Jahre später noch nicht obligatorisch ist.

Am 26. Oktober 1946, einem Samstag, wurde in einer schlichten, redevollen Feier in Bad Nauheim die Deutsch-Amerikanische Nachrichtenagentur (DANA) – Vorläuferin der heutigen DPA –, die dann zunächst DENA hiess, in deutsche Hände übergeben.

«Die Lizenzierung einer deutschen Nachrichtenagentur auf Genossenschaftsbasis ist der Höhepunkt eines Jahres harter Arbeit», sagte der General McClure bei der Übergabe der Lizenz an deutsche Zeitungsverleger.

Die Lizenzierung dieser Nachrichtenagentur war ein Meilenstein auf dem Weg zu einer völlig freien deutschen Presse.

Niemand erkannte das besser als die deutschen Mitarbeiter der DANA. Aber sie erinnerten sich noch lange mancher Episode aus der Zusammenarbeit mit den Amerikanern in den Büros in der Alten Mainzer Gasse. Wie man mit freundlicher Ironie einem amerikanischen Redakteur abgewöhnt hatte, jeden Tag mit geladenem Gewehr zu erscheinen. Wie man den Amerikanern die Ersatzglasfenster zugenagelt hatte, damit die begehrten langen Zigarettenkippen nicht mehr hinaus auf die Trümmer flogen, sondern in den Papierkorb, wo sie bedeutend leichter zu erlangen waren.

Das wirkliche Leben

Und ein Frankfurter Bildredakteur der DANA erzählte uns aus jenen Tagen noch diese Geschichte:

«Meine Frau und ich hatten eine schreckliche Zeit hinter uns. Unser erstes Kind war in einem eisigen Untermieterzimmer unter unsagbar primitiven Umständen zur Welt gekommen. Meine Frau schwebte in Lebensgefahr. Wir bekamen nicht einmal die vier Windeln, die zwei Hemdchen und zwei Jäckchen, die jedem Neugeborenen auf Bezugschein zugeteilt wurden. (Für die Mutter gab es einen halben Liter Magermilch, für das Neugeborene einen Viertelliter Vollmilch in jenen Tagen.) Medikamente, Zusatzlebensmittel konnte ich vom schwarzen Markt nicht bekommen, weil wir dafür kein Geld hatten und es uns völlig am zeitgemässen Raffinement zu organisieren fehlte.

Nur der Anblick, das Schreien unseres Kindes, das in einem geborgten Waschkorb lag, hat uns daran gehindert, mit diesem Leben nicht mehr mitzumachen.

Als wir uns wieder in einen Zustand der Hoffnung hineingeredet hatten, bekam ich eines Tages eine Einladung zu einer amerikanischen Party im Offizierskasino im Sperrgebiet. Meine Frau war mit eingeladen. Die Party fand nach dem Abendessen statt. Für uns bestand dieses Abendessen aus zwei Scheiben trockenem Brot mit etwas Kartoffelbrei. „Es ist zum Verzweifeln“, sagte meine Frau. „Nun kriegt man endlich mal was Anständiges zu trinken und muss bei dieser Unterlage schon auf das dritte Glas verzichten.“ Ich tröstete sie und meinte, dass es vielleicht Sandwiches gäbe. Es gab keine Sandwiches. Es gab Doughnuts (spricht: Donatz), jenes im Geschmack kreppeiähnliche, ringförmige Backwerk, das auf Stangen wie Bretzeln in den Apfelwoiwirtschaften aufgereiht, auf den Tischen stand.

Beim Tanzen sagte meine Frau zu mir: „Wir haben jeder zwei Dough-

nuts gegessen. Mehr wäre unfein, und unfein wollen wir vor aller amerikanischen Augen nicht sein. Warum haben die hier nicht auch mal Stromsperre?»

Es gab keine Stromsperre. Aber das Licht ging trotzdem aus. Wir hatten mit knurrendem Magen und nicht ohne Hintergedanken den Amerikanern einen ‚Mondscheinwalzer‘ vorgeschlagen. Die Gastgeber waren entzückt. Einen Walzer lang erlosch das Licht im Saal. Als es wieder anging, waren einige Stangen von ihren Doughnuts fast befreit. Wir brauchten vor dem dritten Glas Whisky keine Angst mehr zu haben, konnten weiter fein vor aller amerikanischen Augen bleiben, und meine Frau hatte zusätzlich für unser Kleines hinter einem Vorgartenbusch noch ein paar Doughnuts versteckt. Das Baby konnte sie zwar noch nicht essen, aber wir bekamen dafür von einer Bekannten etwas Milch.»

Am 2. November 1946 wurde der Eiserne Steg als erste feste Brücke über den Main wieder dem Verkehr übergeben.

Nebel wallte über dem Fluss, hüllte die geschundenen Silhouetten der Mainfronten ein, als um 8.30 Uhr Oberbürgermeister Dr. Kolb auf der Frankfurter Seite das weisse Band zerschnitt, das sich zwischen jungen Lebensbäumchen über den Brückenanfang spannte.

In diesem Augenblick drückte sich die Sonne durch den Nebel und blitzte über die nassen grünen Eisenbogen und die hellroten Stellen, wo die auseinandergesprengten Teile wieder zusammengefügt worden waren.

Mit der Reparatur der Brücke hatte die fast 200 Jahre alte Frankfurter Firma Fries & Sohn schon im August 1945 unter den schwierigsten Umständen begonnen. Sie hatte im Jahre 1867 auch den ersten Eisernen Steg gebaut (die erste eiserne Brücke überhaupt) und ebenso die spätere Konstruktion des Eisernen Steges von 1911, die nun wiedererstanden war.

Das Richtfest des Eisernen Steges hatte Mitte September 1946 stattgefunden. 45'000 Arbeitsstunden hatte man damals bereits geleistet. Bei der Wiederherstellung des 440 Tonnen schweren Steges waren 36 Tonnen Eisen als Neu- und 45 Tonnen als Hilfskonstruktion benötigt worden. 10'000 Nieten mussten an der Baustelle vernagelt werden.

Besondere Freude herrschte darüber, dass trotz der schwierigen Kipp- und Schwenkarbeiten der gesamte Reparaturbauvorgang ohne nennenswerte Unfälle vonstatten gegangen war.

Die Frankfurter aus Alt-Sachsenhausen hatten die Einweihung des Eisernen Steges kaum abwarten können. Nach der Einweihung unterhielten sich zwei «ahle Berjer» am Sachsenhäuser Mainufer, mit Blick auf die wiedererstandene Brücke:

«Maanste se hält, die Brick?» fragte der eine. Der andere meinte: «Mann,

kannst du Bohnenstang' aach unbesorcht driwwer gehe.»

Eine Sensation war die Eröffnung der Brücke für die Frankfurter «Buwe» hibb und dribb de Bach. Kaum war die Feier vorbei, da brauste sie los, die wilde schreiende Jagd der Kinder. Ein kleiner «Stoppe», der wegen seiner kleinen kurzen Beine beim Wettlauf keine gute Figur abgegeben hätte, meinte zu den atemlosen Rennern: «Ihr kennt all net mit! Ich hob als Erster vom Eiserne Steg in de Maa gespeuzt. Es war net schlecht for de Aafang, dem Schiffer da unne am Steuerrad hob ich beinah uff die Kapp getroffen ...»

Die Sache mit Zeilsheim

Neben den frohen Ereignissen jener Jahre zeigte die Zeit immer wieder ihr dunkles Gesicht. Im November 1946 handelten zwei Berichte in der «Neuen Presse» vom Verschlepptenlager Zeilsheim. Damit kommen wir zu einem der traurigsten Kapitel der wilden Jahre. Viele Frankfurter erinnern sich an das Lager als an einen Schandfleck und denken mit Abscheu an die unbeschreiblichen Zustände dort. Es fragt sich nur, wer schuld daran war: die armen Juden, die man dort, ohne sie zu fragen, zusammengepfercht hatte, oder diejenigen, die nichts dazu taten, die schrecklichen Zustände zu ändern, oder diejenigen, die sie noch förderten und verschlimmerten?

Beginnen wir mit den sachlichen Zeitungsmeldungen. Am 11. November wurde in der «Neuen Presse» mitgeteilt, dass an der «Mauer» von Zeilsheim der Viehaufkäufer Hans B. aus Bockenheim von Kriminalbeamten dabei ertappt wurde, wie er zwei Ochsen in das Lager bringen und dort für 18'000 Mark verschieben wollte. Ein Deutscher, der sich die «Zustände» im Lager zunutze machen wollte. Vier Tage später las man diesen Bericht in der «Neuen Presse»:

Eine Razzia der MP im Verschlepptenlager Zeilsheim

100 Angehörige der amerikanischen Militärpolizei und 25 amerikanische Kriminalbeamte führten am Donnerstagmorgen eine Razzia im Verschlepptenlager Zeilsheim durch. Es wurden acht Schwarzhändler, unter ihnen der deutsche Zivilist Wilhelm R. und ein gewisser Moses F. aus München festgenommen. Süsstoff im Werte von etwa 500'000 Mark (nach Schwarzmarktbeurteilung), amerikanische Militärzahlungsmittel in Höhe von 200 Dollar, Fotoapparate, seidene Unterwäsche und amerikanisches Geld wurden beschlagnahmt.

R. (der deutsche Zivilist) betrieb im Lager eine Bäckerei. Sie bildete die Zentrale der Schwarzmarktätigkeit, und das Telefon wurde meistens zu

Ferngesprächen über Schwarzmarktgeschäfte mit anderen Städten benutzt. Die Schwarzhändler gebrauchten die Kodeworte «Schwere Sachen» und «Leichte Sachen». Moses F. sprach in einem abgehörten Gespräch von 2'000 Uhren und 2 Millionen Mark. Das Lager war schon seit einiger Zeit unter Beobachtung gestellt worden. So konnten die Hauptverdächtigen auf Antrieb aus dem Schlaf heraus festgenommen werden. Man wurde auch eines gewissen Paul B. (Anmerkung: ein Deutscher), der aus dem Gefängnis ausgebrochen war, habhaft. Er hatte dort eine Strafe wegen eines Angriffes auf einen amerikanischen Soldaten zu verbüßen.

Das Zeilsheimer Verschlepptenlager besteht aus einer kleinen Häuserkolonie, in denen früher Arbeiter der IG-Farbwerke in Höchst wohnten. Es hat 3'500 registrierte Insassen, die alle Juden sind. Der Chef der amerikanischen Militärpolizei schätzt, dass sich ausserdem ungefähr 1'500 Personen illegal im Lager aufhalten. Der Verdacht, dass in dem Lager eine Falschmünzwerkstatt betrieben wird, hat sich nicht bestätigt.

Der letzte Abschnitt des Berichts enthüllt die Ursache der Missstände. Die Sieger hatten, um Überlebende aus der Hölle der Nazilager unterzubringen, die Arbeitersiedlung Zeilsheim der Farbwerke Hoechst räumen lassen. Den Arbeitern, die hier die Bombennächte heil überstanden hatten, konnte man es kaum verargen, dass sie diese Massnahme nicht verstanden, zumal die kleine Siedlung für den Zweck weder ausreichend noch geeignet war. Die Ärmsten der Überlebenden einer furchtbaren Verfolgung, die meist mit nichts als Lumpen auf dem Leib ankamen, die jahrelang in den dunkelsten Löchern der Gettos und Lager in Todesangst hatten vegetieren müssen, brauchten mehr als eine, übrigens viel zu enge Unterkunft, wo sie ihrer eigenen Hilflosigkeit überlassen waren. Sie hätten wirkliche Hilfe gebraucht, Pflege, Betreuung und Möglichkeiten zur Wiederaufnahme eines normalen Lebens. Das wurde von Anfang an versäumt.

Rund 2'000 Juden sollte die Häuserkolonie aufnehmen. Es kamen immer mehr. Die eingewiesenen, registrierten Juden rückten zusammen, sie hatten das Zusammenrücken gelernt, sie waren zusammengepeitscht worden, jetzt machten sie denen Platz, die nach ihnen kamen. Zum Schluss lebten über 5'000 Juden in dem Lager Zeilsheim.

Die saubere Siedlung hatte sich bald in ein Massenlager verwandelt, in dessen Enge an Zivilisation und Hygiene nicht mehr zu denken war. In ihrem langen Lagerdasein hatten sich die Armen an Ratten und Ungeziefer gewöhnen müssen und machten deshalb auf diese Mitbewohner, die rasch angezogen wurden, keine Jagd. Sie wussten wohl nicht einmal, wie und womit man dieser Plage hätte Herr werden können.

Jahrelang hatten sie wie die Tiere leben müssen, waren wie Tiere behandelt worden (ihre Transporte in Güterwagen waren schlimmer als die

Pferdetransporte ins Ausland, gegen die sich heute mit Recht die guten deutschen Tierfreunde so energisch einsetzen) und nun gingen sie in ihren privaten Schlachthäusern, die sich meist in den von Ungeziefer übervölkerten Kellern der Häuser befanden, mit dem Vieh (das ihnen deutsche Schwarzhändler und nicht etwa jüdische Bauern aus Bayern anlieferten) so unbarmherzig um, wie man jahrelang mit ihnen umgegangen war.

Die Mitautorin, vom Hunger getrieben, fuhr eines Tages mit einem Kollegen nach Zeilsheim. Das Bild, das sich uns bot, war dies: In einem Zimmer von etwa 15 Quadratmeter standen vier Betten. In diesen vier Betten lagen angezogen, den Hut auf dem Kopf, die dunklen, traurigen Augen glanzlos gegen die spinnwebverhangene Decke gerichtet, vier alte orthodoxe Juden. Vor einem Sack mit Mehl sass ein jüngerer Mann und siebte das Mehl durch, in dem es von Würmern wimmelte. Eine Frau suchte die Maden aus einem Fettklumpen.

Es war gewiss Ware, die von den Amerikanern für den Abfallhaufen bestimmt, aber auf Umwegen hierhergekommen, bezahlt worden war und nun wieder verkaufsfähig gemacht werden sollte.

Wir, die zum Einkaufen gekommen waren, wurden grün im Gesicht und machten uns eilig davon. Ekel und Gram im Herzen, auch Groll, aber nicht auf die Menschen, denen wir den Rücken kehrten.

Wir gehörten aus diesem Grunde auch zu den Frankfurtern, die sich energisch gegen die Aufführung des «Kaufmanns von Venedig» wehrten, die man für Dezember 1946 von den Städtischen Bühnen vorgesehen hatte.

Das Stück konnte falsch verstanden werden, konnte den noch längst nicht bei allen überwundenen Antisemitismus nähren, der ohnehin im Lager Zeilsheim eine Bestätigung zu finden meinte, nämlich bei solchen, die über die wahre Schuld an den heillosen Zuständen nicht nachdenken wollten.

Nicht Entrüstung war hier gefordert, sondern rasche, wirksame Hilfe. Aber wie sah die aus!

Im Februar 1947 wurden die Rationen der rassisch, religiös und politisch Verfolgten von 2'200 Kalorien auf 2'000 Kalorien täglich gekürzt, mit der Begründung, der Grund einer erhöhten Kalorienzuteilung zum Zwecke der schnellsten gesundheitlichen Wiederherstellung bestehe nicht mehr.

Im Februar 1947 wurde bekanntgegeben, dass die Ausführungsbestimmungen zum Gesetz der Wiedergutmachung bisher nicht ergehen konnten, weil die Militärregierung die Neufassung dieses Gesetzes wünschte. Das hessische Finanzministerium hatte damals einen Betrag von 500'000 Reichsmark «zur Überbrückung vordringlichster Not» den Betreuungsstel-

len zur Verfügung gestellt, weitere 500'000 Reichsmark wurden in Aussicht gestellt. (Also Summen, die dem Realwert des im Lager Zeilsheim wenige Monate vorher beschlagnahmten Sacharins entsprachen.)

Aber die Juden in Zeilsheim, die nicht freiwillig hierhergekommen waren, die man zwangseingewiesen hatte, brauchten Geld, weil sie fortwollten. Fort ins Land ihrer Väter, wo ein mörderischer Krieg tobte und wohin sie nur auf Umwegen kommen konnten, die allein mit Geld, mit Dollars, zu beschreiten waren. Das Lager Zeilsheim existierte zu Zeiten des «Exodus». Die Juden in Zeilsheim hatten auch nichts von dem Entschluss der Stadt Frankfurt von Mitte März 1947: «Unabhängig von der zu erwartenden Wiedergutmachung zahlt die Stadt Frankfurt an alle Juden eine Entschädigung, die im Dritten Reich unter Tariflohn in städtischen Diensten bei niedrigeren Arbeiten beschäftigt waren, in Höhe des Unterschiedsbetrages zwischen dem damaligen gezahlten Lohn und dem gesetzlichen Tariflohn».

Die Zeilsheimer Juden hatten nichts von diesem Entschluss, der auch im Grunde nur «symbolischen» Wert hatte, denn die Frankfurter jüdischen Glaubens, die diese Entschädigung hätten verlangen können, waren meist umgebracht, wenige Entronnene lebten im Ausland, wo sie diese Entschädigungserklärung nicht erreichte.

Im April 1947 richtete General Clay einen Appell an die Verschleppten: «Eure Zeit als Pflegebefohlene geht zu Ende. Wer nicht in die Heimat zurückkehrt, geht unsicheren Verhältnissen entgegen.»

Der Appell war notwendig. Es war die Zeit der schlimmsten Polenüberfälle in Frankfurt, aber die Leute vom Lager Zeilsheim liefen nicht mit Schiess-eisen durch die Gegend, sie handelten auf die Weise, die man ihnen bot.

Wer belieferte denn die Juden in Zeilsheim? Es waren doch meist Deutsche, die zwar nichts gegen die Judenverfolgung getan hatten, die aber bei den Juden in Zeilsheim während der wilden Jahre rasch Unterschlupf fanden, wenn sie unterschlüpfen mussten. Die Juden in Zeilsheim fragten nicht, woher einer kam, was einer gewesen war. Sie sagten nie: «Du Nazi?» Wenn einem die Angst in den Augen stand, die Angst, die noch nicht aus ihren Augen gewichen war, da rückten sie zusammen.

Es waren auch Gangster unter den Amerikanern, die die Zustände im Lager Zeilsheim mit aufrechterhielten. Einer von ihnen war der Chef eines Frankfurter PX-Ladens, Billy Mobley. 1947 wohnte er in der Klettenbergstrasse im «Goldenen Getto» der Stadt. Er wollte reich werden. Bei der monatlichen Inventur in seinem PX fehlten immer zwischen 20'000 und



So primitiv wurde der Verkehr geleitet. In den stillen Strassen gab es freilich nicht viel zu dirigieren.



Zwei Bilder von der Tauschzentrale: Stundenlang warteten Sieger und Besiegte, bis ihre Türen sich öffneten. Die Frankfurter brachten Porzellan, Silberbestecke, Fotogeräte, um Kakao, Fett oder Schokolade nach Hause zu tragen.



40'000 Dollar (!). In seinem Lager standen Kartons, die von ihm längst geleert waren, die aber die Lücken stopfen sollten.

Mobley trieb es zu toll. Er fiel auf. Er wurde von der amerikanischen Kriminalpolizei beschattet, und wo fasste diese ihn? Sie erwischte ihn, als er mit einem Semitruck (einem Sattelschlepper) voll Zigaretten ins Lager Zeilsheim einfahren wollte. Gegen eine hohe Kautions, die Billy aus der Westentasche zog, wurde er bis zu seiner Aburteilung auf freien Fuss gesetzt. Mit der Auflage, sich alle zwei Tage bei der Militärpolizei zu melden. Eines Tages meldete er sich nicht mehr und wurde kurz danach in Abwesenheit zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Vierzehn Tage später fand man seinen grossen Wagen leer am Flugplatz in Amsterdam.

Bis Ende 1947 blieb Billy verschwunden. Dann trieb ihn das Heimweh nach Hause zu seiner Mutter in Amerika. Und dort nahm ihn rasch das FBI in Empfang. Im Februar 1948 mahnte das US-Hauptquartier in Frankfurt erneut die «Verschleppten», sich anständig zu betragen. In Frankfurt gab es keinen Billy Mobley mehr, aber er hatte «würdige» Nachfolger gefunden. Die Juden, die ärmsten der DPs im Lager Zeilsheim, handelten weiter, hofften weiter! Auf was denn nur? Darauf, dass sie heim ins Land ihrer Väter kamen. Im Dezember 1947 war von den Vereinten Nationen die Teilung Palästinas beschlossen worden, in einen jüdischen und einen arabischen Staat. Ein jahrtausendealter Traum der Juden sollte Wirklichkeit werden, aber er war es noch nicht. Jerusalem wurde in Zeitungsberichten in jenen Tagen nur die «Stadt der Angst» genannt, das Land Palästina die Hölle eines schrecklichen Krieges.

In jenen Tagen erteilten die USA, Kanada und andere Staaten noch keine Masseneinreisevisa für die Verschleppten (die wurden erst im Juni 1948, nach der Währungsreform, erteilt).

Im März 1948 hatte mancher Lagerinsasse von Zeilsheim das Geld zusammen, um fort zu können, da führte man «einen grossen Schlag gegen die Schwarzhändler». Wieder einmal waren die amerikanischen Script-Dollars über Nacht für ungültig erklärt worden.

Die deutsche Polizei, die nicht in das Lager durfte weil sie angeblich sämtliche Augen zudrückte, hatte um diese Zeit ihre Posten an den Zufahrtsstrassen nach Zeilsheim verstärkt. Am 24. März 1948 meldete der Frankfurter Polizeibericht, was beschlagnahmt worden war:

Ein Lastwagen mit Feinleder für 80'000 Mark. Der Mann am Steuer war ein Frankfurter.

394'980 amerikanische Zigaretten. Sie kamen aus Hannover. Sie waren in einer Kühlanlage versteckt, die für eine Molkerei in München bestimmt war.

350 Kilo Fleisch und 100 Kilo Fett, von einem Lastwagen, dessen Fahrer unterwegs ein Mann angehalten und gebeten hatte, ihn mit zwei Kisten nach Frankfurt mitzunehmen. Der Besitzer der Kisten, ein Deutscher, hatte das Fleisch und das Fett im Stich gelassen und war davongelaufen, als die Polizei kontrollierte.

Das Lager Zeilsheim ist ein dunkles Kapitel auch für uns Deutsche. Ein Leser schrieb uns dazu:

Liebe Neue Presse,
ich möchte auch etwas zum Lager Zeilsheim vermerken. Es war vielleicht 1946 oder 1947, kurzum, ich wurde gezwungen, mich nach Essbarem, hauptsächlich Fett, umzusehen. So kam ich u.a. nach Zeilsheim. Es war schon sehr verrufen, aber ich riskierte es – auch mit Erfolg. Also: ich hatte 1'000 Mark in der Tasche, mein letztes Spargeld von der Kasse. Ich habe etwa 60 Mark und meine Frau 40 Mark Rente, da können Sie sich denken, wie es einem zumute ist. Kurz und gut, ich kam glücklich bei einem Juden an, alles war sauber, ich bekam zweieinhalb Pfund Schmalz. Er sagte mir, er würde es von seiner Schwester aus Amerika bekommen, also es war tadellos.

Nun kommt das Interessante: Er sagte mir wörtlich: «Nun gehen Sie aber nicht denselben Weg zurück, sondern hinten herum um Zeilsheim, denn da oben stehen die Hyänen, die nehmen Ihnen alles ab, dann sind Sie Ihr Geld und das Schmalz los.»

Ich habe den Rat befolgt und bin auch gut nach Hause gekommen, meine Frau ist mir regelrecht um den Hals gefallen vor Freude.

Jetzt das Gegenstück. Noch zweimal habe ich es versucht, aber die sogenannten weisen Juden, sogar Bekannte, haben sich nicht geniert, uns stinkiges Fett anzubieten für hohes Geld. Ich hätte sie am liebsten angezeigt. Es waren schmutzige kleine Schieber, also schlechter als Zeilsheim!

Wir haben die Erinnerung an das Lager Zeilsheim beschworen, weil sie tief hineinführt in die Verwirrung der Zeit. Es bleibt für die Sieger wie für die Besiegten beschämend, dass sie den armen zwangseingewiesenen Menschen jüdischen Glaubens nichts Besseres boten als ihre dunkelste Seite.

Die Demokratie etabliert sich

Die dritte Wahl des Jahres stand im November 1946 vor der Tür. Es ging um das «Ja» der Bevölkerung zur Hessischen Verfassung und die Wahl für den Landtag von Hessen.

Wir sagten es schon einmal; die Demokratie etablierte sich mit Siebenmeilenstiefeln, während das Volk, von einem schweren politischen Druck befreit, in einer zerstörten, grausamen Umwelt, in der es an allem fehlte, was Leib und Seele zusammenhält, in einer Art betäubtem Erwachen dahinlebte.

Die grossen Wahlveranstaltungen fanden im Zirkuszelt im Frankfurter Zoo statt. (Das Volk wetzte an dieser Tatsache seinen grimmigen Witz.)

Als Redner der CDU, dessen Name den Frankfurtern fast noch gar nichts sagte, nur als der des früheren Oberbürgermeisters von Köln bekannt war, sprach am Sonntag, dem 10. November 1946, als Vorsitzender der CDU der britischen Zone, Dr. Konrad Adenauer, über die wirtschaftliche und politische Einheit Deutschlands.

Am gleichen Tag, vormittags, hatte im Zoo als Vertreter der SPD der frühere Reichstagspräsident Paul Lobe unter dem Tenor «Nicht Klassenkampf, sondern Menschenliebe» gesprochen. (Der Erste Vorsitzende der SPD, Dr. Kurt Schumacher, befand sich während der Schlussphase dieser Wahlkampagne und über die Wahl hinaus auf einem England-Besuch, zu dem ihn die Labour-Partei eingeladen hatte. Der Besuch war praktisch der erste Besuch eines deutschen Politikers im Ausland.)

Am Donnerstag, dem 28. November, sprach unter dem Motto «Die innere Freiheit des Menschen» auf einer Frankfurter Wahlkundgebung, der damalige Kultusminister von Württemberg-Baden, Theodor Heuss. Am gleichen Tag hielt die KPD eine grosse Wahlversammlung im Keglersporthaus in der Riederwaldsiedlung ab. Es sprach Leo Bauer.

Den Frankfurtern konnte damals nicht klar sein, welche künftige politische Prominenz sich ihnen im Zirkuszelt vorgestellt hatte. Sie nahmen die Wahl gelassen.

Als sie am Sonntag, dem 1. Dezember 1946, ihr «Ja» zur Hessischen Verfassung gaben (fast zwei Drittel der Wähler waren mit ihr einverstanden) und den neuen Landtag von Hessen wählten (er stellte sich in den ersten Januartagen mit seinem Ministerpräsidenten Christian Stock vor), war die erste Kältewelle dieses harten Winters gebrochen. Ein «Bindfadenregen» ging am Wahltag von morgens bis abends auf die Stadt nieder. Die dritte Wahl des Jahres hatte die wenigsten Wähler an die Urnen gelockt, man sprach von der grossen Partei der «Nichtwähler». Aber der Regen konnte an der Wahlmündigkeit nicht schuld sein, denn draussen im Frankfurter Stadion sahen 25'000 den Fussballkampf Eintracht gegen Nürnberg, der 1:1 endete.

Die Politik war eine ernste, wichtige Sache, gewiss. Aber noch war es ihr nicht gelungen, die Menschen satt zu machen. Beim Sport, im Theater, in der Oper, da wurde einem wenigstens das Herz warm, da konnte man den Kampf ums Dasein für ein paar Stunden vergessen.

Richard Münch und das Ärgernis

Die Frankfurter Theatersaison 1946/47 wurde erst Mitte November eröffnet. Das Schauspiel brachte in der Inszenierung von Wolfgang Büttner Lessings «Emilia Galotti». Der Schauspielerregisseur pflegte seine Kollegen mit dem Satz «Haste was zu plotze (rauchen)?» zu begrüßen. Im Odenwald hatte er seinen Urlaub verbracht. Eines Abends war dort staubbedeckt sein Schauspielkollege Konrad Georg mit Frau aufgetaucht. Die beiden urlaubten in der Nähe und hatten einen eineinhalbstündigen Fussweg in der Hoffnung auf eine. . . Zigarette zu Büttner unternommen. «Ich konnte ihnen nur einen zerkauten Zigarrenstummel anbieten, an dem beide abwechselnd verzweifelt zogen», erzählte Büttner in jenen Tagen der Mitautorin, «aber am nächsten Tag machte ich den gleichen Marsch zu ihnen, um ihnen zwei inzwischen ergatterte Zigaretten zu bringen. . .»

Es sei erwähnt, dass in dieser Theatersaison der Schauspieler Richard Münch Ärgernis erregte. Der Besitzer des Trümmergrundstückes neben seiner Behausung beklagte sich erzürnt, dass der lange, damals spindeldürre Richard Münch «jede Menge» Backsteine von seinem Grundstück stibitzte, um sie auf dem Kanonenofen in seinem Zimmer zu wärmen und sich dann nachts in seinem Bett regelrecht mit den warmen Backsteinen einzumauern... Die Oper, die inzwischen Dr. Werner Bitter als neuen Ersten Kapellmeister engagiert hatte, zeigte eine glänzende Aufführung von Mozarts «Cosi fan tutte» zur Eröffnung ihrer Saison. Der Frankfurter Generalmusikdirektor der wilden Jahre, Bruno Vondenhoff, gab nach Hugo Puetters Kritik in der «Neuen Presse» dem musikalischen Ablauf prickelnde Beschwingtheit und präzisen Zusammenhalt.

Die Oper gab Ende November 1946 ihren ersten Tanzabend. Auf dem Programm stand u.a. Strawinskis «Feuervogel» (getanzt von Ossy Glöckner) neben der burlesken Tanzpantomime Jean Fran»;aix «Des Kaisers neue Kleider». Der Frankfurter Ballettmeister war der inzwischen verstorbene Hans Heiken, der einst Partner der unsterblichen Anna Pawlowna gewesen war.

Das «Kleine Komödienhaus» in der ehemaligen Turnhalle in Sachsen-

hausen eröffnete die Spielzeit mit Goldonis «Diener zweier Herren». Und aus Berlin kam die Kunde vom Tode Heinrich Georges.

Das Grauen

Die Zeit verging. Sie wurde nicht leichter. Das Erbe wurde deutlicher. Es war hässlich. Man musste sich mit ihm auseinandersetzen. Es war auch in stillen, efeuumrankten Anstalten, die angeblich der Heilung dienten, gemordet worden in der Nazizeit, zum Beispiel auf dem Eichberg . . .

Am 2. Dezember begann vor der IV. Frankfurter Strafkammer der erste einer Kette von Euthanasieprozessen, der in die Geschichts-Chronik als «Eichberg-Prozess» einging.

Es ist schwer, das Grauen heraufzubeschwören, das von ihm ausging. Wie der fahle, unbedeutende Mann auf der Anklagebank, Dr. Mennecke, kalt und sachlich den Vergasungsvorgang beschrieb. Er hatte es sich in Hadamar durch ein Fensterchen angesehen. Seiner Braut aber hatte er geschrieben, er habe nun seine grosse Chance. Der andere angeklagte Arzt, Dr. Walter Schmidt, hatte früher einmal wissenschaftliche Arbeiten geschrieben. Dann hatte er es vor allem mit den Kindern zu tun. Er schickte die Gehirne der kleinen Toten «zwecks wissenschaftlicher Forschung» nach Heidelberg.

Wegen Mordes war mitangeklagt die Oberschwester Sch., wegen Beihilfe zum Mord ein Krankenpfleger und zwei Krankenpflegerinnen. Staatsanwalt Wagner vertrat die Anklage, Richter war Landgerichtsrat Dr. Wirtzfeld, der später an den Bundesgerichtshof in Karlsruhe berufen wurde.

Es ging um den Mord an zweitausend Geisteskranken. Sie wurden nicht alle durch Gas umgebracht, für die Kinder hatte man die Spritze. Die Oberschwester hatte eine ganze Flasche Morphinum zur Verfügung. Einmal sagte sie: «Ich tat es nicht gern. Ich wollte weg.»

Zeuge war unter anderen Dr. Hinsin, früher Leiter der Anstalt und auch wieder zurückberufen, nachdem das Grauen vorbei war. An seinem Zeugnis sah man, dass man nicht mitmachen musste. Hinsin quittierte lieber seinen Dienst – und das schon, ehe das Gespenst der Euthanasie (griechisch Gnadentod) auftauchte. Ihm hatte es genügt, dass die Zahl der Ärzte auf dem Eichberg so verringert wurde, dass auf 300 Kranke nur noch ein Arzt kam.

Der Landesrat, SS-Standartenführer Bernoteit, hatte einmal zu Hinsin gesagt: «Ich würde diese Kranken einfach umlegen.» Und Hinsin: «Dann

kann sich die deutsche Wissenschaft gratulieren, dass Sie kein Arzt geworden sind.»

Waren alle diese Umgebrachten unheilbar? Nun, da ist das Zeugnis einer 70jährigen, das die Oberschwester Sch. ein wenig (ein wenig) entlastet. Sie hatte ihre Schwester besucht. Die Oberschwester hatte ihr offen gesagt: «Holen Sie Ihre Schwester ab, sonst wird sie vergast. Einmal habe ich sie zurückstellen können. Das nächste Mal geht es nicht.»

Die Zeugin holte die Kranke also ab, die am Tage der Verhandlung so gesund war, dass die «Unheilbare» Einkäufe machen und die Wohnung putzen konnte, ohne Beruhigungsmittel!

Der Gehorsame

Ein schwerer, breiter Mann erhebt sich. Er hat ein rötliches Gesicht und ist fast kahl. Manchmal streckt er den Kopf vor: der 63jährige hört nicht mehr gut. Der Mann war vierzig Jahre Pfleger auf dem Eichberg. Er hat die Spritzen gefüllt, mit denen die Ärzte die Kranken töteten, seit das Morden Mode wurde in der Anstalt.

Landgerichtsrat Dr. Wirtzfeld möchte gern wissen, wie es in einem Menschen aussieht, der bei so vielen Morden dabei war. «Sie waren doch vierzig Jahre Pfleger. Sie haben jahrzehntelang die Menschen behütet, umsorgt. Sie haben erlebt, wie mancher geheilt wurde. Jetzt wurden sie plötzlich umgebracht. Haben Sie sich nichts dabei gedacht, keine Gewissensbisse gemacht?»

«Freilich, freilich, freilich», sagt der Krankenpfleger S., und dann fährt er fort: «Ich hab' im Leben nix getan, wie das, was mir die Ärtz' gesagt haben. Ich hab' immer Folge geleistet. So auch jetzt.» Er sagt es wörtlich, in so papiernem Deutsch: «So auch jetzt.» Er hat einen einzigen Halt gehabt, wenn wirklich Zweifel an dem, was er tat, in ihm auftauchen: «Die Ärtz' müssen einen Befehl haben. Die können doch nicht einfach die Leut' umbringe.» Einmal, so sagt er, habe er auch den Dr. Mennecke gefragt. Ja, das komme aus Berlin, habe er ihm gesagt. Das hat ihn beruhigt.

Am 22. Dezember wurde das Urteil gesprochen. Wegen Massenmordes wurden verurteilt: zum Tode Dr. Friedrich Mennecke, zu lebenslangem Zuchthaus und dauerndem Ehrverlust der Oberarzt Dr. Schmidt (er wurde auf Revision der Staatsanwaltschaft am 12. August 1947 ebenfalls zum Tod verurteilt. Ministerpräsident Dr. Zinn wandelte die Strafe wieder in lebenslanges Zuchthaus um; ebenfalls durch seinen Gnadenerweis wurde Dr. Schmidt am 7. Juli 1953 auf freien Fuss gesetzt). (Mennecke war im Zuchthaus nach wenigen Monaten an einer alten Lungensache gestorben.) Die Oberschwester Sch. erhielt acht Jahre, der Oberpfleger S. vier Jahre Zuchthaus. Zwei Krankenpflegerinnen wurden aus Mangel an Beweisen freigesprochen.

In der Urteilsbegründung hiess es am Schluss mahndend: «Möge dieser Prozess und sein Ausgang dem deutschen Volke heilsam sein und dazu beitragen, dass nach dem Schrecklichen, was hinter uns liegt, in unserem Volk und in seiner Rechtsprechung die Achtung vor dem Wert des menschlichen Lebens wieder wachse.»

Geschichten aus dem Sperrgebiet

Im Dezember 1946 wurden in Frankfurt die Landeszentralbanken gegründet. Die Frankfurter konnten zum erstenmal nach dem Krieg wieder Geschäftsbriefe ins Ausland schreiben und die Herstellung des deutschen Penicillins begann in Laboratorien in Göttingen.

Es gab eine Nahrungsmittelzuteilung im Wert von 20 Pfennig und eine recht ansehnliche Weihnachtssonderzuteilung: Gemüsekonserven, Fruchtsaft, Erdnüsse, Sultaninen und für die Kinder sogar Kakao. Und es gab auch zum ersten Mal wieder einen bescheidenen Christkindchesmarkt.

Voller Erwartung waren die blassen Kinder, voller Erinnerungen die zehn bis fünfzehn Kilo untergewichtigen Eltern, als sie gegen fünf Uhr am Nikolaustag 1946 durch die Trümmerschlucht der Neuen Kräme zum Römerberg hinwanderten. Die Buden zündeten spärliche Lichter an, meist buntgefärbte sogenannte Hindenburg-Lichter, die der Krieg hinterlassen hatte. Für zehn halbwegs nützliche Dinge gab es tausend unnütze Dinge. Ein billiges, handgemachtes Holzauto kostete acht Mark. Die Sensation des Christkindchesmarktes 1946 waren zwei richtige Puppen. Sie hatten keine grossen Kulleraugen und keine seidenen Kleider, aber sie sahen doch beinahe wie die Puppen von früher aus.

Im Frankfurter Vorort Schwanheim arbeiteten schon seit Wochen Frauen amerikanischer Offiziere und Soldaten gemeinsam mit deutschen Frauen an der Herstellung von Puppen und Stofftieren, die für die Weihnachtsbescherung Frankfurter Kinder bestimmt waren.

Im Grossen Saal des Palmengartens, veranstalteten die Jugendverbände am Samstag, dem 21. Dezember 1946, nachmittags, eine Weihnachtsfeier für die deutschen Kinder. Damit fand zum erstenmal mit Zustimmung der Militärregierung eine deutsche Veranstaltung innerhalb des amerikanischen Sperrgebiets statt, zu der die gesamte Bevölkerung eingeladen war. Es gab Frankfurter, die bei dieser Gelegenheit am Palmengarten vorbei ins Sperrgebiet huschten, um einmal wieder die Häuser zu sehen, in denen sie den Krieg überstanden hatten. Da standen sie nun und sahen

die bunten Fenster im fremden Schmuck der amerikanischen «Christmas» und dachten, wie lange wohl noch . . . ?

Vom Sperrgebiet wollen wir jetzt ein paar Geschichten erzählen, die nirgends sonst aufgeschrieben worden sind, wie so viele Geschichten dieses Buches.

Es gab nämlich eine ganze Menge Frankfurter, die täglich in den grossen und den kleineren Sperrgebieten aus- und eingingen. Die Amerikaner hatten bald nach deutschen Arbeitern, Handwerkern, Angestellten gerufen. Der Lohn war nicht höher als bei deutschen Arbeitgebern, anfangs 77, später 80 Pfennig für die Stunde. Aber es lockten so mancherlei Möglichkeiten, die sich boten.

Es gab Deutsche, die von den Amerikanern fest angestellt waren. Neben ihnen gab es jenes kleine Heer der deutschen Arbeitnehmer, die aus Sammlungen der Soldaten bezahlt wurden. Es waren Kellner, Serviermädchen, Küchenhilfen, Reinemachefrauen (an den Ausdruck Raumpflegerin dachte damals im Traum noch niemand, er hätte in dieser Zeit nie entstehen können). Dieses kleine Heer Deutscher verrichtete Arbeiten, die an sich Sache der Soldaten waren. Aber die «kleinen» Sieger zahlten lieber zwei bis drei Dollar im Monat in einen Fonds, aus dem dann ihre deutschen Heinzelmännchen bezahlt wurden, als diese Arbeit selber zu verrichten.

Manche, viele Soldaten vergassen zu zahlen oder wollten nicht zahlen. Es kam vor, dass diese Deutschen bis zu fünf Monaten auf ihr verdientes Geld warten mussten.

Aber sie murrten nicht. Sie pochten nicht auf ihr Recht. Sie warteten auf das Geld, weil sie auf die guten Gelegenheiten nicht verzichten wollten. Die Gelegenheit, sich ein Pfund Butter, Kaffee, ein paar Zigaretten zu organisieren. Und wenn man kein Geld fürs Kino oder für die «Palette» in der Bergerstrasse hatte, da schob man unter der Hand der Kassiererin ein Stück Seife zu und sass auf dem besten Platz im Parkett.

Und noch etwas hielt die Deutschen im Sperrgebiet: Die Küchen, die eigens für sie dort errichtet wurden und die bald nur «Suppenküchen» hiessen. Es gab dort meistens Eintopf in den seltsamsten Zusammenstellungen von Fisch und Fleisch mit süssen und sauren Gerichten. Aber seit man gesehen hatte, wie die Amerikaner «hot dogs» («Heisse Hunde» sind Würstchen) mit Honig assen, wusste man, dass diese kuriosen Gerichte bei ihnen üblich waren. Viele Amerikaner waren freundlich, aber es gab auch solche, die den Eintopf so verächtlich in die hingehaltene leere Konservendose knallten, dass man den Speisezettel auf dem Drillichanzug spazierentrug. Wenn einer

der Posten an den Toren des Zauns von dieser Sorte war, dann wartete die Familie daheim vergeblich darauf, dass der Vater seinen täglichen Viertel-laib Weissbrot mit nach Hause brachte.

Man wird gefühllos gegen Begriffe wie Stolz und Ehre, wenn die Devise der Stunde heisst: take it easy (Nimm's leicht) oder Make the best of it (Mach das Beste draus). Man wird gefühllos, findig und pfiffig, wenn man sich nicht unterkriegen lassen will.

Jenseits des Zauns

An einer dunklen postenlosen Stelle in der Frankfurter Wolfsgangstrasse wurden in jenen wilden Jahren oft nach Anbruch der Dunkelheit Bündel über den Zaun geworfen. Wenn die Besitzer sie jenseits des Zauns aufnahmen, dann grinsten sie im Gedanken an die Wachtposten, die sie kurz zuvor visitiert und ihre Taschen durchwühlt hatten.

Zuweilen machten die Amerikaner mit den Deutschen gemeinsame Sache gegen die Wachtposten. An einer günstigen Stelle schnitten sie z.B. am Pfosten den Zaun durch, rollten ihn zurück, damit man mit beladenem Jeep durchfahren konnte, rollten ihn wieder zum Pfosten und befestigten ihn – bis zum nächsten Mal. Es hat beiden Teilen Spass gemacht.

Innerhalb des Sperrgebiets gab es Bezirke wiederum mit Zäunen und Kontrollposten an den Zugängen. Dort mussten die Deutschen ihre Ausweise zeigen, und wo waren die oft? Daheim im Kleiderspind. Es sprach sich schnell herum, dass man stattdessen ein altes Strassenbahnheft vorzeigen konnte. Die Posten (es waren eine ganze Anzahl Polen darunter) konnten nämlich höchstens ein paar Brocken Deutsch, vom Lesen ganz zu schweigen.

Kaffee im Sand

Ausserdem gab es noch die «Round-up», die Strassenbahn nur für die Amerikaner. Die Frankfurter Schaffner nahmen die Vorschrift ernst und liessen nur selten einen Mitbürger einmal auf dem Heimweg bis zum Opernplatz mitfahren. Aber die Deutschen trugen bald amerikanische Drillanzüge oder abgelegte «entmilitarisierte» Uniformstücke. Und wenn der Schaffner in der «Round-up» den Dienstausweis verlangte, schnarrten sie mit kehliger Stimme ein paar aufgeschnappte amerikanische Kraftausdrücke und drehten sich rasch um, weil sie sich das Lachen kaum verkneifen konnten, wenn ihr Landsmann knurrte: «Du saublöder Ami du . . .»

Dass die Bürokratie nicht nur in Diktaturen, sondern auch in Demokratien Blüten treibt, beweist diese wahre Geschichte:

Im Frankfurter «Ration-Brake-Down» (Lebensmittellager) der amerikanischen Armee in der Kurhessen-Kaserne war wieder einmal eine der so beliebten Inspektionen angesagt. Laut Bestimmung der Bürokraten in Washington durfte nur ein bestimmtes Quantum an Lebensmitteln vorhanden sein, nicht weniger – aber auch nicht mehr!

Es war aber mal weniger, mal mehr da, auch wenn der amerikanische Lagerhalter ein zuverlässiger Bursche war. In jenen Tagen gab es grosse Streiks der Hafentarbeiter in New York. Es gab ungünstige Witterungsverhältnisse, es gab ganz einfache Dinge, an die Bürokraten niemals denken. In diesem Fall war zuviel Kaffee am Lager. Was tun, sprach nicht Zeus, sondern der amerikanische Boss zu seinem deutschen Assistenten. «Ei, der Kaffee ist ja in Büchse, Sergeant, da kann ja nix passiern. Den vergrabe mer drausse unner dem Sandhaufe», sagte der.

Ein Strahlen ging über das Gesicht des Sergeanten. Man vergräbt die Büchsen unter dem Sandhaufen. Es sind ein paar hundert. Als die Inspektion beginnt, beginnt es auch zu regnen. Amerikanische Inspektoren nehmen ihre Inspektionen (auch heute noch) sehr genau. Der gemahlene Kaffee in den Büchsen beginnt indessen zu quellen, sprengt im Schutz des Sandhaufens lautlos die Deckel.

Als die Inspektion mit einem Lob für das genaue Lager abzieht, da rinnt die braune Brühe über den Kasernenhof, und der amerikanische Sergeant wusste, dass, wenn die Hafentarbeiter von New York in den nächsten Tagen ihren Streik nicht beendeten, bei der nächsten Inspektion in seinem Lager dann zuwenig Kaffee vorhanden sein würde ...

Noch drei Anekdoten

Von den vielen Geschichten aus dem Sperrgebiet erzählen wir noch drei besonders hübsche.

Die Friseure in den «Barber-shops» im Sperrgebiet waren Deutsche. Die Friseurläden waren bis acht Uhr abends geöffnet. Tagsüber hatte der Friseur mitunter nichts zu tun. Aber wie das so ist, fünf Minuten vor Ladenschluss stürmten die Gis dann den Laden. Der Frankfurter Friseur stöhnte erst, sagte aber nichts. Er konnte nichts sagen. Er wollte seinen Posten nicht verlieren.

Eines Tages kommt ihm die rettende Idee, seinen Feierabend zu sichern. Fünf Minuten nach acht sitzen an diesem Tag noch sechs Landser in seinem Laden. Er setzt einen Moment das Rasiermesser vom Kinn seines

GI-Kunden ab, blickt in die Runde und sagte auf Englisch: «Wer kam zuletzt?» Sofort meldet sich ein ganz junger GL «I am sorry» (Es tut mir leid), sagt der Friseur und deutet auf das «Regulations-Plakat» (Vorschriften-Plakat), das in englischer Sprache an der Wand hängt. «Da kannst du lesen, dass der letzte von euch hier abends den Laden auskehren muss.» Der Soldat meutert. Der Friseur sagt nur: «Lies die Vorschrift und nimm den Besen in der Ecke, sonst muss ich dich deinem Sergeanten melden, und du weisst, dass mit dem nicht zu spassen ist.» Die «Regulations» an der Wand sind viermal so lang und zehnmal komplizierter abgefasst als die zehn Gebote. Der junge GI hat keine Lust zu lesen. Er nimmt den Besen und beginnt zu kehren. Keiner der Soldaten hat je die «Regulations» gelesen. Keiner hat sich beschwert. Aber von da an kam der letzte Kunde vor halb acht Uhr abends in den «Barber-shop». Die Sache mit dem Besen hatte sich herumgesprochen.

1945 hatte innerhalb des amerikanischen Sperrgebietes eine russische Repatriierungs-Kommission (es gab ja viele russische Kriegsgefangene in den Westzonen) in der Holzhausenstrasse ein Haus bezogen. Die Russen hatten keinen Kontakt mit den Amerikanern. Sie hatten mit niemandem Kontakt. Sie lebten so isoliert, wie die russische Delegation siebzehn Jahre später in ihrem Bezirk in Sachsenhausen lebte.

Die Amerikaner wollten die Russen sehr bald aus ihrem «Goldenen Getto» heraushaben, warum ist heute nicht mehr festzustellen, weil es nur noch Augenzeugen für die Tatsache an sich, aber nicht für die Hintergründe gibt. Irgendeine amerikanische Stelle im IG-Hochhaus forderte also eines Tages die Russen auf, sich ein Quartier ausserhalb des amerikanischen Sperrgebietes in Frankfurt zu suchen. Die Russen sagten steif «Njet», liessen niemand mehr in ihr Haus und beantworteten keine der Zuschriften, die sie zu diesem Thema erhielten.

Eines Tages hatten die Russen in der Holzhausenstrasse kein Gas mehr. Am nächsten Tag war die Lichtleitung durchgeschnitten, am dritten Tag war kein Wasser mehr da und am vierten Tag war das Haus mit amerikanischen Posten umstellt, die gelangweilt, aber gut bewaffnet, zu den Fenstern des Hauses der Repatriierungskommission hochstarrten.

Zehn Tage dauerte diese bis heute nicht bekanntgewordene seltsame Belagerung innerhalb des Sperrgebietes in Frankfurt. Am zehnten Tag erschien in einem Fenster des Hauses der russischen Kommission eine weisse Fahne. Kurz danach kam die Kommission heraus, verstaute ihre Sachen in einem vorgefahrenen Wagen und verliess samt ihrem deutschen Koch das «Goldene Getto», ohne angehalten zu werden, ohne dass ein Wort fiel.

Der deutsche Koch, jenseits des Zaunes angelangt, bat aussteigen zu dürfen.

Auch ihn liessen die Russen mit eisernen Gesichtern und wortlos gehen . . . Kurz vor Weihnachten 1946 hält im Sperrgebiet ein Amerikaner einen Deutschen am Ärmel fest. Es ist ein GI, von dem man weiss, dass er zwar immer wieder verspricht, seine Dollars in den Fonds für die deutschen Heizenmännchen zu zahlen, der es aber immer wieder «vergisst», weil er ein lustiger Bruder Leichtfuss ist.

«Du – zu Haus gemütlich – Feuer?» fragt der GI den Deutschen, der ihm über den Weg gelaufen ist. «No», sagt der Frankfurter, der die letzte Zuteilung von Nass-Holz noch nicht im Keller hat. Der Ami bittet um seine Adresse. «Du zu Christmas gemütlich», sagt er. Der Frankfurter malt seine Anschrift auf einen Zettel und denkt: «Wenn du heut abend dein Mädchen im Arm hast, hast du vergessen, dass du bei mir den Weihnachtsmann spielen wolltest. . .’

Am nächsten Tag hielt vor dem Haus, in dem der Frankfurter wohnte, ein amerikanischer Truck, beladen mit zweieinhalb Tonnen (!) Kohlen, und der Frankfurter hatte Glück, dass er in einer Gegend wohnte, in der es keine bösen Nachbarn gab, sondern Leute, die auch weihnachtlich gesinnt und zufrieden waren, dass sie sich an dem Segen beteiligen konnten.

Die Göttin kehrt zurück

Zu Weihnachten 1946 wurde auf dem Frankfurter Römerberg wieder die Statue der Gerechtigkeit aufgestellt, und es bleibt bis heute ein Wunder, dass die Schrottdiebe sie die Währungsreform erleben liessen. Denn den Schrottdieben war in jenen wilden Jahren nichts heilig und kein Risiko zu gross. Sie montierten kilometerweise ganze Überlandleitungen ab, wenn diese noch Kupferdrähte hatten.

Das Weihnachtsanliegen aller Deutschen wurde zur beherrschenden Schlagzeile der ersten Seite der Weihnachtsausgabe der «Neuen Presse» «Die Kriegsgefangenen».

Am Heiligen Abend stand auf dem Frankfurter Römerberg, dessen Trümmer mit Tannenzweigen geschmückt waren, der schlanke amerikanische General McNarney neben dem gewichtigen Frankfurter Oberbürgermeister und hiess die Deutschen in einer weihnachtlichen Rede auf die Zukunft hoffen. Die Frankfurter erlebten das Jahresende 1946, mit einer zeitweisen Stromabschaltung zwischen 13 und 18 Uhr, hungernd und frierend. Auch das grosse Winterfeuerwerk im Frankfurter Zoo am Neujahrstag heizte ihnen nicht ein, sondern brachte nur die Tiere zum verstörten Brüllen.

Salut zum Himmel

Bei dieser Gelegenheit sei vermerkt, dass Frankfurt in den wilden Jahren Feuerwerke, friedliche Feuerwerke zuhauf und zu allen Gelegenheiten, an denen die Amerikaner etwas zu feiern hatten, am Himmel erlebten.

Zum Beginn des Jahres 1947 wollen wir eine wahre Frankfurter Geschichte erzählen, die Gleichnis ist für das ganze Jahr, das auf uns zukam. Im Leben des Einzelnen gab es hier und dort zwar einen Freudentag (der heimkehrende Vater, Sohn, stand vor der Tür), aber die Gesamtsituation ähnelt dem Erlebnis eines jungen Frankfurter Polizisten.

Im Januar 1947 wird er Vater seines ersten Kindes. Es ist ein Mädchen. Das hübscheste Mädchen der Welt für den Mann in Uniform. Er möchte dieses krähende, kleine süsse Wesen fürs Familienalbum festhalten. Der Fotoapparat ist noch nicht in die amerikanische Tauschzentrale gewandert. Aber wo einen Film herbekommen? Den Weg zu den Kollegen vom Erkennungsdienst der Kriminalpolizei kann sich der stolze Vater sparen. Die haben schon den letzten Mörder nicht fotografieren können, weil ihnen wieder mal das Filmmaterial ausgegangen ist. Auf dem schwarzen Markt gibt es doch Filme! Gewiss, aber der stolze Vater ist auch stolz auf seine Uniform. Er denkt nicht daran, wegen eines Films seine berufliche Zukunft aufs Spiel zu setzen.

Frauen haben weniger Angst. Eines Tages kann der Polizist einen Film in seine Kamera einlegen. Mutti hat ihn über einen Mittelsmann besorgt. Einen Film mit zwölf Aufnahmen. Der junge Vater verknipste ihn in den zwölf Monaten des Jahre 1947, bei den allerschönsten Gelegenheiten, deren Mittelpunkt immer das langsam wachsende Baby war. Weihnachten 1947 wollte Vater die Fotos Mutti unter den Tannenbaum legen. Er trug den Film zum Fotohändler. Als der junge Polizist die Fotos abholen wollte, zuckte der Mann hinter der Ladentheke mit den Schultern: «Tut mir Leid, Herr Wachtmeister», sagte er. «Aber da hat man Sie ganz schön angesmiert. Die Verpackung war in Ordnung, aber drinnen war nur ein ganz gewöhnlicher Papierstreifen, den auch der beste Fotograf der Welt nicht hätte belichten können...»

Nun, wir werden in diesem Jahr 1947 auch nur die allerschönsten Gelegenheiten belichten und meinen damit die Gegebenheiten, die keine Zukunftsträume, sondern erfreuliche Tatsachen waren.

Hie und da in den wilden Jahren machten die Frankfurter schüchterne Versuche auszugehen. Aber sie fanden keine Lokale, keine gutbürgerlichen, gastlichen Räume. Sie meckerten darüber. Doch wenn dann in jenen Tagen ein Lokal eröffnete, das den Namen «Restaurant» verdiente, regnete es sofort Proteste von Seiten der Bevölkerung. Sie waren verständlich. Aber im Grunde wurde das Elend nicht besser und nicht schlechter, wenn

es ein paar anständige Restaurants gab, die aus vielen Gründen wichtig waren für die Zukunft der Stadt.

Die grossen Hotels in Frankfurt waren beschlagnahmt, soweit sie bombenverschont waren. Im Carlton-, im Excelsior-Hotel fanden Ausländer Unterkunft, die irgend etwas mit amerikanischer Politik oder Geschäften zu tun hatten. Im Park-Hotel residierten die amerikanischen Journalisten. Das ausgebrannte Café Wien (heute Kranzler) an der Hauptwache war damals eine Art Wartesaal.

Das Café Rumpelmayer am Schauspielhaus war heilgeblieben, von den Amerikanern beschlagnahmt und hiess in den wilden Jahren «Rainbows End» (Ende des Regenbogens).

«Bei Wahl»

Es fehlte nicht an Kneipen, an Amüsierlokalen mit einem flitterhaften Talmi-Betrieb in den wilden Jahren in Frankfurt. Es fehlte an Restaurants, in die sich die Bürger mit ruhigem Gewissen wagen konnten.

Denn zur Eröffnung, zur Offenhaltung eines solchen Restaurants gehörte damals mehr als Organisationstalent, mehr als Fachwissen, es gehörte Mut dazu. Der Mut zum Risiko, das in jenen Tagen viele Gesichter hatte.

Die besten Beziehungen, die einflussreichsten Gäste nutzten nichts, dieses Risiko zu mindern.

Mut zum Risiko hatte der Frankfurter Gastwirtssohn Julius Wahl, der das Glück gehabt hatte, schon im Juni 1945 aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassen zu werden. Er hatte schon immer davon geträumt, einmal ein «Restaurant» zu haben, mit befrackten Kellnern und prominenten Gästen. Die Zeit von 1945 schien nicht angetan, solche Träume zu verwirklichen. Aber der Frankfurter sagte sich: «Meine Stadt hat Zukunft. Und es wird Zeit, dass sich die massgebenden Amerikaner einmal mit den verantwortlichen Deutschen an einem neutralen Ort treffen und dort ganz zwanglos zu einem menschlichen Gespräch kommen. Wo könnte man das besser als in einem Restaurant.»

Kollegen, denen Julius Wahl von seinem Plan erzählte, sagten: «Was du willst, wollten wir auch. Hatten wir auch schon auf die Beine gestellt, aber kaum hatten wir eröffnet, war unser ‚Restaurant‘ schon als amerikanischer Club beschlagnahmt.»

Julius Wahl beantragte also bei den Amerikanern nicht nur die notwendige Lizenz, sondern auch eine Garantie gegen Beschlagnahme. Er erhielt beides

unter der Bedingung: «Ein Raum muss immer für amerikanische Offiziere freigehalten werden.»

Aber das war ja genau das, was Julius Wahl wollte.

In einem Schuppen im Westerwald hatte er, bevor er in den Krieg musste, unter viel Heu und Stroh seinen Adler-Trumpf-Wagen versteckt. Das Auto war, o Wunder, noch da. Es kam auf abenteuerlichem, nächtlichem Weg ohne Nummernschild nach Frankfurt und diente als erste Kompensationsware. Im Haus Bockenheimer Landstrasse 38, parterre und im ersten Stock, waren die geeigneten Räume gefunden. Die Aussicht, mal privat ein Wörtchen «Bei Wahl» mit den verantwortlichen Amerikanern wechseln zu können, fegte auch die Bedenken der Frankfurter Behörden fort, für die Umwandlung dieser ehemaligen Wohnräume in ein Restaurant die Genehmigung zu geben.

Julius Wahl wollte möglichst weisshaarige, würdige Kellner in seinem Restaurant. Er machte die ehemaligen Angestellten des in Trümmern liegenden «Frankfurter Hofs» ausfindig, soweit sie alles überlebt hatten. Die holten mit einem weinenden und einem wehmütigen Auge ihre sorgsam verpackten alten Fräcke aus den Truhen und Kisten, soweit diese noch vorhanden waren, pinselten mit zur Verfügung gestellter Tinte die gräulichen Stellen wieder schwarz und servierten am 20. August 1945 bei der Eröffnung des Restaurants mit den steifen, vornehmen Gesichtern englischer Butler in Fürstenhäusern einem prominenten Publikum das Eröffnungsmenü «Bei Wahl».

Es gab, auf echtem Rosenthal-Porzellan, dem sich schweres Silberbesteck zugesellte («Fragen Sie mich nicht, wie ich das organisiert habe!»), Hafer schleim und als Nachtisch Apfelpüree!

Der amerikanische Major, der die Lizenz erteilt hatte, schritt sprachlos durch die «Salons» des Restaurants, denen die entsprechend farbigen Polstermöbel die Namen: grüner, blauer und roter Salon gaben.

Julius Wahl warf einen Blick in das Gesicht des Majors und wusste, was der dachte: «Das wäre ein gemütliches, wunderbares Offizierslokal.» Rasch erinnerte er ihn an die gegebene Garantie und gab ihm die Adresse, woher die Polstermöbel stammten.

«Bei Wahl» in der Bockenheimer Landstrasse fanden bald die Hochzeiten der Amerikaner statt. Die Amerikaner, die in Frankfurt damals heirateten, bekamen die Hochzeitsessen ebenfalls behördlich zugeteilt. Die Rationen waren so reichlich, dass mancher unterernährte deutsche prominente Politiker, Künstler und Wissenschaftler davon profitierte.

Die massgebenden Amerikaner der Stadt kamen mit den verantwortlichen Frankfurtern jener Tage «Bei Wahl» zum erstenmal zwanglos ins Gespräch. Hier wurden Pläne geschmiedet, hier konferierte man «inoffiziell» in jenen wilden Jahren. Hier traf man sich beispielsweise im November 1946 auch nach der ersten deutschen Sportkonferenz nach dem Kriege, bei der unter anderen Dr. Bauwens und Dr. Carl Diem als Referenten sprachen.

«Bei Wahl» speiste der spätere Aussenminister Dr. Heinrich von Brentano, als er noch Rechtsanwalt in Darmstadt war. Hier war der spätere Bundeskanzler Konrad Adenauer und der Vater des noch lange ausstehenden Wirtschaftswunders, Professor Erhard, zu Gast, als von einer deutschen Regierung noch lange nicht die Rede war.

Der Frankfurter Gastwirt der Prominenten war stolz auf seinen Betrieb. Er riskierte viel, um rasch das Eröffnungsmenü von Haferschleim und Apfelpüree vergessen zu lassen.

Am Rhein, auf der französischen Zonenseite war beispielsweise bald ein alter Holländer gefunden, der frische Aale gegen getragene Kleider lieferte. Julius Wahl fand auch einen Weinhändler, der bereit war zu kompensieren.

Die Lieferanten übernahmen in jenen Tagen nicht das Risiko der Anlieferung. Die Ware musste abgeholt und selber über die gefährlichen Klippen der Zonengrenze befördert werden. Wahl nahm diese Klippen mit Hilfe eines Rotkreuzfähnchens an dem organisierten Fahrzeug und einer echten Rotkreuzschwester, die in voller Tracht neben ihm auf dem Begleitsitz sass und für ihre Pfleglinge ihren Teil von der Ladung abbekam.

Schwein an der Grenze

Einmal, als Julius Wahl ein geschlachtetes Schwein aus der französischen Zone abholte, konnte die Rotkreuzschwester beim besten Willen von ihrem Dienst nicht abkommen. Als Wahl an der französischen Zonengrenze in Mainz-Gustavsburg gefragt wurde, was er in seinem Koffer habe, dachte er, da hilft nur die Wahrheit, weil die niemand glaubt. Und so sagte er: «Da hab ich ein ganzes Schwein drin!» Worauf ihm die Grenzwächter mit den Worten Beine machten: «Hau bloss ab. Von euch Frankfurter Schlappmäuler lasse mir Meenzer uns nett veräpple!»

Aber dem Frankfurter Gastwirt der Prominenten ging es in den wilden Jahren nicht besser als anderen bekannten Gastwirten. Immer wieder einmal wurde ihm sein Lokal «vorübergehend» geschlossen, vom Preis- und Ge-



Eine triumphale Geste? Nein, nur ein Beispiel wollte Oberbürgermeister Kolb für die Entrümmernng geben.



Der Magistrat griff gleichfalls zu Hacke und Schaufel: Von links: Prokurist Bode (Aufbau-AG), Direktor Schwalbach, Obermagistratsrat Kohl, Stadtrat Treser, Stadtverordnetenvorsteher Rebholz.

Die Rosenapotheke war völlig zerstört, aber in ihren Trümmern wurden weiter Arzneien angefertigt.



werbeamt, das unter anderem die Preise beanstandete (z.B. Anfang 1948 für ein markenfreies Menü 70 R-Mark). Damals war ein Risiko dabei. Heute, siebzehn Jahre später, gibt es Restaurants, in denen Reiche und Prominente für ausgefallene Genüsse noch ganz andere Beträge in D-Mark zahlen, ohne Risiko des Inhabers.

Die Tatsache, dass die Stadtkanzlei in der Lindenstrasse in jenen Tagen «Bei Wahl» Tische, Stühle, Bestecke und Service ausborgte, wenn Frankfurts Oberbürgermeister in seinen Amtsräumen mal ein bescheidenes Essen gab, schützte den Gastwirt vor diesen Kontrollen und Schliessungen nicht.

In der Woche nach der Währungsreform war die erste grössere Gesellschaft «Bei Wahl» ein deutsches Hochzeitsessen. Der Bräutigam versprach, die Rechnung nach dem ersten Zahltag zu begleichen.

Die Rechnung wurde beglichen. Aber eine andere Rechnung ging nicht auf, die musste Wahl selber bezahlen. Auf die Voraussagen seiner prominenten politischen Gäste hin, dass Frankfurt bestimmt Bundeshauptstadt würde, hatte Wahl sein ganzes Geld in einen Umbau des Lokals gesteckt. Und dann wurde Frankfurt doch nicht Bundeshauptstadt. Die Prominenz verzog sich nach Bonn.

«Bei Wahl» hatte seine Kunden verloren. Sie kamen auch nicht mehr, wenn sie noch nach Frankfurt kamen, obwohl sie in den wilden Jahren immer wieder versichert hatten: «Das werden wir Ihnen nicht vergessen!» (Gemeint war das markenfreie oder markenarme Essen.)

Julius Wahl hat sein denkwürdiges Gästebuch aus jener Zeit verbrannt. Er hat oft gegen Bestimmungen und Verordnungen verstossen, gegen den menschlichen Anstand nicht.

Heute hat Julius Wahl wieder eine Gastwirtschaft mit blitzblank gescheuerten Holztischen. Die Zeiten im Frack sind vorbei. Die Zeiten der eleganten Bücklinge vor den Prominenten sind vorbei. Als einer der wenigen Gäste aus früherer Zeit besuchte ihn dort der grosse Menschendarsteller Werner Kraus. Er sah sich in dem Lokal um, trank Julius Wahl zu und sagte: «Mensch unter Menschen zu sein, das tröstet doch, nicht wahr?» Wir kehren zurück zum Winter 1947, dessen aussergewöhnliche, langanhaltende Kälte, gegen die man sich so wenig schützen konnte, wohl allen, die ihn erlebten, in schrecklicher Erinnerung ist.

1947

Das Jahr beginnt mit «Rausch»

Die Kältenotprogramme der Landesregierungen der Zonen, der Städte und Gemeinden in den ersten Monaten des Jahres 1947 gaben die Schlagzeilen für die ersten Seiten und den lokalen Teil der Zeitungen ab.

Die Flüchtlingstransporte aus dem Osten wurden eingestellt, nachdem im Flüchtlingszug Breslau-Brückenburg in den ersten Januartagen 34 Menschen erfroren waren.

In Frankfurt wurden die Theater, die Kinos, die Cafés und ähnliche Einrichtungen geschlossen, konnten dann aber wiedereröffnen, wenn sich die Inhaber schriftlich verpflichteten, nicht zu heizen! Der grosse Kohlensturm auf Lastwagen, Züge setzte ein, forderte Tote, vor allem Greise und Kinder. Die meisten D- und Eilzüge fielen aus. Vom 3. Januar 1947 an fuhren auch die Personenzüge nur noch wie sonntags.

In vielen Wagen fehlten noch die Fensterscheiben. Wer damals reiste, musste sich nicht nur der Kälte erwehren, sondern auch der Gepäckdiebe. Sie waren zu einer wahren Plage geworden.

In den ersten Januartagen eröffnete Fritz Remonds «Kleines Theater im Zoo» mit Strindbergs «Rausch».

Auf dem Weiher des Zoos gastierte eine Eisrevue. Zum Ensemble gehörten die mehrfache deutsche Meisterin Lydia Veicht, der deutsche Meister Erich Zeller, der bayerische Meister Franz Loichinger und die deutsche Jugendmeisterin Käthe Salier.

Der Zoo war eine Zeitlang die einzige Attraktion der Stadt. Im Mai 1946 hatte man 247'000 Besucher, «fast soviel wie sonst in einem Jahr».

Elend und herabgekommen, mit einem winzigen Bestand geretteter Tiere hatte Frankfurt seinen Zoo am 15. Juli 1945 wiedereröffnet. Dr. Bernhard Grzimek war zum Leiter bestellt worden. Er hatte viele Bücher und ungezählte Artikel geschrieben (vornehmlich in Hollbachs «Illustriertem Blatt»). Er war ein Mann, der die Geheimnisse der Tierseele ergründen wollte. Aber er war auch einfallsreich, der Dr. Grzimek. Der Zoo brauchte Geld, Attraktionen. Sein neuer Leiter liess Feuerwerke über dem zerstörten Ostend hochsteigen, er veranstaltete Konzerte, den ersten öffentlichen Tanz, Variete im Freien, Seiltänzer traten auf, Togare dressierte vor dem Publikum junge Löwen. Im Zoo gab es Wurfбудen mit den rosafarbenen Glimmerrosen, schießen durfte man nicht mehr, Schiessen war den Deutschen verboten. Es gab die Achterbahn, eine sehr kühne Bahn. Sie gehörte Herrn Herhaus und war eines der wenigen Vergnügen der Stadt.

Schliesslich hatte man auch wieder Tiere. Von einem Zirkus erwarb Dr. Grzimek einen Elefanten, er holte ihn eigenhändig am Ostbahnhof ab. Zwei weitere Dickhäuter folgten. Aus Halle und Leipzig kamen Löwen, Bären, Murmeltiere, dazu von überall her Büffel, Wölfe, Watussi-Rinder, Hirsche, Raubvögel, Zebras.

Das hört sich heute leicht an. Es gehörte eine ungeheure Energie dazu, Besessenheit. Das äussere Gesicht des Zoos änderte sich freundlich. Schon im Sommer 1946 gab es wieder Blumenrabatten, den springenden Brunnen, gelben Sand auf den Wegen.

Zirkus, klein, aber fein

Und da war der Zirkus Hoppe. Oscar Hoppe kam schon 1945, es war ein langes, schönes Gastspiel und dauerte bis 1948. Der Zirkus lag blitzsauber da. (Hoppe: «Ein Zirkus kann klein sein, er muss nicht mal fein sein, er muss aber rein sein.»)

Hat man eine Ahnung, wie schwer es damals war, Artisten zu bekommen? Zirkus beruht wie Variete auf völliger Internationalität. Die Welt der Fahrenden kennt keine Grenzen. Ihr Feld ist wahrlich die Welt. Aber was hätte ausländische Artisten verlocken sollen, ins zertrümmerte Deutschland zu kommen? Die Papiermark etwa?

Und doch: Wieviel gute Programme sind uns in Erinnerung. Ein paar Nummern aus Hoppes Programmen: Rudi Horn, der als Tassenjongleur weltberühmt wurde, Bobby Streib mit dem Schandmaul riss seine Witze, das Raimonda-Ballett stiepte dahin, Emmi und Paul Croca kamen, die Schleuderbrettakrobaten Ascards, und die unvergesslichste aller Nummern: die Equilibristen «Burton und Sohn». Manche Artisten waren nur zu bekommen, weil sie zugleich bei den Amerikanern auftraten.

Alles in allem war diese bizarre Welt jahrelang so etwas wie ein letztes Glück in der grauen Stadt.

Aber der Zoo war auch oft die erste Station der heimatlosen Jugendlichen, die in Scharen am Ostbahnhof ankamen.

Mädchen, Landstörzerinnen des 20. Jahrhunderts, junge Männer, abgerissen, verwegen. Die Eltern waren unter Bomben gestorben, erschlagen, erschossen, verscharrt. Die jungen Menschen trieben, verwildert oft, in die grossen Städte, sie trieben durch Frankfurt. Wohin sind sie gekommen? Man nahm sich ihrer an, so gut man es vermochte.

Jugend 1947

Der damalige katholische Jugendpfarrer Karl Pehl hat in einer Broschüre, von der es nur noch ein einziges Exemplar gibt, aufgeschrieben, was er damals erlebte: «Tagebuch-Notizen zum Dienst der Jugend an Frankfurter Bahnhöfen». Diese aus unmittelbarem Erlebnis entstandenen Notizen sprechen deutlicher aus als alles andere, wie es damals aussah:

23. Oktober 1945

Ich sehe ihn noch vor mir, unseren ersten Gast! Er war von den Russen entlassen. Einen Arm hatte er verloren und sass so ganz stumm auf einem Hocker. Ganz schnell füllte sich um ihn herum der Raum. Jeder, der hereinkam, war so froh über die kleine Hilfe, die er hier fand. «Wie bei Müttern», meinten sie. Als dann schliesslich der dampfende Termophor herbeikommt und auf dem blumengeschmückten Tisch die Teller stehen, da tauen sie noch mehr auf, die Landser.

1. November 1945

Heute hat der Jugenddienst am Ostbahnhof sein Heim eröffnet. 100 Betten für Frauen und Kinder! 144 Helfer und Helferinnen versorgen dort den Dienst. Es ist eine rechte Hochstimmung unter uns da, weil alles so prächtig anläuft. Nun können wir doch wenigstens irgendwo zupacken in der Not.

8. November 1945

Ich muss mich wundern, dass wir nicht mehr Schwierigkeiten haben mit unseren Gästen. Es läuft doch so allerhand mit dem Strom der in Not Geratenen. Allerhand trübe Existenzen und manch minderwertiger Charakter. Richtig rauswerfen brauchten wir eigentlich noch niemanden.

7. Dezember 1945

Gottseidank hat der Caritasverband ein Jugendwohnheim eröffnet. Acht Jungen haben wir ihm schon in dieser Woche zugeschickt. Die Schwierigkeiten aber sind endlos. Da gibt es keine Zuzugsgenehmigung, dann keine Lebensmittelkarten. Da fehlt es an Arbeit oder an der Lehrstelle. Wir müssen noch mehr Heime schaffen. Ein Projekt haben wir schon in Vorbereitung.

27. Januar 1946

Nun ist schon wieder eine neue Umstellung nötig im Jugenddienst. Die Eisenbahnbrücke über den Main ist wieder hergestellt. Der ganze Strom der Flüchtlinge und Landser wird sich jetzt in den Hauptbahnhof ergiessen – und unser grösseres Heim haben wir am Ostbahnhof! Der Ostbahnhof ist aber wieder ein unbedeutender Vorortbahnhof – und unser Heim ungenutzt. Aber auch da gibt es einen Ausweg. Einen Sonderzug der Strassenbahn haben wir erhalten, der nun Abend für Abend vom Hauptbahnhof zum Ostbahnhof fahren soll und 120 bis 150 Leute aufnehmen kann.

2. Februar 1946

Etwas ist der Hauptbahnhof entlastet, und doch merkt man es kaum. Der Betrieb am Hauptbahnhof wird immer toller. Wir haben für den Strom der Not nur ein kleines Auffangbecken. «Aussendienst» auf den Bahnsteigen können wir uns nicht mehr leisten. Die Leute werden uns

zugeschickt, kommen von selbst. Wie uns gestern ein Frau erzählt hat aus Bamberg: «Man hat mir gesagt, ich soll nicht in Hanau aussteigen, sondern in Frankfurt. Da würde gesorgt, gegenüber Bahngleis 6 und 7.» Das ist in letzter Zeit schon oft geschehen. Vor dem Eingang muss jetzt immer einer von uns stehen, um wirklich nur die Notfälle aufzunehmen.

Man bemühte sich zu helfen. Aber der Strom des Elends war grösser, als dass man ihn fassen konnte. Junge unfertige Menschen ohne Heim und Familie, ohne Arbeit und Lebensmittelkarten, jeglicher Ordnung entwöhnt – so entstand die «Bahnhofsjugend». Sie zählte nach Tausenden: Herumtreiber, die von Tausch- und Schwarzmarktgeschäften lebten, wenn nicht Schlimmeres daraus entstand. (Wir haben schon davon berichtet.) Ein Jugendpsychologe sagte damals: «Wenn einer ein Jahr auf der Landstrasse dieses Lebens zugebracht hat, dann braucht er viele Jahre, um in die Ordnung zurückzufinden.»

Das verschlossene Frankfurt

Jeder, der in jenen Jahren in Frankfurt ankam, brauchte eine Zuzugsgenehmigung, jenes bitter umkämpfte Stückchen Papier, das so manches Schicksal entschied. Im November 1946 hatte ein Erlass der Regierung die Erteilung der Genehmigungen für Frankfurt dem Amt für Arbeit und Wohlfahrt in Wiesbaden zugewiesen! Ein Triumph der Bürokratie. Erst Ende Januar gewann die Stadt ihre erste Verfassungsklage gegen die Regierung und erreichte damit, dass Frankfurt wieder selbst entscheiden durfte, wer zuziehen durfte und wer nicht.

«Niemand wird es begreifen», überschrieb im November 1946 Paul Fr. Weber seinen Leitartikel in der «Neuen Presse» über dieses Thema:

«Ihr unschuldigen, neugeborenen Kinder, ich will euch etwas ins Familienbuch schreiben, woran ihr ewig denken sollt. Eure Eltern sollen sie gut aufheben, diese Worte, und wenn ihr, gross geworden, einmal nach deutschen Märchen verlangt, die vom Kampf des Guten mit dem Bösen berichten, mögen Vater und Mutter, Grossvater und Grossmutter vorlesen, was hier geschrieben steht von Amtsschimmeln und den Jodeeis, die sie geritten haben. Denn ihr hattet es schwer, sehr schwer, Bürger eurer Vaterstadt zu werden. Hoffentlich heisst es dann wirklich: das war einmal ...»

Heute heisst es gottlob, das war einmal. Was war einmal? Dass in jenen Tagen Frankfurterinnen, die ihre Kinder am Evakuierungsort geboren hatten oder gar in einigen Fällen in Frankfurt selbst, für diese Kinder um eine Zuzugsgenehmigung kämpfen mussten. Dass Frankfurter, die zu



Landschaft der Trauer. So trostlos bot sich das Bild der Altstadt im Schnee. Auch das Dach des Doms war nur noch ein Gerippe.

Ohne das Gutenbergdenkmal im Vordergrund könnte dies auch ein Bild von Stalingrad sein.





Weihnachten 1947: Auf dem Römerberg sprach der damalige Oberkommandierende General McNarney. Im Schmuck der Oberbürgermeisterkette: Walter Kolb.

Das war übriggeblieben von der Gegend um den Römer. Schutt, nichts als Schutt, wo man einst zur Schirn zog und heisse Wurst aus der Hand ass.





In der gespenstischen Ruine der Paulskirche ragten die Säulen wie tote Schornsteine gen Himmel.



ihren alten Eltern in deren Wohnungen heimkehrten, um Zuzugsgenehmigungen kämpfen mussten.

So ging es auch der Mitautorin. Im Februar 1946 stand sie im Wohnungsamt in der Schwarzburgschule (nicht weit davon war sie geboren) und musste sich von der Beamtin, die nicht aus Frankfurt stammte, sagen lassen: «Nach Ihrem Pass sind Sie von Beruf Schriftstellerin. Das ist kein lebenswichtiger Beruf. Und deshalb kann ich Ihnen keine Zuzugsgenehmigung erteilen, auch wenn Sie in die Wohnung Ihrer alten Eltern ziehen und dort für Ihren in russischer Kriegsgefangenschaft befindlichen Bruder ein Zimmer freihalten wollen. Wer sagt Ihnen überhaupt, ob Ihr Bruder noch lebt? Haben Sie Nachricht von ihm?»

Wir hatten keine Nachricht von meinem Bruder, der zuletzt im Januar 1945 aus Kurland geschrieben hatte. Was nun? Da kam Hilfe von den Leuten, die damals das für April vorgesehene Erscheinen der «Neuen Presse» vorbereiteten. Paul Fr. Weber meinte: «Wenn Sie da mitmachen wollen, könnte ich etwas für Sie tun.» Ich wollte und wurde mit dem Mitautor bekannt gemacht. Der war zunächst skeptisch: «Aus Journalisten werden oft Schriftsteller, aber umgekehrt. . .?» Aber dann besiegte er seine Zweifel und sagte: «Ich bin der Ansicht, Frankfurter müssen nach Frankfurt zurückkehren können! Also versuchen wir es mal.»

Im Sommer 1946 klingelte es eines Morgens Sturm an unserer Haustür. Die Briefträgerin wedelte mit einer Postkarte. Sie kam aus einem russischen Gefangenenlager, enthielt 25 Worte und zeigte uns an, dass mein Bruder noch lebte. Anfang Februar 1947 kam ein Telegramm aus dem Heimkehrerlager Hersfeld: «Bin morgen bei Euch. Backe mir einen Streuselkuchen, Mutter», telegrafierte mein Bruder. Als er zu Hause alles fast unverändert fand, schmeckte ihm auch der schwarzteigige Hefebund, den Mutter gebacken hatte. Neben dem Hefebund stand ein Glas Eingemachtes, das Mutter für diesen Tag vor uns versteckt hatte und an dem ein Zettel klebte, auf dem sie vor langer Zeit geschrieben hatte: «Aprikosen – August 1939.» Was dem Heimkehrer, der zum Skelett abgemagert war, der kaum gehen

Der Giebel der Hauptwache mit den Insignien der alten Tage: steinernen Fahnen, Kugeln, Trommeln und Geschützrohren.

Hier wurde einst gelacht und geplaudert, hier rauschte Seide, glühten die Kugellampen: das Treppenhaus der Frankfurter Oper.

konnte, indessen «nett in de Kopp enei» wollte, war die Tatsache, dass auch er – der im Frühjahr 1940 seine Vaterstadt nicht freiwillig, sondern auf Grund eines Einziehungsbefehls verlassen hatte, der jetzt in die Wohnung zurückkam, deren Mietvertrag er mitunterzeichnet hatte – sich vier Wochen lang um eine Zuzugsgenehmigung bemühen musste. Denn in einer Zeit, in der es keine Schaufenster gab, war auch sein Beruf als Schaufensterdekorateur nicht lebenswichtig im Sinne der Zuzugsbestimmungen.

Die Heimkehrer

Hunderttausende entlassener Kriegsgefangene suchten in jenen Tagen den Anschluss an das zivile Leben. Zehntausende konnten nicht mehr dort beginnen, wo sie einmal aufgehört hatten. Ihnen war die Heimat verloren, die Familie verloren. «Wenn Sie arbeiten wollen, brauchen Sie eine Zuzugsgenehmigung», wurde ihnen auf den Arbeitsämtern der grossen Städte gesagt, und auf dem Wohnungsamt hiess es: «Die Zuzugsgenehmigung erhalten Sie nur, wenn Sie Arbeit nach weisen können.»

Mit 25 Männern im Alter von 17 bis 51 Jahren, die vergeblich versucht hatten, als Einzelgänger in dem ihnen fremden Frankfurt Fuss zu fassen, und die nun an einem Strang zogen, unterhielt sich die Mitautorin Anfang 1947.

Die Männer hatten eine gemeinsame Arbeitsstätte bei den Amerikanern, sie hatten eine «Sammel»-Zuzugsgenehmigung und eine gemeinsame Unterkunft. Im Souterrain eines Hauses in der Zeppelinallee, an dessen Aufbau sie arbeiteten. In einem Vorraum stand ein alter Küchenherd, auf dem man sich schichtweise das Abendessen kochte. In den anderen drei Räumen standen die Feldbetten übereinander.

«Wir vertragen uns, na klar», sagten die Fünfundzwanzig. «Aber wir haben nach einem sechs- und achtjährigen Herdenleben alle den Wunsch, endlich als Einzelwesen ein wirklich neues Leben anzufangen, zusammen mit unseren Angehörigen, von denen wir so allmählich über den Suchdienst Nachricht bekommen haben.»

Dabei wurden auch diese Männer noch beneidet, denn Millionen Kriegsgefangene warteten noch auf ihre Heimkehr.

Die erste Volkszählung seit 1939 hatte im Oktober 1946 in Frankfurt stattgefunden. (Dazwischen errechnete man die Bevölkerungszahl nach den ausgegebenen Lebensmittelkarten.) Danach befanden sich allein noch 17'000 Frankfurter in Kriegsgefangenschaft oder waren als vermisst

gemeldet. Frankfurt zählte bei der ersten Volkszählung nach dem Kriege 424'100 Einwohner, von denen 376'700 alte Frankfurter waren. Von den ehemaligen Frankfurtern lebten in anderen hessischen Gemeinden rund 80'000, in anderen Teilen Deutschlands rund 16'000. Rund 18'000 Menschen hatte Frankfurt im Krieg an der Front und daheim durch Bombenangriffe verloren.

Die Lebenden hatten es schwer, für die Toten war 1947 wieder würdig gesorgt.

Es war kaum möglich, einen Bezugsschein für einen Tisch, für einen Stuhl, für einen Schrank, für ein Bett zu bekommen, aber Särge und Sterbekleider gab es ausreichend.

Das Reisen der Lebenden von Ort zu Ort war schwieriger als schwierig. Die Frankfurter, die auswärts starben, konnten damals schon ohne Zuzugsgenehmigung heim ins Familiengrab geholt werden. Die Fremden, die nicht in Frankfurt begraben sein wollten, konnten den letzten Weg in ihre Heimat antreten, soweit sie noch deutsche Heimat war.

Das erste Lesebuch

Für die lebenden Frankfurter gab es um diese Zeit wieder die ersten Fernsprechhäuschen. Kaum instandgesetzt, wurden sie ausgeraubt und beschädigt, und die Postdirektion verlor rasch die Lust an diesem Wiederaufbau. Für die Frankfurter Schulkinder gab es das erste Lesebuch, «Lebensgut», Band I, das neben anderen «Übergangslernbüchern als Notlösung zur Beendigung des schulbuchlosen Unterrichts» gerade erschienen war.

Die Bücher waren im Buchhandel nur gegen eine entsprechende Bescheinigung der zuständigen Schulen erhältlich. Wie alles, umfasste der «Gesamtplan für die Schulbücher» damals auch drei Dringlichkeitsstufen. Die Bücher, die im Februar 1947 erschienen, gehörten zur ersten Stufe.

Am 10. März 1947 begann wieder einmal eine Aussenministerkonferenz in Moskau. Die Stadtverwaltung empfing einige Tage zuvor als ihre Gäste Otto Grotewohl und Wilhelm Pieck, die am Tag vor Beginn der Moskauer Konferenz, einem Sonntag, nachmittags auf dem Römerberg auf einer «Kundgebung der KPD für die Einheit Deutschlands» sprachen. Die Herren kamen nie wieder.

In Frankfurt übergab am 15. März der Oberkommandierende der amerikanischen Streitkräfte in Europa und Militärgouverneur der amerikanischen Zone General McNarney seine Ämter an General Lucius D. Clay, der sich schon als stellvertretender Militärgouverneur Verdienste erworben hatte.

Er hatte als einer der ersten Alliierten die Ansicht vertreten, dass Deutschland sobald wie möglich zu einer wirtschaftlichen Einheit verschmolzen werden müsse.

Hammerschlag an der Paulskirche

Unter einem strahlenden Frühlingshimmel gab am 17. März 1947 Frankfurts Oberbürgermeister Kolb mit einem ersten Hammerschlag das Zeichen zum Beginn des Wiederaufbaues der Paulskirche.

Die Arbeiten begannen mit der Einmauerung einer Kasette, die die Darstellung der Zerstörung der Paulskirche, den Beschluss zum Wiederaufbau und die neuen Baupläne enthielt. Was die Kasette nicht enthielt, waren die spaltenlangen, seit Monaten währenden und noch lange nicht beendeten Diskussionen in den Zeitungen um den Wiederaufbau der Paulskirche. Die Stadtverwaltung hatte zu diesem Zeitpunkt seit Monaten vergeblich versucht, bei der hessischen Landesregierung «eine Änderung des Verteilerschlüssels der Baustoffzuteilungen zu erreichen, der die am meisten beschädigten Städte gegenüber dem weniger in Mitleidenschaft gezogenen Lande in nicht gerechtfertigter Weise benachteiligte.»

Der Frankfurter Magistrat überreichte nun dem hessischen Kabinett eine Denkschrift, in der es unter anderem hiess:

«Frankfurt weist bei 12 Millionen Kubikmeter Trümmern einen Zerstörungsgrad von 22 auf (Verhältnis von Schuttmassen zur Einwohnerzahl 1939) im Vergleich zu München mit 8 Millionen Kubikmeter Trümmern und einem Zerstörungsgrad von 9, Essen mit 10 Millionen Kubikmeter Trümmern und einem Zerstörungsgrad von 15, Berlin mit 70 Millionen Kubikmeter Trümmern und einem Zerstörungsgrad von 16. Frankfurt gehört also zu den am meisten zerstörten Grossstädten Deutschlands. Von den auf das Land Hessen entfallenden Trümmern liegen allein in Frankfurt mehr als 50 Prozent.»

Dabei bekam Frankfurt damals nur 15 Prozent der dem Lande Hessen zur Verfügung stehenden Baustoffe.

Die grosse grüne Lunge

Gute Kunde konnte indessen Frankfurts Oberforstmeister Ruppert in jenen Märztagen 1947 geben. Die Frankfurter Forstverwaltung hatte im Januar einen Fünfjahresplan zur Wiederaufforstung des Stadtwaldes aufgestellt. Die grosse grüne Lunge der Stadt hatte seit dem Kriege rund 2'000 Hektar

Waldfläche verloren, das war nahezu die Hälfte des im Frankfurter Stadtgebiet liegenden Waldes. Für das Aufforstungsprogramm hatte der Oberforstmeister im Holsteinischen kaufen können unter anderem: 700'000 Kiefern, 100'000 europäische Lärchen, 20'000 japanische Lärchen, 160'000 Fichten, 40'000 Eschen, 10'000 Erlen, 6'000 Bergahorn, 10'000 Birken, 10'000

Rotbuchen, 8'000 Vogelbeeren und Vogelschutzhölzer. Aus eigenen Beständen standen 750'000 Buchen und 600'000 Kiefern zur Verfügung. Das Material war da, aber es fehlte an Arbeitskräften, um die ersten 500 Hektar noch im Frühjahr 1947 anzupflanzen. 400 Männer und 200 Frauen wurden als zusätzliche Arbeitskräfte gesucht, und man muss sich heute wundern, dass sich bei einem Arbeitslohn von 77 Pfennig für die Männer und 58 Pfennig für die Frauen je Stunde überhaupt Leute meldeten. Es lockte in diesem Fall nur die Teilschwerarbeiterkarte und das Versprechen, «nach vierwöchiger Tätigkeit einen Raummeter, und nach achtwöchiger Tätigkeit zwei Raummeter Brennholz ohne Anrechnung auf die Brennstoffzuteilung und zum normalen Holztaxwert» zu bekommen.

Urteil: Der Tod

Vor dem Obersten Militärgericht in Frankfurt fand während des ganzen Monats März 1947 der Prozess gegen die Autobahn-Mörder der wilden Jahre statt. Auf der Anklagebank sassen zwei junge Polen – der eine von ihnen Sohn eines angesehenen Rechtsanwalts – ein dritter Komplize war flüchtig. Sie hatten sich in UNRRA-Lagern kennengelernt, von Autodiebstählen und Einbrüchen gelebt und waren zwischendurch bei ihren Frankfurter Bräuten untergetaucht. Am 23. September 1946 abends hielten sie in der Nähe des Flughafens durch Signale mit der Taschenlampe ein Auto an, erschlugen den freundlichen Mann am Steuer, warfen ihn in den Wald und fuhren mit seinem Wagen davon. Fast genau vier Wochen später wiederholten sie ihr Verbrechen fast an derselben Stelle. Nachher tranken sie seelenruhig eine Flasche Sekt, die sie im Wagen gefunden hatten, und suchten eine der Bräute auf. Gefasst wurden sie bei einem Einbruch. Das Urteil lautete auf Tod. Es wurde, wie alle Todesurteile jener Jahre, nicht mehr vollstreckt.

Mit Donnergetöse brachen im März die Eisschollen des zugefrorenen Mains auf. Der befreite Fluss trat über die Ufer, die Untermainbrücke musste wegen Hochwassergefahr gesperrt werden.

Der unterernährte Frankfurter, der in diesem Monat als Normalverbraucher

nur 1'280 Kalorien erhalten hatte, schlüpfte in den Ostertagen Anfang April noch einmal in den Wintermantel, soweit er einen hatte. Es gab pro Kopf ein Ei, dafür pfundweise Eierfarbe in den Läden.

Trauer muss Elektra tragen

Die Theaterfreunde standen noch immer Schlange nach Karten für Giraudoux Schauspiel «Der Trojanische Krieg findet nicht statt», dessen Premiere bereits im Februar stattgefunden hatte. Dabei stand eine noch aufsehenerregendere Premiere vor der Tür. Seit Wochen probte bereits Tag und Nacht im Börsensaal der Regisseur Karlheinz Stroux mit fanatischer Besessenheit Eugene O'Neills Trilogie «Trauer muss Elektra tragen». Das Stück dauerte fast sechs Stunden. Die Schauspieler brachen auf den Proben zusammen, in den Abendvorstellungen musste mitunter der Vorhang fallen, weil sie ganz einfach das Gedächtnis im Stich liess. Dennoch kämpften die Frankfurter Bühnenkünstler, bei denen in jenen Tagen Gewichtsabnahmen bis zu 45 Kilo (!) festgestellt wurden, ebenso verzweifelt wie vergebens um eine Lebensmittelzulage, die jeder Bühnenarbeiter erhielt.

Die Premiere von «Trauer muss Elektra tragen» am 12. April 1947 war ein Triumph für Schauspieler und Regisseur. Sie war überdies ein Wunder an menschlicher Willenskraft. Die grosse Tragödin Ellen Daub, die mehrfach während der Proben Herzanfälle erlitten hatte, die mit Spritzen und von der Besessenheit des Gastregisseurs Karlheinz Stroux immer wieder hochgerissen worden war, feierte in der Rolle der Christine als Gegenspielerin von Maria Pierenkämper (Titelrolle) ihren grössten Publikumserfolg.

Das Publikum im Parkett – Prominenz von nah und fern – war in der ersten Pause nach vier Stunden Spiel (!) von dem Tornado der schrecklichen Geschehnisse auf der Bühne hingerissen und erschöpft. Die Mitautorin wird diese Premiere nie vergessen. Sie rutschte von dem hölzernen Zuschauerstuhl kurz vor der Pause erschöpft in eine sanfte Ohnmacht, wurde aber von der neben ihr sitzenden Schauspielerin Anita Mey am Fall gehindert und dank eines gespendeten Schokoladenriegels aus einem Verwandten-Care-Paket für den Rest der Vorstellung aufnahmefähig gehalten.

Die Darsteller auf der Bühne (neben Ellen Daub, Maria Pierenkämper waren es u.a. Antje Rüge, Wolfgang Büttner, Otto Rouvel, Konrad Georg, Richard Münch, Rudolf Reif) aber steigerten sich nach der Pause noch in ein unübertreffliches Schluss-Inferno des Stückes.

Mitte April wurde in Frankfurt die «Akademie der Arbeit» wiedereröffnet. Hundert Rundfunkgeräte wurden an hessische Schulen verteilt, und Radio Frankfurt begann mit einem beachtlich umfangreichen Lehrplan (Erich

Lissner und Jochen Leschke) seinen Schulfunk, der gerade in jenen immer noch schulbucharmen Jahren für den Unterricht fast lebensnotwendig war. in einem Lazarettzug verliessen am 24. April 1947 450 erholungsbedürftige Frankfurter Kinder (mit mindestens 23 Pfund Untergewicht) unsere Stadt. Sie fuhren in das europäische Wirtschaftsparadies der Nachkriegsjahre, die Schweiz, wo sich Privatleute als Pflegeeltern für die Kinder gemeldet hatten. Als die kleinen Frankfurter nach drei Monaten pausbäckig, von Kopf bis Fuss neu eingekleidet, mit prallvollen Köfferchen und Paketen heimkamen, wurden viele von ihren Eltern kaum wiedererkannt und fast überhaupt nicht mehr verstanden, denn die Kinder sprachen perfekt Schwyzerdütsch.

Ende April 1947 wurde einer der berühmtesten Frankfurter Ärzte, Professor Dr. Franz Volhard (seit 1945 war er wieder Leiter der Frankfurter Universitätsklinik) 75 Jahre alt. Aus aller Welt trafen bei dem «Nierenpapst» Briefe und offizielle Schreiben ein. Volhard, seit 50 Jahren Arzt, erhielt die Goethe-Medaille und nahm weisshaarig, braungebrannt, elastisch wie ein viel Jüngerer mit dem ihm eigenen trockenen Humor alle Ehrungen und Gratulationen hin.

Abschied von Toni

In der Nacht zum Dienstag, dem 6. Mai 1947, hörte das Herz des ersten Frankfurter Nachkriegsintendanten, Toni Impekoven, auf zu schlagen. Ganz Frankfurt trauerte um den Künstler und Menschen Impekoven. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges war der gebürtige Kölner aus Berlin nach Frankfurt ans Theater gekommen. Er wollte zunächst immer wieder in die Berliner Luft zurück, weil ihm die Frankfurts zu weich war. Aber Frankfurt hat ihn nicht mehr losgelassen.

Anfang März 1947 hatte Impekoven die Stadtverwaltung gebeten, ihn von seinem Posten als Intendanten zu entbinden. Zu dem bekannten Frankfurter Journalisten Carl Mathern, mit dem Impekoven 30 erfolgreiche Theaterstücke geschrieben hatte, sagte der Toni wenige Tage vor seinem Tode: «Wenn ich die Intendantengeschäfte loswerde, kann ich dann und wann wieder einmal eine Rolle spielen. Es hat mir ja die ganze Zeit so gefehlt – das Theaterspielen.»

Am Montag hatte Impekoven noch in seinem Büro am Schauspielhaus gearbeitet, nachts kam der Tod.

Am 12. Mai 1947 schrieb der Mitautor in seinen «Betrachtungen»:

Heute tragen sie Toni Impekoven zu Grab. Während ich über sein Leben nachdenke, soweit es mir bekannt ist, kommt mir bestürzend zum Bewusstsein, dass der Schauspieler Toni Impekoven in der Zeit, die er weiss Gott herbeigesehnt hat, nicht mehr auf die Bühne gekommen ist. Er übernahm ein Amt, das ihm und seiner Natur im Grunde fremd sein musste. Er brachte sein wirkliches Leben dafür zum Opfer: das Leben auf den Brettern. Dieses Impekoven-Komödiantenleben gehört in die Erinnerung einer ganzen Generation Frankfurter . . . Als er seinen sechzigsten Geburtstag feierte, sassen wir zusammen in der heissen Sommersonne vor dem Schauspielhaus. Wir redeten und waren verzweifelt. Es war eine trübe Zeit. Sie ging und ging nicht herum. Für eine Geburtstagsurkunde sammelte man damals Gratulationen. Ich weiss noch, was ich hineinschrieb: «Die grossen Komiker kommen alle einmal in den Himmel.» Wirklich, wenn es einen Himmel gibt, der Toni kommt bestimmt hinein, weil er so viele Menschen froh gemacht hat.

In Toni Impekovens schmalem Intendantenzimmerchen mit der Notverglasung sass vom 1. Mai 1947 an ein hochgewachsener, hagerer Mann mit willensstarken Zügen: Richard Weichert, der neue Schauspieldirektor der Städtischen Bühnen. Richard Weichert, der Berliner, war in Frankfurt kein Unbekannter. Von 1918 bis 1928 war er zunächst als junger Oberspielleiter für Oper und Schauspiel bereits in der Stadt am Main tätig gewesen, war später Direktor des Schauspiels geworden, hatte sich dann sogar Intendant nennen dürfen, aber von der Stadt nie die Bezüge eines Intendanten bekommen. Damals hatte er Ellen Daub entdeckt.

Dieser Richard Weichert, der später in Berlin Theatergeschichte gemacht hatte, kehrte im Mai 1947 aus der beschaulichen Stille des Chiemgaus in das zerstörte Frankfurt zurück, als Nachfolger Toni Impekovens.

Damals gab es auch für Prominente nicht sofort eine Wohnung. Weichert bezog mit seiner Frau zwei Hotelzimmer und eröffnete bereits Ende Juni mit seiner Inszenierung von Lessings «Nathan, der Weise» die Freilichtspiele im Karmeliterkloster.

Im November 1961 musste der Mitautor den Nachruf Richard Weicherts schreiben, der im 81. Lebensjahr in Frankfurt gestorben war.

Wäldchen ohne Apfelwein

Zum dritten Male nach dem Kriege stand Pfingsten vor der Tür. Und die Frankfurter fragten: Wann kommt der Wäldchestag wieder? Die Zeitung konnte nur antworten: Am Pfingstdienstag wird sich auf dem Äpfelweinhügel kein Karussell drehen und kein Lukashauer knallen. Die Würstchen werden nicht knacken, und seinem Namen kann der Hügel keine Ehre



20. August 1946, 7 Uhr früh. Das letzte Teilstück für den wiedererstandenen Eisernen Steg wird eingefahren.

Juni 1947. Der Oberbürgermeister gibt Kleidungsstücke aus amerikanischen Armeebeständen an die Arbeiter, die bei Bauarbeiten für den bizonalen Wirtschaftsrat eingesetzt wurden.





machen. Die letzten Reste des Tanzpodiums sind schon längst verheizt. Aber die Tradition wird gewahrt. Die städtischen Dienststellen schliessen am Dienstag um 12 Uhr. Die Angestellten sollen Gelegenheit haben, nach alter Frankfurter Sitte mit ihren Familien in den Stadtwald zu gehen.

Die «21» nach dem Oberforsthaus war denn auch randvoll an diesem Pfingstdienstag 1947. Die rührende Liebe der Frankfurter zu ihrem Wäldchestag liess sie auch zu Fuss und mit dem Rad in den Wald wandern, wo es nichts gab als Erinnerungen.

Erst 1949 erstand der Frankfurter Wäldchestag, abseits vom alten Äpfelweinhügel, wieder mit Glanz und Gloria (und viel Rummel möchte man sagen), und so gemütlich familiär, wie wir ihn als Kinder erlebt hatten, wurde es draussen in der Nähe des Oberforsthauses nie mehr.

Eine Stunde vor Mitternacht lief am Samstag, dem 3. Mai 1947, auf einer Nachkriegs-Jungfernfahrt der «Alpen-Nordsee-Express» im Frankfurter Hauptbahnhof ein. Er verkehrte zwischen Bremen und München. Es war der erste deutsche Zug, der nach dem Kriege wieder mit Schlaf- und Speisewagen ausgerüstet und von den Besatzungstruppen für die Bevölkerung freigegeben worden war.

Dorn im Auge

Ebenfalls im Mai tauchten im Frankfurter Strassenbild gelb-rote Autos auf mit einer «ET»-(Export-Taxi-)Rosette über dem Nummernschild. Es waren deutsche Taxis für Amerikaner. Aus begreiflichen Gründen waren sie den Frankfurtern ein Dorn im Auge. Es gab zwar damals auch wieder ein paar Taxis für Deutsche, aber sie durften nur benutzt werden, «wenn die Notwendigkeit der Fahrt durch eine massgebende Stelle bescheinigt war». Bei Missbrauch drohten Geld- und Haftstrafen.

Darum nahmen auch die Zeitungen von der Einrichtung der «Export-Taxis» keine Notiz. Dabei war die «Frankfurter Taxi-Corporation» zu jener Zeit eines der ersten Unternehmen, die der praktisch devisa-losen deutschen Wirtschaft echte, harte Dollars einbrachten. Und zwar solange diese Frankfurter Gesellschaft bestand (bis 1953) die schöne runde Summe von ins-

Mai 1948: Der Zug der Festgäste vom Römer zur wiederaufgebauten Paulskirche. Fritz von Unruh hielt die Festrede zur Jahrhundertfeier der ersten deutschen Nationalversammlung.

gesamt 50 Millionen Dollar, das sind nach dem damaligen Kurs etwa 210 Millionen Mark.

Der deutsche Organisator des Taxidienstes war der Frankfurter Ernst Weinig, der vor dem Kriege schon einmal eine Taxivermietung gegründet hatte. Als Kriegsgefangener hatte er seine englischen Sprachkenntnisse aufgefrischt, und so verstand er sich gut mit Captain West, der mit der Einrichtung des Taxidienstes für Amerikaner beauftragt war. Weinig bekam die Lizenz, aber West wollte sofort Taten sehen. Weinig musste bis Mai 1947 zunächst mindestens 30 Export-Taxis zur Verfügung haben. Über Radio Frankfurt erliess er einen Aufruf an die Bevölkerung: Wer ein Auto hat, kann sich zum Taxi-Dienst für Angehörige der amerikanischen Armee melden. Aus den unwahrscheinlichsten Verstecken wurden zum Teil erstaunliche Fahrzeuge hervorgeholt, vom BMW-Dixie bis zur Maybach-Limousine. Im Mai standen tatsächlich die ersten dreissig Autos für den Export-Dienst zur Verfügung. Aber bei den meisten fehlten die Reifen, fehlten die Batterien und sonstige Zubehörteile, die damals so kostbar wie Juwelen waren. Die Amerikaner beschafften schliesslich über eine Firma in Hanau 250 neue Reifen und brachten sie zum ET-Dienst am Ziegelhüttenplatz. Weinig wagte es nicht, die unbezahlbaren Reifen einfach nur in einer verschliessbaren Garage unterzubringen. Und so stellte man auf dem Platz Wachen auf, die am Lagerfeuer um die Reifen fast mitten in der Stadt eine seltsame Art von Wildwest-Romantik erlebten.

Die Amerikaner lieferten auch das Benzin. Die Tankwagen hatten weder Messuhren noch Schläuche, die in die Benzinbehälter des Taxi-Dienstes passten. Die farbigen Soldaten, die diese Tankwagen meist fuhren, spitzten die Schläuche mit ihren Messern einfach wie Bleistifte an und liessen das Benzin dann vergnügt in die Behälter laufen. Immer so rund 15'000 Liter. Manchmal waren es auch weniger, nämlich dann, wenn die Benzinablieferer den Schlauch plötzlich aus dem Einfüllstutzen zogen, zu dem deutschen Tankwart sagten: «Du, Schnaps?» und der bedauernd den Kopf schütteln musste. Dann fuhren sie postwendend davon, kamen nach einer Weile allerdings wieder und liessen das, was der Abstecher nach Schnaps in ihren Tanks übriggelassen hatte, in die Behälter fliessen. Ohne Messuhren wusste man nie, wieviel Benzin fehlte.

Die ebenholzfarbigen Benzinbringer hatten noch einen vielbeschmunzelten Trick erfunden. Wenn sie mit ihren Tankwagen ankamen, turnten sie meist erst auf die Tanks, öffneten den grossen Verschluss und holten strahlend ihre Arbeitsanzüge an einem Bügel aus dem Tank. Die ölverschmierten

Overalls waren auf der Fahrt durch das Hin- und Herrütteln kostenlos frisch gereinigt. Dass das Benzin nicht mehr sauber war, störte die fixen Burschen nicht.

Die Amerikaner und andere ausländische Gäste mussten ihre Fahrten mit Coupons bezahlen, die an den Halteplätzen des ET-Dienstes am Hauptbahnhof, am Rhein-Main-Flughafen und an der Friedberger Warte vor den Kasernen zu kaufen waren. Die meisten GIs aber waren zu bequem, auch nach diesen Coupons Schlange zu stehen. Sie zahlten in Dollars (was sollte ein Fahrer am Ende einer Fahrt anders tun, als diese annehmen, wenn keine Coupons da waren). Es gab Soldaten, die sich anschliessend noch rasch erinnerten, dass die deutschen Fahrer keine Dollars haben durften. Sie zahlten in Dollars, gaben dem Wachtposten einen Wink, und der Fahrer war seinen Fahrerlohn schnell wieder los.

Die Männer am Steuer der gelb-roten Taxis liessen sich auf diese arge Art nicht lange foppen. Sie hatten bald die unmöglichsten Verstecke ausgeknobelt, wo ihre kassierten Dollars sicher waren.

Ende Juli 1947 rollten bereits hundert Taxis des Export-Dienstes über Frankfurts Strassen (zum Schluss waren es rund 250 gelb-rote ETs).

1947 kam der Österreicher Helmut Ritter von Hoch als entlassener Major aus Kriegsgefangenschaft zu seiner Frau und seinen zwei Kindern nach Frankfurt. Die Heimatstadt seiner Frau war ihm fremd. Wie sollte er hier seine Familie ernähren? Er hörte von den Export-Taxis. Er erfuhr durch Zufall, dass in Münster in Westfalen ein Auto – es war ausgerechnet ein österreichischer «Steyr», eine Marke, die er in Friedenszeiten schon gefahren hatte – für 50'000 Reichsmark(!) zu kaufen war. Der Exmajor verkaufte seine wertvolle Briefmarkensammlung, zwei echte Perserteppiche und drei Gemälde und fuhr mit dem Erlös, genau 49'000 Reichsmark nach Münster. Der Verkäufer des Wagens liess nicht mit sich handeln. Als Pfand für die restlichen 1'000 Mark musste von Hoch seinen brillantbesetzten Verlobungsring mit Gravur hinterlassen. («Ich habe ihn mir wiedergeholt, sobald ich das Geld zusammengekratzt hatte.»)

Durch Frankfurts Strassen fuhr ein gelb-rotes Taxi mehr.

Eines Tages riss an dem Wagen des Exmajors der Auspufftopf ab. Aber die Amerikaner standen wieder einmal Schlange am Bahnhofsvorplatz, von Hoch musste weiterfahren. «Mein Wagen macht einen schrecklichen Krach», sagte der Exmajor zu dem GI, der die Tür seines Wagens aufriess. «Mags nix!» sagte der gnädig und nannte als Fahrtziel die Kaserne an der Friedberger Warte.

Als der alte Steyr mit dem Geräusch eines rasenden Rennwagens los-

fuhr, schrie der GI im Fond begeistert: «Das ist wundervoll, was für ein Auto!» Und er liess sich an der Kaserne vorbei sieben Stunden lang durch die Umgegend fahren. «Ich hab' mich wie ein Rennas gefühlt», sagte er, als er ausstieg. Und zahlte, ohne mit der Wimper zu zucken, rund 39 Dollar und zuzüglich ein fürstliches Trinkgeld. Und das bei einem Monatssold von 99 Dollar plus 9 Dollar Überseezulage.

In den wilden Frankfurter Jahren, da Morde und schwere Raubüberfälle fast zur Tagesordnung gehörten, brauchten die Männer vom ET-Dienst keinen einzigen Kollegen zu betrauern, der umgebracht worden war. Es gab hier und da auch mal blaugeschlagene Augen und verbundene Köpfe, aber die heilten wieder.

Das schönste Erlebnis seiner ET-Fahrerzeit hatte Ritter von Hoch Anfang 1948. Unter den wartenden Amerikanern sah er einen Captain stehen, den er wiedererkannte. Es war Nils Nilson, ein ehemaliger Schulfreund, der später nach Amerika ausgewandert war.

«Der Ami dort ist mir!» rief ich meinen Kollegen zu und scherte aus. Nilson stieg ein. Ich drehte mich um und sagte: «Hallo, Nils, wie geht es dir?» An diesem Tage habe ich keine Fahrt mehr gemacht, und Nilson hat eine wichtige Besprechung versäumt. Wir sassen draussen am Flughafen stundenlang zusammen und tauschten Erinnerungen aus. Als wir feststellten, dass Nilson unter General Patton und ich unter General Rundstedt die Ardennen-Offensive mitgemacht und uns im selben Abschnitt genau gegenübergelegen hatten, konnten wir sekundenlang nicht weitersprechen. Wir sassen wie versteinert da und starrten uns kreidebleich an. Nilson fand zuerst die Sprache wieder und sagte: «Lass uns auf das Leben trinken, mein Lieber!»

Unter den ET-Taxifahrern befand sich auch ein ehemaliger GI. «Ich komme wieder und hole dich!» hatte er seinem deutschen Mädchen versprochen, als er nach Amerika zurückversetzt wurde. Nach zwei Jahren hatte er das Geld für die Überfahrt und kam wieder. Und nun fuhr er treulich wiederum zwei Jahre ET-Taxis, um für sich und seine Frau das Geld für die Heimkehr nach Minnesota zu verdienen.

Die halbierte Zeitung

«Hallo, halbiert!» sagten die Leser der «Neuen Presse», als sie die 1.-Juni-Ausgabe in die Hand nahmen. Die Zeitung kündigte einen «Monat unseres Missvergnügens» als Folge der 50prozentigen Papierkürzung an. Zum sichtbaren Zeichen der Kürzung hatten sich Herausgeber und Redakteure für das halbe Format entschieden.

Über die leidige Papierkürzung wurde auch gesprochen bei dem ersten

Übersee-Telefonat, das die «Neue Presse» als erste deutsche Zeitung nach dem Kriege mit der «New York Times» führte. Die Meldung von dieser Möglichkeit war die Redaktionssensation des Tages. Die Anmeldeprozedur dauerte eine Stunde, die Laufdauer der Voranmeldung betrug fünf Tage. Die Überseegespräche mussten nämlich von dem amerikanischen Partner bezahlt werden. Die Kollegen von der «New York Times» liessen ihre Kollegen von der «Neuen Presse» nicht im Stich. Am 21. Juni 1947 um 22.45 Uhr meldete sich Shepard Stone und als erste der Frankfurter Redakteure antwortete Emily Kraus-Nover «Hallo» und platzte sogleich mit der Frage heraus «Wie lange soll diese Papierkürzung noch dauern?»

Radio Frankfurt veranstaltete Mitte Juni eine Woche für Neue Musik. Bei der Eröffnungsfeier im alten Sendesaal sass im Parkett Paul Hindemith. Er feierte ein gerührtes und von den Musikliebhabern stürmisch begrusstes Wiedersehen mit der Stadt, in deren Kuhhirtenturm er einst gewohnt und komponiert hatte. Generalmusikdirektor Bruno Vondenhoff ehrte Paul Hindemith mit der vielbesprochenen Aufführung seines «Mathis der Maler», dessen Titelrolle Rudolf Gonszar sang.

Am 29. Mai 1947 hatten sich die Militärbefehlshaber Clay (USA) und Robertson (Grossbritannien) über die Errichtung eines Zweizonen-Wirtschaftsrates «zu dem alleinigen Zwecke, eine vollständige Wirtschaftseinheit durchzuführen», geeinigt. Am Mittwoch, dem 25. Juni 1947, hielt die inzwischen von den Länderparlamenten gewählte Körperschaft in Frankfurt, das damit zur Stadt des neuen Wirtschaftsparlamentes wurde, ihre Eröffnungssitzung ab, in der zunächst der Präsident gewählt wurde: Dr. Erich Köhler (Hessen).

Neben den rotweissen traditionellen Stadtfahnen wehten an diesem Tag zum erstenmal wieder in Frankfurt schwarzrotgoldene Fahnen. Die rund fünfzig Abgeordneten des Wirtschaftsrates versammelten sich morgens gegen 10 Uhr im grossen Börsensaal. «Das Volk von Frankfurt bewegte sich an den Rändern dieses Ereignisses ein wenig hilflos und unwillig», schrieb der Zeitungschonist, «denn es gab abgesperrte Strassen und – in erstaunlicher Anzahl! – berittene, motorisierte und postenstehende Polizei.»

Es gab ein Festkonzert in der Aula der Universität und am Abend einen (den ersten) «Staatsempfang» im Gesellschaftshaus des Palmengartens, das die Amerikaner zur Verfügung gestellt hatten.

Den Namen des Vaters des späteren Wirtschaftswunders, Professor Dr. Erhard, sucht man in den Berichten über diese Eröffnungssitzung des «Wirtschaftsrates» vergeblich.

Hoffnung im Hirschgraben

Mehr Anteil als an dieser Eröffnungssitzung nahmen die Frankfurter am Wiederaufbau des Goethehauses im zerstörten Hirschgraben. Wir haben schon erwähnt, dass der Direktor des Freien Deutschen Hochstiftes, Professor Dr. Ernst Beutler, bereits Anfang 1946 den Wiederaufbau von Goethes Geburtshaus beschlossen hatte. Als der Magistrat der Stadt Ende April 1947 dem Wiederaufbau nach den Plänen des Hochstiftes zustimmte, waren bereits 7'000 Einzelspenden aus aller Welt beim Hochstift eingegangen.

Unter dem Titel «Neues Leben» schilderte die Mitautorin damals den Beginn der Arbeiten im Hirschgraben.

«Vor den gestürzten Häusern laufen die Gleise einer Schmalspurbahn, hinter einer Brettertür hört man die Hämmer der Maurer, und in den weitausgedehnten Gewölbekellern, in die wir zuerst hinabsteigen, ist die Luft kalt, muffig und feucht. Das uns begleitende Kerzenlicht fällt in tiefe Nischen und zuckt über Kisten mit kostbarem Gut, die nach und nach von unter der Last schwankenden Männern über die ausgetretenen Steintreppen in die soweit wiederhergestellten Räume des Bibliothekbaues hinübergetragen werden. Goldene Tischbeine glänzen neben kunstvollen Türschlössern, die, aus den Trümmern geborgen, die Spuren ihrer Flammenerlebnisse tragen. Hinter einem Gemälde schimmert eine weisse Porzellan-Biskuit-Plakette der Frau Rat.

Das Goethe-Denkmal von Marchesi an der Stadtbibliothek wurde zerstört, aber das kleine Originalmodell in Marmor überstand das grosse Sterben und wartet in diesen dunklen Gewölben auf die Rückkehr in den lichten Raum. Irgendwo liegt ein schwarz-grüner alter Lorbeerkranz, der von dem Shakespeare-Haus in Stratford-on-Avon noch am 28.8. 1939 dem Goethehaus in Frankfurt am Main übersandt wurde (seit dem 300. Geburtstag des grössten englischen Dichters wechseln die beiden Häuser diese Kränze). Als letztes rettete man ihn aus dem brennenden Haus: Symbol der Unsterblichkeit und Verbindung der grossen Geister über Zeiten und Grenzen ...

Der Lindenbaum im Goethe-Garten treibt junge Knospen, zärtlich umstreicht ein leiser Wind die steinerne Göttin aus dem Rokoko, und um die beiden lustigen Putten beginnt Krokus zu blühen. Auf dem jetzt im Freien stehenden Küchenherd der Frau Rat spiegelt sich in einer winzigen Wasserlache die Sonne ...

Zuletzt stehen wir an der Stelle, an der bei dem Umbau 1755 ein Grundstein gelegt wurde, dem der kleine Johann Wolfgang wünschte, dass er «bis zum Untergang der Welt nicht verrücket werde». Die Welt wäre beinahe untergegangen, aber dieser Stein wurde nicht verrücket. So ehren die Götter die Wünsche ihrer Genien, die von uns Menschen nur zu oft vergessen werden ...»

Offiziell wurde der Wiederaufbau des Goethehauses erst Wochen später, am 5. Juli 1947, im Hirschgraben mit einem Festakt begonnen, zu dem

als Vertreter ihrer Völker Jugendliche aus aller Welt nach Frankfurt gekommen waren.

Gide als Gratulant

Mit drei symbolischen Hammerschlägen an die Türpfosten und den Worten «Ich wünsche, dass dieses Haus bis zum Ende der Welt nicht verrücket werde!» schloss Frankfurts Oberbürgermeister Dr. Walter Kolb seine Ansprache. Für die deutsche Jugend wiederholte ein Mädchen den Spruch und die Hammerschläge. Als erster ausländischer Vertreter ergriff der französische Dichter Andre Gide den Hammer und sagte: «Ich bin glücklich, für Frankreich und für die französische Jugend an der Feier dieses Aufbaues teilhaben zu können.»

Dem französischen Dichter folgte ein Bulgare. Diesem ein Inder, der in seiner Landestracht erschienen war. Es folgten die Vertreter Amerikas, Chinas (!), Ägyptens, Hollands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens. Die Schweiz vertrat Ernst von Schenck. Ein Frankfurter Schüler ergriff zum Schluss für die Schuljugend von Goethes Geburtsstadt den Hammer.

Es war ein heisser Tag, dieser 5. Juli 1947. Heiss waren auch noch danach die Diskussionen um den Wiederaufbau des Goethehauses, die die Spalten der Gazetten füllten. Hermann Hesse, Goethepreisträger von 1946, aber hatte geschrieben: «Ich muss die Frage, ob ich die Aufgabe der Wiederherstellung des Hauses als lebenswichtig, ja heilig anerkenne, rückhaltlos bejahen...»

Es gab in diesem glühenden Juli 1947 noch ein Ereignis, das alle Frankfurter bewegte, die Heimkehr der Domglocken.

Wiederkehr der Gloriosa

Im Herbst 1946, auf die erste Meldung hin, dass die Glocken in einem Hamburger Lager aufgefunden worden waren, hatte ein alter Frankfurter, August Marx, der damals evakuiert war, der «Neuen Presse» dieses Gedicht geschickt:

Du kimmst zurück, Heil Gloriosa!

Steig in dei Glockestubb empor,
lass' uns dei ehern Stimm erteene,
erfreu uns Widder Herz und Ohr.
Ruf uns zurück die alte Zeite.
So schee wie frieher werd's ja kaum?

Sei uns Symbol fors Auferstehe,
ruf uns zurick der Kindheit Traum!
Unn stehn merr Widder tief ergriffe
unn lausche nach dem Torn enuff,
dann geht uns Berjer, wie e Kreppei,
dess goldig Herz von Frankfort uff.

Es wurde Mitte Juli 1947, bis im Osthafen ein Schiff anlegte, das die 256 Zentner schwere «Gloriosa» und sechs andere Domglocken in die Stadt am Main zurückbrachte.

Über ihre feierliche Fahrt durch die Stadt schrieb die Mitautorin damals:

Um das Uhrtürmchen Ecke Friedberger Anlage und Zeil wogte am Samstagnachmittag (19. Juli) eine freudig erregte Menge. Die Banner der katholischen Jugend wehten, und weissgekleidete kleine Mädchen standen neben würdigen Männern mit Musikinstrumenten. Sechs von den sieben heimkehrenden Glocken sah man bereits auf drei geschmückten vierspännigen Wagen. Die riesige «Gloriosa» traf erst mit Verspätung ein, und weil die Deichsel unter ihrem Gewicht zusammengebrochen war, musste das vorgesehene Pferdegespann von einem prosaischen Lastauto ersetzt werden.

Die Musiker voran, zwischen jedem Wagen die weissgekleideten Mädchen und Jungen mit bunten Fahnen, bewegte sich der Zug der Glocken dann, von Hunderten begleitet, über Zeil und Hasengasse zum menschenüberfüllten Domplatz, wo bei der Ankunft der Wagen spontan aus tausend Kehlen das Lied erscholl: «Ein Haus voll Glorie schauet». Im roten Prälatenornat, von zwei Priestern und Messknaben umgeben, segnete Stadtpfarrer Dr. Herr das heimkehrende Geläut. Nachdem unter Domkapellmeister Hartmann der Domchor den Psalm «Lobet den Herrn» gesungen hatte, erinnerte der Stadtpfarrer daran, dass vor 80 Jahren die letzten Glocken in wütendem Brand zerschmolzen. Bürgermeister Helffrich beglückwünschte die Stadt und die katholische Gemeinde zur Wiederkehr der Glocken, von denen nur noch eine vermisst wird. Mit einem mehrstimmigen «Tedeum» der grossen katholischen Gemeinde schloss die feierliche Heimführung der Glocken von St. Bartholomae.

In ihre «Glockestubb» empor konnten die Glocken, deren Klöppel allesamt verschwunden waren, erst einige Tage vor Weihnachten.

Ja, das waren freudige Ereignisse für die Bürger der Stadt. Es ging doch auf manchen Gebieten vorwärts! Wie tief man aber noch im Elend steckte, zeigte wenige Tage später ein Bericht von dem, was gerade «das Tagesgespräch» in Frankfurt war (auch die Stadtverordnetenversammlung hatte sich damit beschäftigt – ohne des Problems Herr zu werden).

Es ist ein erbärmlicher Anblick. In der heissen Sonne des frühen Nachmittags sitzen die Frauen auf dem Trümmergestein, dem grossen Schuhhaus am Rossmarkt gegenüber. Es ist drei Uhr. Die Frauen wollen

morgen früh um neun Uhr die ersten sein. Sie warten also achtzehn Stunden!!! Übrigens dürfen sie jetzt (nach amtlicher Anordnung) an dem Geschäft selber noch gar nicht Schlange stehen oder sitzen, sondern erst von acht Uhr abends an. Darum sitzen sie gegenüber.

Seit bekanntgegeben wurde, dass die Bezugscheine für Schuhe am 25. Juli verfallen, stehen und sitzen sie hier von Geschäftsschluss bis zur Geschäftseröffnung. (Anmerkung: Vor anderen Schuhgeschäften der Stadt war das Bild auch nicht viel anders.) «Was hat es für Stunden gekostet, bis ich den Bezugschein hatte; was für vergebliche Laufereien, um ihn einzulösen. Ich habe nur noch dieses eine Paar Schuhe, die Sohle löst sich, das Oberleder besteht nur noch aus Rissen, und der Schuhmacher hat für die Reparatur kein Material... Nein, nein, jetzt ist mir alles egal», sagte die alte Frau und richtet sich am Bordstein für die Nacht ein... Die Menge quillt über den Randstein, je mehr der Himmel sich in die Nacht versenkt. Die Polizisten stehen hilflos vor dem plötzlich aufblühenden Streit der gereizten «Schlange».

Heute, fünfzehn Jahre später, warten die Frankfurter Schuhmacher oft vergeblich auf Kunden, denen sie mit aller Sorgfalt Schuhe zum erstenmal besohlt haben. Schuhe, die nun wieder so gut wie neu sind und nie abgeholt werden ...

Geöffnet und geschlossen

Ärger und Empörung löste in jenen Julitagen auch eine Verfügung der Militärregierung aus. Vor kurzem war von den Amerikanern der Palmengarten für Kinder unter 14 Jahren geöffnet worden, «damit sie von der Umgebung der Grünflächen und Parkanlagen Nutzen ziehen können». Er wurde nun wieder gänzlich gesperrt. Die Militärregierung begründete das in einem Brief an den Oberbürgermeister damit, dass «sich unhygienische und ungesunde Verhältnisse herausgebildet haben. Die Kinder . . . essen Speisen, die in den Mülleimer geworfen wurden, und auch Speisen, die unachtsamerweise auf den Boden gefallen sind ... Es hat sich also gezeigt, dass der Zweck, der mit der Freigabe des Geländes verbunden war, nicht erreicht wurde.»

Den Autoren klingen noch heute die empörten Telefonanrufe vor allem der Frankfurter Mütter auf die Veröffentlichung dieses Briefes hin in den Ohren. «Was für eine Welt, in der in den Mülltonnen der Amerikaner im Sperrgebiet belegte Brote und andere Lebensmittel kiloweise liegen, während unsere Kinder und wir den bittersten Hunger leiden. Es ist ein Verbrechen, wie sie vor allem mit dem Brot umgehen»

«Es ist ein Verbrechen, wie sie vor allem mit dem Brot umgehen . . .» Fünfzehn Jahre später, in diesen Tagen, wird gesammelt, um «Brot für die hun-

gernden Kinder in aller Welt» kaufen zu können, die vom Bildschirm herunter in unsere gemütlichen Fernsehstuben starren. . . Und auf den Müllabladepätzen liegen unausgepackte Frühstücksbrote aus Schulpapierkörben, liegen achtlos weggeworfene Lebensmittel.

Terror der Sonne

Der Sommer 1947 wurde so aussergewöhnlich heiss wie der vorangegangene Winter eisig gewesen war.

Schon Ende Juni 1947 hatte das Thermometer in Frankfurt eine Rekordhitze von 38,2 Grad im Schatten angezeigt. Anfang August meldete die Zeitung auf der ersten Seite: «Noch kein Ende der Hundstage, noch kein Ende der Witterung tropischen Charakters.»

Die allerletzten Fettpolster schmolzen in der Sonnenglut dahin. Der Gesundheitszustand beim Personal der Städtischen Strassenbahn (unverheiratete Strassenbahner erhielten damals einen Stundenlohn von 89 Pfennig!) hatte einen «so katastrophalen Tiefstand» erreicht, dass die Strassenbahnen sonntags nur noch im Notverkehr fuhren.

Der Ausweg auf den Schwarzen Markt war für viele unerschwinglich. Zum ersten und einzigen Male veröffentlichte die «Neue Presse» im August die Preise vom Schwarzen Markt. (Wir geben sie im Anhang.)

Zur «Internationalen Städtekonferenz» kam im August auch die stellvertretende Oberbürgermeisterin von Berlin, Louise Schröder, nach Frankfurt. Im Gästehaus der Stadt Frankfurt, im wohlausgestatteten Schönberger Schloss, unterhielt sich die Redakteurin Emily Kraus-Nover mit der mutigen und gütigen Berliner Politikerin. Die beiden Frauen sprachen über ein Thema, das ihnen am Herzen lag, über das Problem der entwurzelten und verwahrlosten jungen Mädchen.

Probleme genug gab es aber auch für die jungen Menschen, die nach einer geordneten Ausbildung strebten, z.B. für die Studenten. Die Zeitung meldete:

«Die Universität Frankfurt erhielt 3·500 Anträge auf Zulassung zum Studium für das kommende Wintersemester. Davon können, entsprechend der freiwerdenden Plätze nur 200 (zweihundert) Gesuche berücksichtigt werden. Es sind bereits mehr als 4·800 Studenten immatrikuliert.»

Nachwuchsmangel gab es nur bei der Theologie, wenigen Gebieten der Philologie und der Tierheilkunde. Besorgniserregenden Überfluss aber gab es an Jungmedizinerinnen und Jungapothekern.

«Um eine freie Assistentenstelle eines Krankenhauses bewerben sich nicht selten 80 und mehr junge Ärzte, die zum Teil seit Jahren approbiert sind.» Die Forderung nach der Einrichtung «eines gerechten Numerus clausus» tauchte auf.

Mit dem Problem der Überfüllung sind die deutschen Universitäten, nicht nur die Frankfurter, bis heute noch nicht fertig geworden.

Der Goethepreis 1947 wurde wie im Jahr zuvor am 28. August im «Kleinen Komödienhaus» in Sachsenhausen an Professor Karl Jaspers verliehen. Und die Städtischen Bühnen führten dort zwei Stücke des jungen Goethe auf, «Die Geschwister» und «Die Laune des Verliebten».

Tropfen auf heissem Stein

Am 1. August 1947 gab der Frankfurter Stadtrat Blanck einen Überblick über die Bautätigkeit. (Wir geben die genauen Zahlen im Anhang.) Was unter den schwierigsten Umständen geleistet worden war, bedeutete dennoch nur einen Tropfen auf den heißen Stein. Immerhin gab es fast 2'000 Baustellen in Arbeit. Daneben hatten sich die Frankfurter auch abseits von den amtlichen Wegen fleissig geregt. Man stellte 344 ungenehmigte Schwarzbauten fest.

Mit amtlicher Genehmigung nach eigenem Bauplan hatten im Bruch bei Griesheim zwei Frauen, eine Dolmetscherin und ihre siebzigjährige Mutter ein Häuschen gebaut. Baustoffe konnten ihnen nicht zugeteilt werden. Aber die tüchtigen Frauen wussten sich zu helfen.

Auf den Schuttablageplätzen hatten sie für das Dach des Hauses 2'000 Konservendosen zusammengesucht, jede einzelne Dose entdeckt, aufgeschnitten und fachmännisch mit Dachlack bestrichen. Da sich kein Mann auf das steile Dach traute, musste das Fräulein Eigenbauunternehmer selbst die Dachbretter auflegen. Die Konservendosenbleche hat dann ein freundlicher Dachdecker aufgenagelt, der sogar die Nägel stellte.

Für ein paar Einmachgläser standen (meist vergebens) in jenen Tagen von frühmorgens bis Geschäftsschluss, den Kopf vor der glühenden Sonne mit Zeitungen geschützt, Frankfurter Hausfrauen vor einem Kaufhaus an der Hauptwache Schlange.

Die Frankfurter machten sich wieder mal vergeblich Hoffnung aufs «Stöffche» (Äpfelwei).

Es gab in der ersten Septemberwoche 1947 kein Fett für Erwachsene. Die Strassenbahnverwaltung musste in Anbetracht der katastrophalen Klein-

geldnot Sammelkarten herausgeben. Wen wundert es da, dass bei einer Umfrage unter den «Bürgern der Bizonen-Hauptstadt» Frankfurt, «Was ist der Wirtschaftsrat? Was erwarten Sie von ihm?», die meisten Befragten noch immer nicht recht wussten, was der Wirtschaftsrat war, und ein junger Arzt antwortete: «Die Stellung des Wirtschaftsrates ist lächerlich.»

Die «Neue Presse» erklärte ihren Lesern Struktur und Funktionen des Wirtschaftsrates, der den Aufbau der Wirtschaft «bei der engen wirtschaftlichen Verflechtung der deutschen Länder . . . planvoll gestalten» sollte.

Die Frankfurter konnten noch nicht so recht an die «enge wirtschaftliche Verflechtung der deutschen Länder» glauben. Sie hatten noch nicht vergessen, dass sie und ihre Kinder zu Ostern nur ein Ei pro Kopf, die bayerischen Kinder dagegen pro Kopf neun und die erwachsenen Bayern pro Kopf sechs Eier bekommen hatten.

Kabarett im Pferdestall

Die Zustände der Zeit wurden bald in Frankfurts literarischem Kabarett der wilden Jahre «Struwelpeter» unter die Lupe genommen. Das Kabarett eröffnete seine Pforten am 1. September 1947 im ehemaligen Pferdestall des Barons von Rothschild in der Niedenau. Die erste Textdichterin des Kabarettts war Ilse Xandry, Tochter des Fussball-Dr. Xandry, die bei Willy Schaeffers in Berlin ihre Sporen als Kabarettistin verdient hatte. Zeitkritiker mit eigenen Texten auf der Bühne des «Struwelpeter» waren auch die späteren Frankfurter Journalisten Peter Miska und Sylvester Wöhler.

Im «Struwelpeter» gastierten in den wilden Jahren unter anderem Ursula Herking und die Diseuse Dora Dorette. Hier feierte man nach 1948 mit dem Altmeister des Berliner Kabarettts der tollen zwanziger Jahre Rudolf Nelson ein gerührtes Wiedersehen, ehe er zum erstenmal wieder heim an die Spree reiste. Der «Struwelpeter» starb am Wirtschaftswunder. Marianne Blaustein, Mitbegründerin des Kabarettts, ist heute (o seltsame Zeichen der Zeit) bei einer Frankfurter Sozialbehörde; der ehemalige Rothschildsche Pferdestall dient heute als Lager.

Im August waren zwei alte Glocken der Paulskirche aus Hamburg nach Frankfurt zurückgekehrt.

Am 13. September feierten die Frankfurter mit Begeisterung die Neueinweihung ihrer «Alten Brücke».

Es war ein buntes Bild um und auf der Brücke am Samstagabend. Fahnen in den Frankfurter Farben hingen über die Ränder des neuen Übergangs, an den Zufahrtsstrassen standen die weissen Maste mit wehenden Tüchern, feierlich leuchtete das alte «Schwarz-Rot-Gold» in der Sonne. Auf den Ruinen der Fahrgasse und gegenüber auf der Sachsenhäuser Seite sassen und standen dichtgedrängt die Frankfurter und Sachsenhäuser. Dazu berittene Polizei, auf der Auffahrt die geladenen Gäste, Fotografen und die Männer mit den Mikrofonen. Auf dem Main fuhren Paddel- und Ruderboote.

Zwei Schoppen Rauscher

Über die Brückeneinweihung schrieb der junge Redakteur der «Neuen Presse», ein echt Frankfurter Bub, Hans Reitz:

«Am Samstag um 18 Uhr wurde durch Oberbürgermeister Kolb die wieder für jeden Verkehr befahrbare ‚Alte Brücke‘ feierlich der Öffentlichkeit übergeben. Nach einem Chorgesang und einem Spruch eines zünftigen Hamburger Zimmermanns hielt Walter Kolb eine Ansprache. Er gab einen Überblick über die Geschichte dieser ältesten Frankfurter Brücke, und nach einem Hinweis auf ihre sinnlose Zerstörung in den letzten Märztagen 1945 unterstrich er die Bedeutung der Tatsache, dass jetzt wieder ein zweiter Übergang für den innerstädtischen Verkehr besteht. In einer Gedenkminute wurde der Opfer des Faschismus gedacht.»

In Erinnerung an die alte Sage vom «Bricke-Gickel» sollte auch diesmal ein Gickel als erster über die Brücke. Aber der Gespornte wollte nicht. Vielleicht lag ihm die Erinnerung an das böse Schicksal seines Hahnenahnen im Blut.

«Inmitten der blumenstreuenden Schulmädchen führte Oberbürgermeister Kolb die ersten Brückengänger an und wurde auf der Sachsenhäuser Seite von ‚de Äppelwoiwerde‘ mit einem Bembel, in dem der Rauscher schäumte, empfangen. Vorher schon hatte ihn ein Sachsenhäuser Mädchen zum Empfang geküsst, und er hatte mutig wiedergedrückt. Dann kam der Rauscher. Er trank mannhaft zwei Schoppen auf ex, der Oberbürgermeister. Hoffentlich ist ihm das ‚Stöffche‘ bekommen.

Wir gingen über den Eisernen Steg zurück zum Römerberg. Der Steg schwankte rhythmisch unter den vielen Tritten. Zum Römerberg zogen so viele Frankfurter wie schon lange nicht mehr. Ein Bierzelt war aufgeschlagen (Anmerkung: Dünnbier-Zelt müsste es heissen), für die Kinder drehten sich die Karussells, die Trümmer der alten Fachwerkhäuser wurden mildtätig von Buden und Ständen verdeckt. Es gab Musik und ein Tanzpodium, Drehorgelgedudel und eine alte Frau mit einer Ziehharmonika, die am

Rande sass und, während sie spielte, verträumt in den hellen Himmel sah.
Am Abend stiegen Raketen in den Himmel, standen die Fontänen des
Feuerwerks über der Brücke, während der Dom in phantastischer
Beleuchtung erstrahlte.»

Es gab Feuerwerk und Scheinwerfer, und zu Hause wurde es wieder mal dunkler. Im Winter war die Kälte, in diesem Tropensommer die Hitze an den Kürzungen des ohnehin streng rationierten elektrischen Stroms schuld. Für die hessische Industrie gab es später sogar vorübergehend zwischen 16.30 Uhr und 22 Uhr eine totale Stromsperre.

Es hagelte in jenen Septembertagen empörte Proteste gegen die vom Magistrat beschlossene Umbenennung der Kaiserstrasse in Friedrich-Ebert-Strasse.

Gegen die «Demokratisierung» vieler anderer Strassen hatte man nichts, aber

«die Kaiserstrasse», so schrieb der Mitautor damals und machte sich zum Sprecher der Frankfurter, «ist in Frankfurt ein Begriff. Sie gehört zur Stadt wie die Strasse Unter den Linden in Berlin, die Kärtnerstrasse in Wien, die Grosse Bleiche zu Mainz. Die Kaiserstrasse ist volkstümlich ... Die Kaiserstrasse ist den Frankfurtern, so schäbig sie auch geworden ist, ans Herz gewachsen. Sie gehört zur Stadt wie jener Äppelwoi, den es im Augenblick ja auch nicht gibt...»

Es nutzte alles nichts. Es nutzte auch nichts, dass in einer Umfrage des «Statistischen Amtes» die Frankfurter fast einstimmig nach ihrer «Kaiserstrasse» verlangten. Die Umbenennung war perfekt. Aber der Volkswitz verhalf der Strasse nach einigen Jahren wieder zu ihrem alten Namen. Der Volkswitz, der sich darin widerspiegelte, dass die Frankfurter in der Strassenbahn einen Fahrschein zur «Kaiser-Friedrich-Ebert-Strasse» verlangten und die Schaffner das auch prompt ausriefen.

Alle wollten Schmeling sehen

Die Sportfreunde von Frankfurt und Umgebung freuten sich auf den letzten Septembersonntag. Im Stadion fand der Boxkampf Schmeling gegen Vollmer statt. Die Strassenbahn, die ja keinen Sonntagsdienst mehr kannte, machte keine Ausnahme und fuhr nicht zum Stadion. Trotzdem sprangen dort 35'000 Menschen (darunter einige tausend, die einen stundenlangen Fussmarsch hinter und wieder vor sich hatten) begeistert von ihren Sitzen, als Deutschlands Boxidol Max Schmeling – am Vorabend seines 42. Geburtstages und nach acht Jahren Ringpause – den Magdeburger Werner Vollmer in der siebenten Runde k. o. schlug.

Die ersten Touristen aus den USA trafen Mitte September in Frankfurt zu einer Stippvisite ein und eilten, mit einem Grausen im Herzen, das ihnen kein Hitchcock vermitteln konnte, nach Heidelberg, dem fast heilen, weiter.

Am 25. August 1947 hatte die «Neue Presse» gemeldet:

«Nach einer Mitteilung des Wirtschaftsministeriums sind die Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer AG von der Reparationsliste gestrichen worden.»

Die Adlerwerke stellten zwar niemals wieder Autos her, aber die Nachricht, dass das Werk, das Tausenden von Frankfurtern vor dem Krieg Arbeitsheimat gewesen war, weiterbestehen würde, wurde auch von den «Nicht Kleyerianern» wie ein echter Wechsel für die Zukunft aufgenommen.

Das Schicksal anderer Betriebe war noch ungewiss. Die deutsche Wirtschaft sah im Herbst 1947 der Veröffentlichung der Demontageliste mit schmerzlicher Spannung entgegen.

Die demontierte Stadt

Frankfurts Stadtväter hielten am Donnerstagnachmittag, dem 16. Oktober, eine Sitzung ab, als über den Rundfunk die Demontageliste bekanntgegeben wurde. Die Stadtväter zogen sich spontan, aber nach Fraktionen (SPD und CDU) getrennt, zu Beratungen zurück und nahmen dann einstimmig die Entschliessung an:

«Nachdem durch den Frankfurter Rundfunk die Demontageliste bekanntgegeben ist, steht fest, dass die Stadt Frankfurt schwer betroffen ist. Tiefschüttert von dieser Nachricht ist die Stadtverordnetenversammlung nicht in der Lage, die heutige Tagesordnung zu verabschieden. Sie bricht deshalb die Sitzung ab und beauftragt den Oberbürgermeister und den Stadtverordnetenvorsteher, festzustellen, welche Auswirkungen die Demontage für die Frankfurter Bevölkerung hat.

gez. Schaub gez. Wilhelmi»

Auf diese spontane Erklärung folgte die nüchterne Erkenntnis, dass diese Demontageliste ein Teil der Rechnung war, die ein begonnener und verlorenener unseliger totaler Krieg präsentierte. «Ruhig Blut zu bewahren!» empfahl nun Frankfurts Oberbürgermeister seinen Bürgern. Die Frankfurter bewahrten ruhig Blut, als bekannt wurde, dass die Demontage nicht so total sein würde, wie der Krieg gewesen war. In vielen Werken waren nur Anlagen oder Maschinen für die Demontage bestimmt, die teilweise ohnehin stilllagen (weil kluge Köpfe mit ihrer Demontage im Voraus gerechnet hatten) oder noch nicht wieder in Betrieb gesetzt werden konnten.

Seit Oktober 1947 konnten deutsche Geschäftsleute aus der Bizone und aus dem amerikanischen und britischen Sektor von Berlin zum erstenmal wieder ins Ausland (ausgenommen waren Spanien und Japan) reisen, «um sich dort über die neuesten Erzeugnisse, Fabrikationsmethoden und Preise zu unterrichten, Exportaufträge abzuschliessen und Verhandlungen über den Einkauf von Rohstoffen zu führen». Bei wichtigen Reisen, bei denen die ausländischen Handelspartner die Reisekosten nicht übernahmen, finanzierte die Export-Import-Abteilung (Jeia) der amerikanischen Militärregierung den Aufenthalt im Ausland.

Der Demontage ging also merkwürdigerweise eine erste Entwicklungshilfe voraus, die mit dafür sorgte, dass deutsche Unternehmer an Stelle der alten demonitierten Maschinen ziemlich rasch nach der Währungsreform die neuesten Maschinen beschaffen konnten.

In Berlin wird es brenzlich

Die politische Situation in Berlin hatte sich indessen zugespitzt. Die Schlagzeile der «Neuen Presse» vom 27. Oktober 1947:

«General Clay: Wir bleiben in Berlin» hat nicht nur der Frankfurter fünfzehn Jahre später wieder gelesen.

Und was gab es in Frankfurt im Oktober 1947 an Erfreulichem?

Das Städel zeigte zum erstenmal nach acht Jahren in einigen Sälen und kleineren Räumen ausgewählte Schätze aus seinen alten Kunstbeständen.

Auf der Jahresversammlung des Frankfurter Vereins für Geschichte und Landeskunde konnte Direktor Dr. Meinert einen ersten Bericht über die Bestandsaufnahme beim Frankfurter Archiv geben.

Danach hatte auch das populärste Stück des Archivs, die «Goldene Bulle» das historische, in lateinischer Sprache auf Pergament geschriebene Dokument, das von Kaiser Karl IV. auf den Reichstagen von Nürnberg und Metz 1356 unterzeichnet und mit goldenem Siegel (= Bulle) versehen worden war, den Krieg überlebt.

Eine Auswahl der wichtigsten Stücke des Frankfurter Archivs war 1942 nach den Schlössern Kronberg und Assenheim, in das Amtsgerichtsgebäude Windecken und an andere Stellen ausgelagert worden.

Heimkehr der Gloriosa: Die grosse Glocke des Frankfurter Doms und sechs kleinere werden feierlich eingeholt.





Frankfurter
Neue Presse
Sonder-Ausgabe

Ab Sonntag Ausgabe des neuen Geldes

Das erste Heft der amerikanischen, britischen und französischen Währungsreform zur Anordnung des deutschen Reichsmarkes - 1 Liter Reichsbanknote im Wert von 10 Reichsmark, 20 Liter Reichsbanknote im Wert von 20 Reichsmark, 50 Liter Reichsbanknote im Wert von 50 Reichsmark, 100 Liter Reichsbanknote im Wert von 100 Reichsmark

1944, als das Gebäude von neun Sprengbomben zerstört wurde, konnte ein Teil der bereits in Kisten verpackten Schätze noch während des Brandes gerettet werden, aber Unersetzliches wurde doch ein Raub der Flammen.

So gingen – nach dem ersten Jahresbericht – 53 Prozent der Archivbibliothek, darunter die Akten über die Bauernkriege und den Fettmilchaufstand, die Aufzeichnungen über die Verfassungsverhandlungen des 18. Jahrhunderts und über die Kaiserkrönungen vom 14. bis zum 18. Jahrhundert, der Nachlass des berühmten Bürgermeisters Gerhard Thomas und andere Kostbarkeiten verloren.

Ende Oktober, vierzehn Tage vor der Paulskirche, deren Wiederaufbau am gleichen Tage begann, konnte die Friedrich-Ebert-Siedlung ihr Richtfest feiern. Die vielen notdürftig und eng zusammenhausenden Frankfurter empfanden dieses Richtfest für die erste Nachkriegswohnsiedlung in ihrer Stadt als ein wichtiges Ereignis, als einen Hoffnungsschimmer im Wohnungselend.

Frankfurts Polizei schickte im Oktober 1947 ihre willkommenste Einrichtung der wilden Jahre unters Volk: Die 30 Mann starke Polizeikapelle (Polizeipräsident Klapproth hatte verwirklicht, was sein Vorgänger, Dr. Siegert, geplant hatte) unter ihrem Dirigenten, Polizeiobermeister Eugen Filling. Es gab keine Feier mehr ohne die Polizeimusiker, die morgens brav ihren Revierdienst taten und nachmittags begeistert probten.

Jeden Sonntagvormittag marschierten bald Hunderte von Frankfurtern zu den Promenadekonzerten der Polizei, die immer auf einem anderen Platz stattfanden.

Der Tod der Dichterin

Der November kam düster ins Land. Ein vielversprechender junger Schriftsteller, Wolfgang Borchert, starb in Basel, wo er Gesundung von Tuberkulose erhoffte. Er erlebte die Uraufführung seines Stückes «Draussen vor der Tür» am 21. November in Hamburg nicht mehr.

Im Gästehaus der Stadt Frankfurt in Schönberg im Taunus starb am Vormittag des 17. November, 83jährig, die Goethepreisträgerin 1931, Ri-

Die Nachricht, die alles änderte. Ein Extrablatt der «Neuen Presse» verkündete: das Geld wird gut.

carda Huch. Sie war im Oktober aus Jena nach Frankfurt gekommen. Stehend hatte die greise Dichterin am 30. Oktober in ihrem Gastzimmer, das ihr und ihrer Tochter als erster Aufenthalt zur Verfügung gestellt worden war, den Redakteur der «Neuen Presse» Thomas Halbe zu einem Interview empfangen. Beide ahnten nicht, dass es das letzte Interview sein sollte, das Ricarda Huch einem Journalisten gab.

Die bedeutende Schriftstellerin, die neben ihren historischen Werken auch den glänzenden Kriminalroman «Der Fall Deruga» schrieb, der mit Willy Birgel als Dr. Deruga verfilmt worden war, sagte:

«Ich will die Jahre, die mir noch vergönnt sind, mit meiner Familie in Frankfurt verbringen.» Dann sprach sie von ihrer Arbeit, von der Fülle der zu sichtenden gesammelten Schicksalsberichte über die Widerstandskämpfer gegen das Naziregime. Mindestens ein Jahr noch sei zum Abschluss dieser Arbeit nötig .. . Noch nicht drei Wochen später stand Thomas Halbe in dem gleichen Gastzimmer am Sterbebett der Dichterin. Der Redakteur war diesmal nicht allein gekommen. Die «Neue Presse» hatte den Bildhauer Richard Martin Werner beauftragt, die Totenmaske Ricarda Huchs abzunehmen.

Am 20. November fand in London die «Hochzeit des Jahres 1947» statt. Die englische Thronfolgerin Prinzessin Elisabeth heiratete Philip Mountbatten, den neuernannten Herzog von Edinburgh. In Frankfurt wurde jedoch viel mehr als von der englischen Heirat von einer unbekanntem Engländerin namens Eileen Button gesprochen, die wegen Unterernährung im Markuskrankenhaus lag.

Eileen hatte nach dem Krieg in Deutschland einen Deutschen geheiratet. Sie durfte mit ihrem Mann nicht nach England reisen, wo bereits Heiraten zwischen deutschen Kriegsgefangenen und Engländerinnen erlaubt waren. Was Eileen ins Gespräch gebracht hatte? Ihre tapfere Haltung, ihre Äusserung einem Reporter gegenüber:

«Warum kümmern Sie sich ausgerechnet um mich? Es gibt so viele unterernährte Frauen in Deutschland, deren Schicksal ich als Frau eines Deutschen jetzt ganz einfach teile. Wenn man mich nach England schickt, bin ich in zwei Monaten wieder hier!»

«Einmal werden wir wieder Weltreisen vermitteln», sagte in jenen Novembertagen mit verrückt anmutendem Optimismus der Leiter des Reisebüros, das sich im ausgebrannten Eckhaus am Kaiserplatz in engen, niedrigen Holzbaracken notdürftig neben einer Würstchenbude eingerichtet hatte. Vorläufig (und immerhin) rasselte das Telefon in dem Bretterver-

schlag zwar ständig, aber die Auskünfte bewegten sich noch um diese Reiseziele:

«Der erste Zug nach Köln ...» – «Der letzte Zug nach Gross-Krotzenburg . . .» Seit kurzem konnte das Büro allerdings zum erstenmal nach dem Krieg wieder für Normalverbraucher ohne Beziehungen Erholungsreisen mit Quartier an der See oder im Gebirge vermitteln. «Es stehen zwar nicht viele Plätze zur Verfügung, aber es ist wenigstens ein Anfang», sagte der Chef des Reisebüros damals.

In der «bizonalen Hauptstadt» Frankfurt fuhren seit dem 23. November sonntags wieder die Strassenbahnen. Die notwendigen 500 freiwilligen Sonntagstrambahner, die sich endlich zusammengefunden hatten (und denen 200 freiwillige Berufstrambahner im Dienst halfen), waren Angestellte, Studenten, Arbeiter, Hausgehilfinnen und nicht zuletzt Kriegerwitwen. Was sie für ihren freiwilligen Einsatz bekamen, der so viel für uns alle, die wir auch sonntags arbeiten mussten, bedeutete? – Zwölf Reichsmark für einen Achtstundendienst und eine warme Mahlzeit.

Ein ungesühnter Mord

Hunderttausende scheffelte in dieser Zeit einer der Schwarzmarktkönige Frankfurts. Der kriegsbeschädigte einarmige Albert Neumann schob Wein fuderweise aus der französischen in die amerikanische Zone. Am 24. November hatte er in seiner Wohnung in der Feldbergstrasse im gutbürgerlichen Westend hunderttausend Mark für eine «grosse Sache» liegen. In dieser Nacht ereilte ihn sein Schicksal. Um 1.30 Uhr schrillte die Haustürglocke. Den öffnenden Neumann schlugen die beiden Mörder nieder, danach erschossen sie seine Frau an der Wohnungstür. Ihr Opfer wurde auch noch die Ehefrau des Untermieters, der selbst über den Balkon zu Nachbarn entkommen war und von dort aus das Überfallkommando alarmierte. Zwanzig Minuten später war die Polizei im Haus. Zu spät. Man fand nur noch die Toten, von den Mördern jedoch bis heute keine Spur. Der dreifache Raubmord erregte Aufsehen, vor allem bedauerte man das Schicksal der beiden Frauen.

Uniformen gesucht

Ein Ereignis ganz anderer Art bewegte lange Zeit die Frankfurter Theaterbesucher: die Aufführung von Carl Zuckmayers Kriegsdrama «Des Teufels General». Die Erstaufführung für die US-Zone fand am 25. November im Börsensaal statt, es war eine Inszenierung des neuen Chefintendanten Heinz Hilpert.

Die kaum vergangene deutsche Vergangenheit auf die Bühne zu bringen, hatte damals auch einige Kostümschwierigkeiten bereitet: Man hatte Uniformen und Ehrenzeichen, die zu tragen bei Strafe streng verboten war und die deshalb vernichtet oder sorgsam versteckt waren, auch über Inserate und Rundfunkauftritte gesucht. Mit bescheidenem Erfolg.

Nach dem ersten Akt nahm der Beifall stürmische Form an. Martin Held war die ideale Besetzung für den General. In den männlichen Rollen sah man ausserdem Erich Musil als den Gegenspieler des Generals, Ernst Karchow als Repräsentanten der ex-deutschen Schwerindustrie; man sah Richard Münch als Lüttjohann, Otto Rouvel als den wortkargen Chefingenieur, Fritz Saalfeld als klobigen bajuwarischen Offizier, Siegfried Lowitz als prächtigen Typ eines Luftwaffengefreiten, Kurt Bücheier als Obersten Eilers, Konrad Georg als windigen Attache und Jens Andersson als den grüblerischen jungen Leutnant Hartmann.

Die weiblichen Darsteller: Hannelore Hinkel war mit sprühendem Temperament eine emanzipierte Vertreterin der Partei, Anita Mey eine profilierte rothaarige Theaterdame. Man sah die quicklebendige Julia Costa, Else Knott als alternde Operettendiva und in der Rolle der Tina Eilers Tatjana Iwanow. Die Premiere fand vor geladenen Gästen statt. Die Mitautorin verdankte ihre Karte dem anwesenden Dichter Carl Zuckmayer. Er hatte, sehr an der deutschen Nachkriegsjugend und ihren Problemen interessiert und auch von Washington mit Aufgaben in dieser Richtung betraut, einige Tage vor der Premiere im Schlepptau der Mitautorin einen ausgedehnten Informationsgang durch Frankfurts Bahnhofsviertel, das Stammquartier der aus der Bahn geworfenen Jugend aus allen deutschen Himmelsrichtungen und aus allen sozialen Schichten, unternommen.

Die dritte Weihnacht nach dem Krieg kündigte sich an. Es gab auf Seifenkarte pro Person eine Weihnachtskerze. Die Sonderzuteilungen für Kinder und Jugendliche bis zu 20 Jahren wurden bekanntgemacht: 250 Gramm Süssigkeiten. Für Kinder bis zu zehn Jahren gab es an Stelle von 500 Gramm Brot und bei Voranmeldung auch 500 Gramm «Dauer»

backwaren» als Weihnachtsgebäck, an dem sich viele unserer kleinen Frankfurter die ersten Milchzähne ausbissen.

Für die Erwachsenen gab es eine Tabak-Sonderzuteilung: Männer über 18 Jahren erhielten zwanzig, Frauen über 25 Jahren erhielten zehn Zigaretten.

Das Experiment des Mr. Shofstall

Der Leiter des amerikanischen Hilfsprogramms für die deutsche Jugend, Dr. Weldon P. Shofstall, statuierte in dieser Zeit ein Exempel mit seinen drei Töchtern. Er schickte sie für drei Wochen zu deutschen Familien, wo sie von den Rationen leben mussten. «Die vielen unausstehlichen Suppen» trieben zwei der kleinen Amerikanerinnen schon nach einigen Tagen an die amerikanischen Fleischtöpfe zurück. Nur die älteste, die 16jährige Bunny, hielt stramm durch, obwohl sie mit einigem Erstaunen bereits ihr erstes Abendessen: Kartoffeln mit Tomatensosse und danach «heisses Wasser, das nach Pfefferminz schmeckte», genossen hatte.

Bunny, «die täglich schlapper wurde», bezeichnete später als schlimmste Strafe für die Deutschen: Einkäufen und Trambahnfahren. Bunny fand auch die Schulspeisungen, obwohl ihre Produkte aus amerikanischen Quellen stammten, genauso ungeniessbar wie das deutsche Familienessen.

Bei Radio Frankfurt stapelte sich im Weihnachtsmonat die Hörerpost für die beliebteste Sendung der wilden Jahre: «Doppelt oder nichts», Vorläuferin aller deutschen Quizsendungen. Eine Million Radiobesitzer (mehr gab es kaum) in allen Zonen drehten ihr Gerät an, wenn alle vierzehn Tage mit dem «Karussell-Motiv» das grosse Preisraten unter Quizmaster Just Scheu begann. Für die Normalverbraucher war diese Sendung, die auch in Kriegsgefangenenlagern gehört wurde, ein Familienfest, und man besuchte den Nachbarn mit Radio, wie man fünfzehn Jahre später, falls man tatsächlich noch keinen Fernsehapparat hatte, fernsehende Bekannte bei einer Kulenkampf- oder Frankenfeld-Schau beehrte.

Just Scheu, zum populärsten Rundfunkmann geworden, hatte sich inzwischen eine Statistik angelegt. 80 Prozent Volltreffer bei seinem Fragespiel erzielten damals nur Oper und Sport, am wenigsten gefragt waren Literatur und Hauswirtschaft. Die Preise waren der Zeit angepasst und wurden von namentlich genannten Spendern gestiftet. So gewann in einer der ersten Sendungen ein ausgebombter Kriegsversehrter einen Lastzug Kies und zwei Sack Gips, und aus dem Publikum sprang sofort ein Architekt auf, der seine Hilfe als Bauleiter anbot. In seiner ersten Sendung im Jahr

1948, Mitte Januar, stellte Just Scheu zum erstenmal die Kapelle Hans Scheppior vor und überreichte einer siegreichen Frankfurter Hausfrau ein Pfund Bohnenkaffee, das drei Kriegsgefangene gestiftet hatten. Die Verlierer erhielten zu Saxophongelächter jeweils eine Flasche Essig.

Der gescheite, bescheidene, so beliebte Just Scheu, der mit dem Frankfurter Ernst Nebhut so viele erfolgreiche musikalische Lustspiele schrieb, musste im August 1956 an einer lächerlichen Blinddarmentzündung sterben.

Vor der Spruchkammer des Interniertenlagers Darmstadt stand Mitte Dezember 1947 Frankfurts früherer Oberbürgermeister Dr. Friedrich Krebs. Während Hessens Nazi-Gauleiter Sprenger vor den Amerikanern geflohen war und dann in Kärnten Selbstmord begangen hatte, war Dr. Krebs in der Stadt geblieben, «hatte durch ein letztes Machtwort die geplante Zerstörung der Elektrizitäts- und Wasser- sowie anderer Versorgungswerke verhindert und sich dann den einmarschierenden amerikanischen Truppen gestellt».

Vier Tage dauerte die Spruchkammerverhandlung, bei der prominente, unbelastete und verfolgte Frankfurter für den ehemaligen Frankfurter Oberbürgermeister ein Wort einlegten, der als Gegner Sprengers bekannt war. Dr. Krebs wurde in die Gruppe III der Minderbelasteten mit zwei Jahren Bewährungsfrist und einer Sühne von 35'000 Reichsmark eingestuft.

Frühlingslied im Dezember

In der Frankfurter Taunusanlage wurde zum 150. Geburtstag Heinrich Heines, am 13. Dezember 1947, das Denkmal wieder aufgestellt, das mutige Männer des Frankfurter Städel, als «Frühlingslied» deklariert, in einem Winkel des Institutes vor der Zerstörung gerettet hatten.

Der Mitautor schrieb dazu in seinem «Frankfurter Bilderbogen»:

Sonntag vormittag. Ein grauer Hauch von Eis auf den Weihern. Um das Heine-Denkmal steht eine Gruppe von ernsten Menschen. Als die Hülle gefallen ist, geht eine sanfte Bewegung durch die Menge, die leider keine Menge ist. Wo sind alle Freunde des Dichters, wo sind die jungen Menschen, die wieder seine Liebeslieder lesen, wo waren alle, die nie aufgehört haben, sie zu lesen? ...

Die Frankfurter Schulkinder hatten, allerdings als Volkslied und ohne Verfasserbezeichnung, auch in den Jahren 1933 bis 1945 Heines Loreley «Ich weiss nicht, was soll es bedeuten .. .» gelernt.

In der Woche vor Weihnachten wurde in Frankfurt das erste Film-Uraufführungstheater für Hessen mit dem Hans-Albers-Film «... und über uns der Himmel» eröffnet: die «Bieberbau-Lichtspiele» in der Biebergasse. Der blonde Hans, der Frankfurt nach dem Zusammenbruch schon mehrfach einen Besuch abgestattet hatte, konnte zur Eröffnung des Kinos nur ein Glückwunschtelegramm schicken.

«... und über uns der Himmel» war der erste Film der nur zögernd beginnenden deutschen Nachkriegsproduktion, den die Frankfurter zu sehen bekamen.

Und wie stand es mit den Kinderträumen und -wünschen zu diesem Weihnachten 1947? Die «Neue Presse» hatte hundert Frankfurter Kinder befragt, was sie sich vom Christkind wünschten.

Ob die Wirtschaftswunderkinder die Wünsche von damals überhaupt noch fassen können:

Ein Sechsjähriger: «Der Schlitten von meiner Mutter wird wieder ganz gemacht, und dann bringt ihn das Christkind. Ausserdem wünsche ich mir ein Knusperhäuschen, ein Schneemännchen und ein Bilderbuch.»

Ein Achtjähriger: «Ich will zu Weihnachten was Ordentliches zu essen haben.»

Ein Neunjähriger: «Meine Mutter sagt, ich bekäme nichts, weil ich nicht brav bin, aber mein Freund Theo ist bestimmt brav – und der bekommt auch nichts.»

Ein Fünfjähriger: «Ich freue mich so auf das Christkind. Im letzten Jahr hat es mir Schokolade gebracht. Meine Mutti sagte, das sei das amerikanische Christkind gewesen, das deutsche habe noch keine Schokolade.»

Eine Sechsjährige: «Meine arme Puppe muss immer so frieren. Hat nur ein dünnes Kleidchen. Ich habe für sie einen Skianzug und Hosen bestellt, aber die Oma meint, das bekäme ich nur, wenn das Christkind genügend Stoffreste hätte.»

Ein Siebenjähriger: «Ich wünsche mir einen Hund, wie mein Onkel einen hat. Aber mein Papa meint, wir hätten nichts zu essen. Ich würde dem Hündchen gern von meinem Essen etwas abgeben, wenn ich es nur bekäme.»

Der über dieses Weihnachten 1947 jammernden Mitautorin hatte der Mitautor einen «Heiligabend» in einem Bunker der Stadt verordnet. Die Mitautorin entnimmt ihrem damaligen Bericht die Tatsache, dass in den Gängen des Bunkers in Sachsenhausen und auch in vielen Kabinen kein Licht brannte, weil es keine Glühbirnen gab. In den engen Räumen, wo man drei- und vierköpfig zusammenwohnte, war meist nicht einmal Platz für ein kleines Bäumchen. «Die Kinder erinnern an kleine, wilde Vögel, denen in der dumpfen, stickigen Käfigluft die Lust zum Singen vergangen ist. . .»

Licht im Bunker

In Kabine 230 «feierten» bei zwei armseligen Hindenburglichtern zwei Heimkehrer diese Weihnacht 1947. Einer von ihnen, ein 28jähriger Frankfurter, hatte alle Familienangehörigen verloren. «Wir dachten eigentlich, hier in der grossen Stadt gäbe es ein Heim für Heimkehrer, die ihre Familien verloren haben, aber keine Rede davon. So traurige Weihnachten wie in dieser elenden Kabine ohne Licht, Tisch und Stuhl haben wir ja nicht einmal in der Kriegsgefangenschaft erlebt. . .», sagten die Heimkehrer.

Die Begegnung mit einer leibhaftigen Gans, die dank dem «goldiche» Herz eines echten Frankfurters selbst diese Hungerweihnacht 1947 überlebte, gehört zu den unvergesslichen Erlebnissen der Mitautorin. Die Begegnung fand sechs Jahre später, vor Weihnachten 1953, in einem Garagenhof in der Arndtstrasse im Frankfurter Westend statt. Das stattliche Federvieh hatte mich empfangen, und auf ihr Geschnatter hin eilte ein Mechaniker herbei. «Das gibt aber einen schönen fetten Weihnachtsbraten», sagte ich zu dem Mechaniker, während dieser sich um einen defekten Vorderreifen meines Autos bemühte.

Der Mann im blauen Overall liess den Wagenheber fallen, legte den Finger auf den Mund und sagte: «Um Himmels willen, sind Sie still. Die Gans ist das Heiligtum von unserem Chef. Die hat schon sechs Weihnachten überstanne, die soll eines natürlichen Todes sterben.» Und so erfuhr ich die Geschichte der merkwürdigen Gans. Ein Fernfahrer hatte im Herbst 1947 dem Garagenbesitzer Willy Sturm ein junges Sommergäschen für den Kochtopf mitgebracht. «Des werd jetzt net geschlacht, des bleibt für Weihnächte», hatte Herr Sturm sofort kategorisch erklärt. Die dritte Hungerweihnacht kam. «Wie isses denn nun mit dem Gäsche, Vadder?» fragten Frau Sturm und Tochter. «Die Gans is ja noch gar net richtig fett. Mer müsst sich ja schäme, so e Dierche auf den Tisch zu bringe», sagte Herr Sturm empört.

Die Zeit verging. In den fleischlosen Frühjahrstagen 1948 fragten die Damen des Hauses noch einmal schüchtern wegen eines Schlachtfestes an. «Die Gans werd überhaupt net geschlachtet», donnerte da der Hausherr. «Die Gans heisst Theres und bleibt lewe!»

Die Gans hiess Theres und gehörte zur Familie. Als der Schäferhund Hasso zu kränkeln begann und die Wache im Garagenhof nicht mehr übernehmen konnte, trat das Amt die Gans Theres an. Sie passte in ihrem Revier auf wie ein Luchs. Etwa zehn Jahre später ist sie eines «natürlichen» Todes gestorben.

Ende mit Schrecken

Zum erstenmal in der Geschichte der deutschen Post wurde in der Woche zwischen den Jahren über drahtlosen Fernschreiber ein Geschäftstelegramm von der Funkstation in Frankfurt nach New York durchgegeben. Vom 1. Januar 1948 an übernahm die Frankfurter Funkstation die Durchgabe und den Empfang aller Telegramme zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten. Zur gleichen Zeit weihte Radio Frankfurt seinen ersten Kurzwellensender ein. In seiner Neujahrsbotschaft übte der Präsident des Frankfurter Wirtschaftsrates, Dr. Köhler, Kritik an der Kartoffelbewirtschaftung. Und der Herausgeber der «Neuen Presse», Dr. Hugo Stenzel, schrieb in seinem letzten Leitartikel des Jahres am 31. Dezember 1947 unter dem Titel «Ohne Illusionen» u.a.

«Sicher aber ist, dass die Monate des Jahres 1948 mit einer Illusion aufräumen werden: mit der Illusion des Papiers, das man heute noch Geld nennt. Eines Tages wird dieser bedrückende Spuk vorbei sein ...»

Das Jahr 1947 endete mit einer Hochwasserkatastrophe in Südwestdeutschland. Alle Mainschleusen waren seit dem 29. Dezember überflutet. Am Neujahrstag um 21 Uhr erreichte der Fluss in Frankfurt bei einem Pegelstand von 5,3 Meter den bisher höchsten Stand in diesem Regenwinter. Der Eiserne Steg und die Untermainbrücke mussten gesperrt werden. Am Eisernen Steg stand das Wasser bis zum Römerberg ungefähr einen Meter über der Mainuferstrasse.

Die heimgekehrten Domglocken – ihr beschwerlicher Aufstieg in ihre «Glockestubb» hatte vier Wochen gedauert – hatten zum erstenmal wieder die Christnacht 1947 eingeläutet. Sie begrüßten auch das neue Jahr 1948.

Es begann in Frankfurt, wie das alte geendet hatte: mit einer neuen Versorgungskrise, die uns neue fett- und fleischlose Wochen bescherte, mit neuen Wohnungssorgen für viele, die sich in Ruinen notdürftig eingerichtet hatten und die der anhaltende Regen wieder vertrieb. 1948

1948

Ärger mit Dr. Semler

Ein schwacher Trost bei leeren Kohlenkellern: In Frankfurt wurden am 4. Januar 12,7 Grad Celsius über Null gemessen, «eine Wärme, die in den letzten zwanzig Jahren nur einmal erreicht wurde».

Am 7. Januar, nachmittags um 12 Uhr, begann im Gebäude der Militärregierung im Reuterweg die «Frankfurter Konferenz», eine Zusammenkunft der Militärgouverneure Clay (USA) und Robertson (Grossbritannien) mit den acht Ministerpräsidenten der Bizone, dem Präsidenten des Wirtschaftsrates, Dr. Köhler, und dem Vorsitzenden des Exekutivrates, Dr. Seelos. Zwei Tage später meldete die «Neue Presse» in ihrer Titelschlagzeile: «Das Ergebnis der Frankfurter Konferenz: Ausbau des Wirtschaftsrates – Bizonale Notenbank –» Im Untertitel las man: «Währung und Ernährung waren nicht Gegenstand der Verhandlungen.»

Auf der gleichen ersten Seite der Zeitung konnte man lesen: «Scharfe amerikanische Antwort auf die Ausführungen Dr. Semlers.» Dr. Semler, der erste Direktor der Verwaltung für Wirtschaft beim Wirtschaftsrat, hatte am Sonntag vor Beginn der «Frankfurter Konferenz» auf der Erlanger Tagung des CSU-Landesausschusses in einer Rede scharf die alliierte Wirtschaftspolitik in der Bizone kritisiert. Er wurde daraufhin Ende Januar entlassen.

Am Freitag, dem 30. Januar 1948, begannen in St. Moritz ohne deutsche sportliche Beteiligung die Olympischen Winterspiele. Am gleichen Tag tötete im fernen Neu-Delhi mit vier Schüssen ein junger Inder den friedlichsten Politiker der Welt aller Zeiten: Mahatma Gandhi.

In der Welt herrschten Trauer und Entsetzen über das Ende Gandhis.

Wie von Hitchcock erdacht

In Frankfurt hatte die Mitautorin in jenen Tagen über einen Mordfall zu berichten, dessen Hauptfigur und Milieu so unheimlich und absonderlich waren, als entstammten sie einem Gruselroman.

In ihrem Häuschen in der Dreikönigstrasse 31 in Alt-Sachsenhausen, das man «Knusperhäuschen» nannte, war eine alte Frau von jugendlichen Vagabunden mit einer Bierflasche erschlagen worden.

Das einstöckige «Knusperhäuschen», neben einer sorgfältig aufgeräumten Trümmerstelle am Anfang der winkelähnlichen Einbuchtung der Drei-

königstrasse gelegen, sah mit seiner hellgrünen Fassade und den dunkelgrünen Läden von der Strasse aus ziemlich ordentlich aus.

Aber das Innere des alten Häuschens, mit seinen winzigen Stuben, war im Schmutz vieler Jahre erstarrt. Die Zimmer waren mit invaliden Möbeln vollgepfropft. In den goldenen Verzierungen der schon lange erblindeten Biedermeierspiegel nisteten fette betagte Spinnen, die ihre Netze ungestört über zerschlissene, einst gold und lichtblau schimmernde Tapeten gesponnen und unter die bröckelnden Zimmerdecken wahre Wolken von Vorhängen gewebt hatten.

Der Boden des Hausflurs, der zu einem winzigen geschlossenen Hof führte, war mit alten Kleidern, schmutziger Wäsche, rostigen Büchsen und Töpfen gepflastert. Dazwischen ein Zettel «Wo ist meine Vase?» mit einem Namen und Datum von 1911! Lumpen, meterhoch gestapelt, lagen in dem kleinen Hof, in den Nebenräumen, auf dem Hühnerboden.

Hier hatte mutterseelenallein die kleine, knochige Alte gewohnt, die ihre Nachbarn die «Käsli» nannten, weil sie vor vielen Jahren einmal Quark für Konditoreien gemacht hatte, was ihr freilich von Amts wegen bald verboten worden war.

Danach hatte die «Käsli» an Mainschiffer vermietet, an kräftige Männer mit rauhen Manieren, die sie resolut vor die Tür setzte, wenn sie betrunken waren oder nicht zahlen wollten.

Sie war schlau, verschlagen und von sonderbarem Betragen. Nie betrat sie ihr Häuschen durch die Tür, sondern sie stieg durch das Fenster eines Zimmers, in dessen Boden eine Falltür eingelassen war. Keinen der Nachbarn hatte sie je zu sich hereingelassen. Als ihre Tochter gestorben war, holte sie zur Nachtzeit seltsame Gäste aus dem Bahnhofsviertel ins Haus. Manches lichtscheue Gesindel fand den Weg auch allein und zahlte, was die geldgierige Alte verlangte, für einen nächtlichen Unterschlupf.

Das war ihr auch zum Verhängnis geworden. Vier junge Vagabunden mit ihren Mädchen hatten bei der Alten Reichtümer vermutet, die sie dann allerdings nicht fanden. Ein schwächlicher Neunzehnjähriger liess sich zum Mord anstiften.

Andern Tags wurde eines der Mädchen bei einer der üblichen Razzien auf der Kaiserstrasse aufgegriffen, berichtete auf dem Revier von der Untat und führte die Polizei zu dem Spukhäuschen.

Die Täter verhaftete man noch am selben Abend an ihrem Treffpunkt im Wartesaal des Hanauer Bahnhofs. Drei wurden im März zum Tode, der

jüngste zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Die Mädchen erhielten Gefängnisstrafen.

«Die Wendeltreppe' war an allem schuld», hatte die 17jährige Freundin des Täters ausgesagt.

Richard Siodmaks Gruselkriminalfilm «Die Wendeltreppe» versetzte damals die Frankfurter Kinobesucher in Schrecken, die noch nicht an so harte Reisser gewöhnt waren. Es hatte sich nun bewahrheitet, dass von Filmen dieser Art allerlei Unheil zu erwarten war.

30'000 Mark Belohnung, nie verdient

Die Frankfurter wurden in dieser Zeit noch von einer anderen Untat erschreckt. Im Frankfurter Zoo, dem attraktivsten Vergnügungspark Nachkriegsdeutschlands – über seine Welt haben wir bereits berichtet –, ging seit Ende des Jahres ein unheimlicher Tiermörder um. Die Zeitungen veröffentlichten Mitte Februar 1948 diese Mitteilung der Pressestelle der Stadt:

«3'000 Reichsmark Belohnung: Seit 29. Dezember sind 44 wertvolle Tiere des Frankfurter Zoologischen Gartens von unbekanntem Tätern vergiftet worden. Hierdurch ist nicht nur ein erheblicher finanzieller Schaden für die Stadt entstanden, auch alle Tierfreunde sind über diese Untaten bekümmert. Der Frankfurter Magistrat richtet deshalb an die Bevölkerung die Bitte, der Polizei bei der Suche nach den Verbrechern behilflich zu sein. Er hat für Angaben, die zur Ermittlung des Täters und seiner Helfershelfer führen, eine Belohnung von 30'000 Mark ausgesetzt.»

Das war die höchste Belohnung, die jemals in Deutschland in einem Kriminalfall ausgesetzt worden ist, obwohl den oder die Täter nach dem Gesetz im Höchsthülle nur eine Gefängnisstrafe bis zu drei Jahren erwartete. Aber Frankfurt war inzwischen auch zum Sitz des Deutschen Tierschutzbundes und sein Stadtoberhaupt dessen Präsident geworden.

Die Serie der Tiermorde, die bald weit über Deutschlands Grenzen hinaus Aufsehen erregte, hatte mit Vergiftungen im Vogelhaus begonnen. Am Vormittag des 29. Dezember 1947 hatte man dort 21 Fasane und den letzten amerikanischen Riesenpapagei tot aufgefunden. Eine Sektion der Tiere ergab, dass man sie mit Natriumfluorid vergiftet hatte. An dem gleichen Gift starben in den ersten Januartagen 1948 fünf Nutrias und ein Rehbock, am 12. Januar ein Webbi-Pavian, am 12. Februar eine Zibetkatze und eine Javaäffin. Das Affenhaus wurde daraufhin besonders gesichert, trotzdem verendete bald darauf ein Rhesusaffe, der als Blutspender vielen Frank-

furter Kindern das Leben gerettet hatte, unter den gleichen Umständen wie die anderen Tiere. Bis zum 22. Februar war die Zahl der ermordeten auf 46 angewachsen.

Am 24. Februar erfolgte die erste Verhaftung eines Verdächtigen. Es war ein alter Aushilfs-Nachtwächter des Zoos. Man musste ihn bald wieder laufen lassen. Die Tiermorde hatten aufgehört. Die vergebliche Suche nach dem oder den Schuldigen ging auch noch nach den wilden Jahren weiter. So wurde im Frühjahr 1949 der Oberwärter des Zoos verhaftet und nach einem Gerichtsverfahren freigesprochen. Es war Haftbefehl gegen einen Zoologie-Studenten erlassen worden, der in einem anderen Tierpark Volontär gewesen und jetzt im Ausland war.

Das Mysterium dieser Tiermorde, um die es noch andere Verdächtigungen gab, wurde nur in dem 1951 gedrehten Film «Gift im Zoo» gelöst. Die unheimlichen Taten sind heute noch nicht vergessen, aber inzwischen verjährt.

Kampf um die Theater

Die Diskussion um den Wiederaufbau der städtischen Theater war Ende Januar 1948 von der Presse eröffnet worden. Anfang Februar wurde die Bevölkerung aufgerufen, dem neugegründeten Patronatsverein zum Wiederaufbau der städtischen Theater beizutreten. Seine Aufgabe sollte nach den Worten Professor Beutlers darin bestehen, «als das künstlerische Gewissen der gesamten Bürgerschaft alle nur denkbaren Wege zu finden, den Wiederaufbau der städtischen Theater voranzutreiben . . .»

Eine Umfrage der «Neuen Presse»: «Soll das Schauspielhaus wieder aufgebaut werden?» fand ein überraschend positives Echo selbst bei den ausgebombten Frankfurtern, von denen dabei auch viele den Wiederaufbau «ihres» Opernhauses verlangten.

Das Schauspielhaus war von den Frankfurter Theatern am wenigsten beschädigt und wurde auch zuerst aufgebaut. Neben Dr. Fried Lübbecke, dessen Altstadtbund die gewaltige Summe von 10'000 Mark für den Wiederaufbau des Opernhauses stiftete, war und ist der unbeirrbarste Streiter für die Herzensangelegenheit der Frankfurter der Professor Dr. Flesch-Thebesius.

Er war Mitbegründer der Aktion «Rettet das Opernhaus», die im Jahr 1953 begann, Spenden für den Wiederaufbau oder wenigstens zur Erhaltung des Baudenkmals zu sammeln.

Dennoch – es ist unbegreiflich – ist der ausgebrannte Bau des Opernhauses, einst ein schönes Zeugnis des freien, stolzen, wohlbegüterten Standes der Frankfurter Bürger, immer noch die am stiefmütterlichsten behandelte öffentliche Ruine der Stadt.

Kehren wir zurück in jene Tage, da Frankfurts Bevölkerung ihr «Ja» zum Patronatsverein gab und noch an den Wiederaufbau ihres Opernhauses glaubte. Damals donnerte es übrigens am Theaterhimmel. Den Debattendonner, der lange anhielt, hatten die Kündigungen des Chefintendanten Heinz Hilpert und des Oberspielleiters Ernst Karchow, beide waren noch kein halbes Jahr in der Stadt, entfacht. Hilpert warf der Stadtverwaltung «amüsisches» Verhalten vor, in ziemlich kräftigen Tönen. Die Stadtverwaltung tönte entsprechend zurück. Die Bühnengehörigen stellten sich hinter die Scheidenden. Und der standfeste Schauspielregisseur Richard Weichert brachte, glücklicherweise unbeirrt von der Parteien Hass und Gunst, in diesen Tagen seine Neuinszenierung von Schillers «Don Carlos» heraus.

Wenn das so weitergeht

Alle elf Jahre werde es, wenn es so weiterginge, für den Frankfurter eine Tasse oder einen Teller geben. Das war Ende Februar 1948 in Frankfurt auf der Jahresmitgliederversammlung der Vereinigung des Einzelhandels für die Fachzweige Glas, Porzellan, Stahlwaren, Haus- und Küchengeräte festgestellt worden.

Frankfurts Hausfrauen standen an diesem letzten Wochenende des Februar wieder einmal zu Tausenden vor den Lebensmittel- und Bäckergeschäften und versuchten vergebens, auf ihre Kartenabschnitte noch längst aufgerufene Waren zu erhalten. Der Verfall der Karten war voreilig angekündigt worden.

Gleichzeitig hielt der neugeschaffene Länderrat der Bizone, der acht deutsche Länder zu einer Körperschaft vereinigte, seine erste Sitzung in der bizonalen Hauptstadt ab.

Am Dienstag darauf, am 2. März 1948, wurde im Frankfurter Börsensaal (der Theatersaal war auch Tagungsort des Wirtschaftsrates; die wilde Zeit hatte Sinn für Pointen, oder nicht?) Professor Dr. Erhard als Nachfolger Dr. Semlers zum Direktor der Verwaltung für Wirtschaft beim Wirtschaftsrat gewählt. Die Titelschlagzeile der «Neuen Presse» tags darauf lautete:

Dr. Pünder zum Oberdirektor gewählt – Erhard Nachfolger Semlers – Bildung des Verwaltungsrates – Opposition: SPD und KPD.

Ein gewisser Dr. Erhard

Der Name des Vaters des späteren Wirtschaftswunders tauchte damit zum erstenmal in den Schlagzeilen der Zeitungen auf, allerdings, wie man sieht, noch nicht an erster Stelle. Die Zeitung stellte den damals parteilosen Professor Dr. Erhard auf der gleichen Seite mit einem ersten Acht-Zeilen-Porträt so vor:

Dr. Ludwig Erhard, der neue Direktor für Wirtschaft, wurde im Jahre 1898 in Fürth geboren. Er gilt als hervorragender Kenner der wirtschaftlichen Pläne der Alliierten. Nach der Kapitulation wurde er Minister für Handel und Gewerbe im ersten bayrischen Kabinett und war später bayrischer Wirtschaftsminister. Zuletzt hatte er die Leitung der Sonderstelle «Geld und Kredit» inne ...

Der Flugverkehr für Deutsche wurde mit dem Flugdienst «Frankfurt-Berlin» eröffnet. Viele Frankfurter waren an diesem heiteren Märztag, meist auf Rädern, zum Flughafen gekommen, auf dem feierlich die Fahnen wehten und über dem «Festtagsstimmung» lag. Die viermotorige Maschine der «American Overseas Airlines», die mit den ersten 31 Deutschen an Bord nach Berlin fliegen sollte, war zwanzig Stunden vorher in New York gestartet.

«Ich komme mir wie eine Hausfrau beim Schlangestehen vor», sagte Frankfurts Oberbürgermeister im Gedränge vor dem Abflug. Als erster Deutscher bestieg er, die goldene Amtskette um den Hals, dann das «Flagship», gefolgt von der Leiterin der städtischen Pressestelle, Helli Knoll, die einen riesigen Nelkenstrauss in den Frankfurter Farben als Geschenk für die Stadt Berlin schwenkte. Die übrigen deutschen Fluggäste, die kurz nach 17 Uhr zum erstenmal seit 1939 wieder dank amerikanischer Hilfe zivil durch die Lüfte flogen, waren vorwiegend Vertreter der Zeitungen, der Rundfunkstationen und Filmgesellschaften, die über das denkwürdige Ereignis zu berichten hatten.

Als erster Schauspieler flog Mitte März Hans Söhnker nach Frankfurt, zur Premiere von «Film ohne Titel».

Dem Murren der Bevölkerung über die Menschen hinter den Schreibtischen in den Amtsstuben konnte sich die Mitautorin nicht mehr von ganzem Herzen anschliessen – seit die Redaktion ihr eine vierzehntägige Kur als

Kiebitz in eben diesen Amtsstuben verordnet hatte. Sie schloss den Bericht über ihre Beobachtungen so:

«Die Beamten kamen mir mitunter wie die Wachmannschaft eines überfüllten Rettungsbootes vor, das nach der Katastrophe eines Riesendampfers scharenweise von Schiffbrüchigen umschwommen wird. Da der Mannschaft nur wenig Rettungsringe zur Verfügung stehen, die sie auswerfen kann, damit sich die in Seenot Befindlichen aus eigener Kraft über Wasser halten, bleibt ihr nichts anderes übrig, als stur ‚Haltet aus‘ zu rufen.»

Anfang März erfuhr der Frankfurter durch die Zeitung, dass der Aufbau des «Frankfurter Hofes» («einst Europas berühmtestes Hotel») in aller Stille vor sechs Monaten begonnen hatte. Die ersten 28 Betten standen im ehemaligen Personalbau zur Verfügung.

Es ging im Schneckentempo weiter. Noch 1950 musste das Hotel oft drei und vier Gäste in einem Zimmer unterbringen! Und erst 1950 wurde vom Oberbürgermeister der erste Hotelneubau in Frankfurt eingeweiht: das «Insel»-Hotel. Als Vorstufe ihres Hotels hatten Vater und Sohn Daub im Februar 1947 zuerst ein Restaurant «Insel» an der Ecke Kirchnerstrasse und Grosse Gallusstrasse (sie hiess damals noch Grosse Gallusgasse und war eine enge Trümmerschlucht) eröffnet. In den wilden Jahren gründeten hier Frankfurter Künstler den Klub «Die Insel» und fanden sich in dem Restaurant täglich zum Mittagessen ein, wo es gelegentlich auch mal für sie ein Gläschen Wein und ein markenfreies Essen zu erschwinglichen Preisen gab. Das Wort von der «Trizone» kam auf. Der Zusammenschluss der amerikanisch-britischen Zone (Bizone) mit der französischen Zone zur Trizone fand allerdings erst 1949 statt, nachdem sich die französische Zone an der Währungsreform beteiligt hatte.

Frankfurts eifriger Privattheater-Direktor, Fritz Remond, der sich von keinen Schwierigkeiten die gute Laune rauben liess, veranstaltete zusammen mit der Freien Deutschen Kulturgesellschaft von Mitte bis Ende März 1948 bereits in seinem Theater im Zoo eine vielbeachtete «Französische Kulturwoche». Es war ein geglückter und beglückender Versuch, die Zonengrenzen geistig zu überwinden.

Im Frankfurter Wirtschaftsrat gab es seit Mitte März keine Abgeordneten der KPD mehr. Sie waren ausgeschlossen worden.

Du gefällst mir, Mädchen ...

Zu Ostern 1948, am 28. März, das den Frankfurtern schönsten, heiteres Festtagswetter bescherte, sang der Mitautor der jungen Frankfurterin ein Loblied:

Du gefällst mir, Mädchen. Es gibt keine Stoffe, es gibt keine Kleider, es ist ein Gelaufe und Gerenne um jeden Knopf, um jedes Stückchen Band. Um Schuhe anzustehen, das ist schon eine Schlacht, selbst ein Hut will kompensiert sein, schau dir das nur an: An Ostern gehst du doch dahin flott und frisch, Frankfurterin, Frankfurterin Mädercher ihr, alle miteinander, ihr seid es, die uns die Trümmer manchmal ganz und gar vergessenmachen. Wenn ihr vorüberdelt. Wenn ihr vor dem Theater steht – mit glücklichen Augen. Wenn ihr ein paar Blumen mitbringt ins Büro ...

Die Stadtväter verabschiedeten in diesen Tagen ihren Haushaltsplan «und legten damit», wie Oberbürgermeister Dr. Kolb betonte, «wohl als erste deutsche Grossstadt nach dem Krieg termingerecht einen Plan vor Beginn des neuen Wirtschaftsjahres vor». Die nüchternen Zahlen finden wissbegierige Leser im Anhang.

Die Währungsreform und die Jahrhundertfeier in der Paulskirche warfen ihre heimlichen Schatten voraus: Ende April wurde die amerikanische Tauschzentrale in Frankfurt geschlossen. Frankfurts Oberbürgermeister, der dem amerikanischen karitativen Beirat vorgeschlagen hatte, die gesamten Lebensmittelrestbestände der Tauschzentrale für die zahlreich erwarteten in- und ausländischen Gäste zum 18. Mai 1948 zur Verfügung zu stellen, kam mit seiner Bitte zu spät. General H. E. Duff hatte bereits bestimmt, dass die Restbestände an notleidende Kinder verteilt werden sollten, und dabei blieb es auch. Die Stadt Frankfurt bekam für ihre Gäste der Paulskirchenfeier aber doch etwas: 50 Pfund Bohnenkaffee.

Das verregnete Stück

General H. E. Duff, Kommandant des amerikanischen Hauptquartiers, war es auch, der Frankfurts Palmengarten am Montag, dem 3. Mai 1948, wieder für die Bevölkerung freigab. Allerdings zunächst erst von montags bis freitags in der Zeit von mittags 12 Uhr bis abends 19.30 Uhr und für die gleichen Stunden an allen gesetzlichen Feiertagen, sofern sie auf einen Samstag oder Sonntag fielen.

Am Eröffnungstag des Palmengartens regnete es fast ununterbrochen. Und

doch kamen mehr als dreihundert Frankfurter an diesem 3. Mai 1948, um Wiedersehen mit der Oase zwischen den Trümmern zu feiern.

Unter den Besuchern war auch Georg Lengbach, der fast vierzig Jahre einer der grössten und liebenswürdigsten Schauspieler Frankfurts und als Bewohner der Friedrichstrasse ein Nachbar des Palmengartens war. Er begrüsste den Garten aufs Schönste:

«Lieber vertrauter Garten-Lebensgefährte. Wir haben die Altstadt mit dem Römer verloren, der Feststube des Deutschen Reiches; dahin ist das Kleinod der Stadt, unser Goethehaus; alle Konzertsäle, unser vornehmes Schauspielhaus, das schönste Operngebäude aller Zonen, dahin die Gerbermühle und der alte Petersfriedhof, der die Mutter Wolfgangs des Einzigen barg. Nur den Palmengarten hat uns ein gnädiges Geschick erhalten. Das Wiedersehen mit ihm nach Jahren der Trennung und Vernichtung reisst die ganze Vergangenheit empor. Über dem Eingangstor in den grossen Wiener Augarten hat Josef II. die Inschrift anbringen lassen: ‚Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer.‹ Ein gutes Wort. Aus dem gleichen Gefühl haben Frankfurter Bürger den Palmengarten geschaffen; sie gaben allein aus ihrer Tasche 60'000 Gulden für die berühmte Palmensammlung des Herzogs von Nassau (was damals sehr viel Geld war). Generationen haben sich des Gartens erfreut. Ein ‚Florierendes Frankfurt«, wie Salomon Kleiner das Frankfurt des 18. Jahrhunderts nannte, gab sich hier seit den siebziger Jahren des vorigen Säkulums ein Rendezvous. 1908 oder 1909 erlebten wir in ihm die erste Freilichtdarstellung: Professor Wilhelm Pfeifer-Belli, der Leiter des theaterwissenschaftlichen Seminars unserer Universität, inszenierte zu Goethes Geburtstag in der Nähe des Palmengartenweiher die ‚Laune des Verliebten« mit Käthe Hartmann, Mary Urban, Arthur Hellmer und mir. ‚Tout Francfort« war anwesend und sass im Freien auf Stühlen vor der herrlichen, eine mächtige, dunkelgrüne Rückenwand bildenden Trauerbuche, die heute noch steht. Ein sonniger Nachmittag war's, die Damen in eleganten Strassenkleidern, mit Sonnenschirm und Fächer, die Herren nicht weniger elegant, alles plauderte und unterhielt sich erwartungsvoll, ein Summen erfüllte die Luft, indes wir (wir spielten ohne jede Kulisse), hinter einem Gebüsch verborgen, die Zeit bis zum Beginn verbrachten. Dann wurde es still und das Spiel begann ... Sorglosere, wohlhabende Zeit, vierzig Friedensjahre gingen dir voraus. Wer sie nicht gekannt hat, weiss kaum, wie schön die Welt sein kann ...»

Auf dem Frankfurter Flughafen war am Samstag, dem 1. Mai 1948, der deutsche Luftpostverkehr mit dem Ausland wieder eröffnet worden. Um 14.15 Uhr startete auf dem Rhein-Main-Flughafen an diesem Tag eine von Prag kommende Maschine der Pan American World Airways mit den ersten 11'000 deutschen Sendungen nach Brüssel, wo sie die Anschlüsse nach Amsterdam, London und New York erreichten. Dem deutschen Luftpostverkehr standen zunächst sieben direkte Linien nach Übersee zur Verfügung.

Vor drei Jahren war Frankfurt eine Trümmer wüste gewesen, in der das Leben mit langsamem, mühsamen Pulsschlag ging. In den öden Strassenschluchten der Innenstadt verloren sich die Fussgänger, hie und da ein Handwagen, ein paar Fahrräder, ein Karren mit einem dünnen Gaul – und die ratternden Jeeps der Sieger.

Nun regte sich das Leben wieder kräftig. In den aufgeräumten Strassen flutete ein beachtlicher, immer zunehmender Verkehr.

«Wie kann Frankfurt sein Verkehrsproblem lösen?»

hiess damals – wie heute – eine Titelschlagzeile im lokalen Teil der «Neuen Presse». In jenen Tagen standen zwei (sehr vernünftige) Projekte einer Ringbahn zur Diskussion. In jenen Tagen, da Frankfurt den stärksten Verkehr aller westdeutschen Städte hatte, da in der mit am schwersten zerstörten Mainmetropole alle Möglichkeiten für eine grosszügige, vorausschauende Verkehrsplanung gegeben waren, wurden vor allem von sachverständigen Bürgern viele Vorschläge gemacht, deren Verwirklichung das heutige Verkehrschaos wahrscheinlich verhindert hätten. Es wurden viele Möglichkeiten diskutiert – und im Lauf der Zeit viele Chancen verpasst.

Die Stadt der Bücher

Vom 8. bis 23. Mai 1948 veranstaltete der Hessische Buchhändlerverband im Lichthof der Frankfurter Börse eine Ausstellung unter dem Titel «Bücherplatz Frankfurt». Den Veranstaltern kam es darauf an, die Rolle Frankfurts als «Umschlagplatz für Bücher» aufzuzeigen, die die Stadt inzwischen an Stelle von Leipzig angetreten hatte. Von den Anfängen dieser Entwicklung im Jahr 1946 haben wir berichtet.

Die Auswahl der Bücher auf dieser Ausstellung war nicht gross, (es war ja keineswegs eine Buchmesse – die erste fand 1949 statt), man wollte auch bei den Besuchern keine unerfüllbaren Wünsche wecken. Dafür vermittelten Karten und Statistiken einen Einblick in die Arbeit, die vom deutschen Buchhandel seit Kriegsende geleistet worden war. Zahlen zeigten deutlich das sprunghafte Ansteigen Frankfurts in seiner Bedeutung als Bücherumschlagplatz der Nachkriegszeit.

Die Freie Reichsstadt Frankfurt war im 15. und 16. Jahrhundert die «Bücherbörse» des Abendlandes gewesen, zu der Verleger, Buchhändler, Gelehrte und Schriftsteller aus den Brennpunkten der europäischen Kultur-

staaten kamen, um hier Folianten einzukaufen, Manuskripte zum Druck unterzubringen und die geistige Situation der Zeit zu diskutieren. Im 17. und 18. Jahrhundert musste Frankfurt seine Stellung als «Bücherbörse» des Abendlandes durch die Entwicklung der Leipziger Messe und die Ansiedlung eines konzentrierten Druckereigewerbes in Leipzig an diese Stadt abtreten.

Nach der Kapitulation waren alle Verbindungen nach Leipzig unterbrochen und konnten auch trotz ehrlicher Bemühungen nicht wieder aufgenommen werden. Wir haben erzählt, wie die Amerikaner eine Gruppe Leipziger Verleger vor dem Einmarsch der Russen nach Wiesbaden brachten. Andere aus der sowjetisch besetzten Zone kamen, als die Entwicklung dort deutlich wurde, in den Westen. Da war es kaum verwunderlich, dass es sie nach Frankfurt zog, in die Stadt, die einmal die erste abendländische Bücherbörse von Bedeutung gewesen war.

Der neu entstehende Bücherplatz Frankfurt war 1948, als diese Ausstellung stattfand, bereits das realste und praktischste wirtschaftspolitische Beispiel für die interzonale Bedeutung der Stadt.

Vor einem Jahr, am 19. Mai 1947, war durch einen Vertrag zwischen der Stadt und dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels als Parallele zur «Deutschen Bücherei» in Leipzig eine umfassende Archivbibliothek gegründet worden, die den Namen «Deutsche Bibliothek» führte und die Aufgaben einer Nationalbibliographie übernahm. Ihr Direktor war Professor Dr. Eppelsheimer, dem auch die Stadt- und Universitätsbibliothek unterstanden.

Zweck der «Deutschen Bibliothek» ist nach ihrer Satzung, «die vom 8. Mai 1945 an erscheinende deutsche und fremdsprachige Literatur des Inlands und die deutschsprachige Literatur des Auslands möglichst vollständig zu sammeln, aufzubewahren, zur Verfügung zu halten, nach wissenschaftlichen Grundsätzen bibliographisch zu verzeichnen und die Unterlagen für eine nationale Bibliographie zu schaffen».

Das bedeutet, dass man in dieser umfassenden Sammlung alles findet, vom Rätselheft bis zum Kinderbuch über jede wissenschaftliche Arbeit und Belletristik bis zum Kunstbuch. Jeder Verlag überlässt aus diesem Grund ein Exemplar seiner Produktion der «Deutschen Bibliothek».

Schon 1946 war unter Eppelsheimers Leitung begonnen worden, die Nachkriegserscheinungen in der Obhut der Stadt- und Universitätsbibliothek zu horten. Da diese Bibliotheken selbst schwere Schäden erlitten hatten und ihre Bücher zum grossen Teil in Bunkern lagern mussten, fanden dort auch

die ersten Sammlungen der «Deutschen Bibliothek» für viele Jahre ihren Platz.

Das Haus der «Deutschen Bibliothek» in der Zeppelinallee konnte erst 1959 eingeweiht werden. Die Sammlung war inzwischen auf 43'000 Bände angewachsen. Das Institut genoss schon lange im In- und Ausland ein hohes Ansehen. Heute, drei Jahre später, enthält die Sammlung bereits mehr als über eine halbe Million Exemplare.

Der Redner fiel in Ohnmacht

In den Maitagen wurde in Frankfurt bekannt, dass der Mann, der den Goetheturm auf dem Sachsenhäuser Berg gestiftet hatte, der ehemalige Frankfurter Industrielle Gustav Gerst – er war in die Vereinigten Staaten emigriert –, am 24. März 1948 in New York gestorben war. Der Goetheturm – heute bescheiden im Schatten des modernsten Wahrzeichens von Frankfurt, des Henninger-Turms, stehend –, schenkte den Frankfurtern den ersten grossen Rundblick von erhöhter Warte vom Sachsenhäuser Berg aus auf ihre Stadt und ins Maintal.

Das Pfingstfest nahte heran und mit ihm die Jahrhundertfeier zur Erinnerung an die erste deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche. Gerade noch rechtzeitig war der Wiederaufbau der Paulskirche im Innern zum Abschluss gelangt. Pfingsten fiel auf den 16. Mai. Freitag vor Pfingsten begann vom «Tor der Welt» Bremerhaven, der Stemlauf der Fackelträger zur Paulskirche. Die Schlussläufer der Hessen-Staffel waren die beiden Frankfurter Läufer Ulzheimer und Dahmert.

Die Festwoche zur Jahrhundertfeier mit einem umfangreichen Programm von kulturellen Veranstaltungen, wissenschaftlichen, politischen Konferenzen und Tagungen, begannen am Pfingstsonntag, mittags ein Uhr, mit der Eröffnung der Gedächtnisausstellung 1848 in den Räumen des Kunstvereins in der Eschenheimer Anlage.

Die Paulskirche war zu diesem Zeitpunkt noch von einem elegant wirkenden Stahlgerüst umgeben. Der 18. Mai 1948 war in Frankfurt ein Halbfeiertag. Die städtischen Ämter und Dienststellen waren ganz geschlossen, und nur dort, wo es notwendig war, bestand ein Bereitschaftsdienst. Die Polizeistunde war während der Festwoche bis Mitternacht verlängert. Frankfurt hatte sich, so gut es ging, für den Empfang seiner Gäste aus aller Welt geschmückt und die Trostlosigkeit seiner Ruinen mit jungem Grün verdeckt.

Der 18. Mai war der Höhepunkt der Feierlichkeiten. Vormittags sprachen in der Universität die Rektoren Professor Dr. Hallstein und Prof. Dr. Robert H. Hutchins (Chikago), dann verkündeten die Dekane der Fakultäten mehrere akademische Ehrungen. Unter anderem wurde Oberbürgermeister Dr. Walter Kolb Doktor honoris causa. Alle Veranstaltungen gipfelten in dem feierlichen Akt in der Paulskirche am Nachmittag. Unter Glockengeläut zogen die geladenen Gäste zu dem historischen Rundbau. Der Mitautor schritt an diesem Tag im feierlichen Zug der in die Paulskirche einziehenden Gäste und schrieb damals:

«Das Licht stürzt in den Raum. Das ganze Gewölbe ist Licht, die weissen Wände halten es nicht auf. Zwölf Kerzen brennen feierlich, wo das Orchester sitzt. Was gibt es sonst? Zwei verblichene Fahnen aus alten Tagen. Die violetten Blüten der Rhododendronbüsche. Das Schwarz-Rot» Gold der Fahnen. Die Beleuchtungsstrahlen mit dem bläulich-kalkigen Licht. Sonst nichts. Durch die hohen Fenster und die Kuppel blaut der wolkenlose Himmel dieses 18. Mai.

Wir sind herübergekommen, im feierlichen Zug von den Römerhallen, durch deren Dämmerung die Goldverbrämungen vom Ornat der ausländischen und deutschen Rektoren und Dekane schimmerten und das Lila der Bischofsgewänder. Verliess man diese Hallen einen Augenblick, um auf den Römerberg zu gehen, geriet man in eine wilde Hitze und sah das Geflatter tausender Fähnchen auf den Metallgerüsten.

Das Volk von Frankfurt hatte sich versammelt. Zwischen den Kiefern, die das arme, graue Trümmergestein gnädig verhüllten, kletterten Kinder und wehten die sommerlichen Gewänder der Mädchen. Und überall waren Blumen. Man hörte das Summen der Menschenmassen und das sanfte Geklapper der Pferdehufe. Polizei sperrte überall musterhaft ab und war, soviel wir es feststellen konnten, so höflich, wie es der Würde des Tages entsprach.»

Um 3.15 Uhr an diesem sonnenblitzenden Nachmittag fingen die Glocken zu läuten an; der Einzug begann. In den Wandelgängen wurde man von den weissen und roten Rosen aus Holland empfangen, so wiederholten sich auch hier die Farben der Stadt. Man merkte den Menschen an, wie sie der Raum der Kirche (die man freilich nicht mehr als Kirche empfindet) überwältigte. Es waren Augenblicke einer grossen Feierlichkeit.

Der Oberbürgermeister empfang, angetan mit den Insignien seiner Würde, die zwölf Staffelläufer aus den deutschen Ländern, die letzten Glieder jener lebendigen Kette «vom Fels zum Meer». Ein Abgeordneter des Deutschen Gemeindetages überbrachte eine feierliche Adresse. Generalmusikdirektor Bruno Vondenhoff hob den Stab: die Uraufführung des «Frankfurter Konzertes» begann: Harald Genzmer hatte es im Auftrag der Stadt komponiert.

«Es ist eine grosse Stunde, die wir jetzt erleben, und wir alle, die wir in diesem heiligen Raum versammelt sind, wissen um ihre Bedeutung.» Mit diesen Worten begann Oberbürgermeister Dr. Walter Kolb seine Festansprache. Er erinnerte an die grossen Ziele, um die jene Männer vor hundert Jahren gerungen haben, und er zitierte Arndts grosses Wort, das er in der Trauer der scheinbaren Niederlage sprach: «Wir sind geschlagen, nicht besiegt. In solcher Schlacht erliegt man nicht.» Walter Kolb sagte, fast könne man die Vernichtung der Paulskirche als eine Art göttliches Strafgericht für die Abkehr von den Idealen von 1848 sehen. Nun heute, da uns oft Ermattung und Mutlosigkeit anfallt, habe die Tat der Wiedererbauung dieser Kirche gezeigt, dass wir nicht verlernen dürften, an unsere Kraft zu glauben.

Der Oberbürgermeister begrüßte insbesondere den deutschen Dichter Fritz von Unruh, der nach löjährigem Exil in die Heimat zurückgeëilt war. «Wir wissen, Herr von Unruh, dass auch drüben in den Staaten ihre Liebe zur alten Heimat nicht geringer geworden ist und dass die Sehnsucht nach ihr immer in Ihrem Herzen brannte.»

Walter Kolb verzichtete auf Einzelbegrüssungen. «Ich würde Unhöflichkeit und einen Fehler begehen, würde ich dies tun: Sie sind alle namhafte Vertreter des politischen und geistigen Lebens.» Er beendete seine Ausführungen mit den Worten: «Ich glaube, im Namen aller deutschen Menschen sprechen zu dürfen, wenn ich in dieser Feierstunde der Nation an alle hier versammelten Politiker die Bitte richte, im Geiste der Toleranz und der aufrichtigen Zusammenarbeit die Erfüllung jener Forderung zu erstreben, die in der Frankfurter Paulskirche von 1848 hinter dem Präsidentenstuhle zu lesen war: «Des Vaterlandes Grösse, des Vaterlandes Glück, o schafft sie, bringt sie dem Volke zurück.»

Oberbürgermeister Kolb teilte mit, dass der Direktor der Militärregierung in Hessen, Dr. Newman, seine zunächst geplante Rede nicht halten werde, da er zu der Überzeugung gekommen sei, die Feier der Paulskirche sei eine Angelegenheit der Deutschen unter sich.

Dann hielt Fritz von Unruh seine Festrede, die er wegen eines Schwächeanfalls unterbrechen musste. So gross war die Erschütterung der Heimkehr und der feierlichen Stunde. Ein Empfang durch das hessische Staatsministerium am Abend beschloss den Festtag.

Andern Tags brachte die «Neue Presse» die Rede Fritz von Unruhs im vollen Wortlaut, und an den folgenden Tagen ausführliche Berichte über die einzelnen Kundgebungen, Tagungen und Zusammenkünfte der Festwoche. Die Mitautorin hatte den 18. Mai 1948 am Rande der grossen Feiern erlebt, wie die Mehrzahl der Bevölkerung, und berichtete darüber:

Frühmorgens. Blick aus dem Fenster. Auf dem nahen Südbahnhof steht die schwarzrotgoldene Flagge fast steif im Wind. Der Metzger gegenüber hat die Rolläden herunter. Das hat nichts mit dem Festtag zu tun, sondern mit dem Fleischmangel. Vor dem Milchladen stehen die Hausfrauen Schlange nach Magermilch. Später kommt Mutter vom Einkaufen zurück. Sie hat Zitronen in der Tasche. Die ersten seit Jahren. Für jeden eine. «Wenn pro Kopf noch eine Flasche Äpfelwein verteilt worden wäre, hätte ich zur Feier des Tages heute abend eine Maibowle machen können», sagt sie.

Unterwegs am Vormittag. Die Hauptstrassen sind seit Tagen schon ein Fahnenmeer. Fremde fragen nach dem Römerberg. Die weissen Mützen der Verkehrspolizisten blitzen an den grossen Kreuzungen. Die neue Uniform nach dem Vorbild der New Yorker Polizei fällt vielen auf. –

Auf dem Eisernen Steg legen ein paar Arbeiter Lautsprecheranlagen. Es geht nicht so, wie sie es wollen. Sie schaffen ihrem Ärger Luft mit einem Zitat aus Goethes «Götz». Zwei Dampfer liegen am Fahrtor. Einer heisst «Vaterland».

Nach dem Mittagessen. Auf dem Römerberg. Die Zufahrtstrassen sind schwarz von Menschen. Unter den Fahnen, zwischen den Bäumen auf den Trümmern sitzen Hunderte, Tausende.

Eine Umfrage der Zeitungen nach der Festwoche ergab ein zwiespältiges Echo auf die Paulskirchen-Feiern bei der Bevölkerung. So regten sich viele Frankfurterinnen vor allem über die «Stoffverschwendung» für die vielen Fahnen auf, und man musste das verstehen, wenn man neben der Umfrage die Veröffentlichung las, dass pro Kopf der Bevölkerung nach langer Zeit wieder einmal auf Abschnitt L 504 der Lebensmittelkarten vier Punkte für Spinnstoffwaren aufgerufen wurden. Für zwei Punkte bekam man ein Taschentuch.

Bier auf Brotmarken

An der Hauptwache hatte es in der Festwoche ein Bierzelt gegeben. Ausgeschenkt wurde das «Bierersatzgetränk», von dem die Verwaltung für Ernährung bekanntgab, dass es ab 1. Juli mit «einem Stammwürzgehalt von 1,5 bis 1,7 Prozent» auf Brotmarken ausgegeben werde. Für 50 Gramm Brotmarken sollte es eineinhalb Liter Biergetränk geben.

Ein Jahr später

Frankfurt, 18. Mai 1949. – Frühmorgens. Blick aus dem Fenster. Es macht Spass, den grossen, gelben Omnibus am Südbahnhof stehen zu sehen, der seit drei Tagen hier alle 20 Minuten auf Fahrgäste wartet, die endlich nicht mehr über die Brücken laufen müssen. Der Metzger gegenüber hat wieder ein grosses Schaufenster aus Glas. Die Würste kringeln sich in langen Schlangen von Haken zu Haken. Mutter kommt vom Einkaufen zurück. Sie kann die Tasche kaum schleppen, so schwer ist sie. «Die Kaufleute drängen einem ihre Ware auf», sagt sie.

Auf dem Römerberg. Um den Gerechtigkeitsbrunnen ragen die Fahnen» Stangen. Das «Festzelt», das im vergangenen Jahr fehlte, ist aufgebaut. Auf den Trümmern wachsen wieder Fichtenstämme. Vor dem Römer wird eine Schiessbude aufgeschlagen, am Main parken die Wagen der Schausteller. Alles für den «Wäldchestag» (auf dem Römerberg) zur Ausstellung «Unser Wald».

Nachmittags an der Hauptwache. Wie lange soll diese eigentlich noch als hässliche Ruine im Mittelpunkt der Stadt stehen? Beim lange zurück» liegenden letzten Wahlkampf wurden die Plakate einer Partei mit Krach entfernt, weil der Aufbau beginnen sollte. Es ist immer noch nicht so weit, und der Aufbau kann doch nun wirklich nicht die Welt kosten. –

Im Zoo steht ein Zirkus-Festbau, in dem Operetten gespielt werden. Vor dem Verkaufskiosk an der Hauptwache kein Mensch. «Die echte Sunlichtseife ist wieder da ...» schreit ein junger Mann.

Am Abendhimmel hörst du die Flugzeuge der Luftbrücke immer noch gen Osten brummen. Der abnehmende Mond steht wie eine schmale Sichel hinter den Wolken und denkt sich vermutlich seinen Teil. M. L.

Vom 25. Mai 1948 an wurde die Untermainbrücke gesperrt, und für lange Zeit gab es an diesem Flussübergang nur den Verkehr mit einer Fähre. Der Wiederaufbau der Brücke begann.

Das amerikanische Hauptquartier für den europäischen Befehlsbereich wurde vom 1. Juli an offiziell von Frankfurt nach Heidelberg verlegt. Es blieben nur noch einige Abteilungen des Hauptquartiers in Frankfurt. Begründung für den Umzug: Man wolle Platz für die Erweiterung der Zweizonenämter machen.

Schlagzeilen vom 2. Juni 1948: «Heute: Londoner Kommuniqué – Entscheidung über Währungsreform bevorstehend.»

Etwas liegt in der Luft

Der «Tag X», wie die Amerikaner den Tag der Währungsreform nannten, begann auch im lokalen Teil der Presse seine Schatten vorauszuwerfen. Im Sperrgebiet in Frankfurt wurden 270 Häuser freigegeben.

Mitte Juni wurden Wohnungsinhaber aus dem Sperrgebiet aufgefordert, sich beim Wohnungsamt zu melden. Das Fallen des Zaunes wurde für den 1. Juli in Aussicht gestellt. Der Zaun wurde dann am Tag nach der Währungsreform niedergerissen. Sparkassen und Banken empfahlen der Bevölkerung, alle überflüssigen Geldbeträge so bald wie möglich einzuzahlen. Die Post riet allen Rentenempfängern Anfang Juni ihre Renten pünktlich abzuholen, da nicht abgeholte Renten nicht nachgezahlt würden.

Die Schlangen vor den Frankfurter Wirtschaftsämtern wurden zu dieser Zeit von Tag zu Tag länger. Das Wirtschaftsamt Frankfurt sah sich ange-

sichts der Situation veranlasst, einen Überblick zur Versorgungslage im vergangenen Jahr zu geben und damit das erschreckende Missverhältnis zwischen Bedarf und Versorgungsmöglichkeit aufzuzeigen.

Nach diesem Überblick 1947 waren bei einer durchschnittlichen Bevölkerungszahl von 430'000 Einwohnern ausgegeben worden: 58'294 Paar Strassenschuhe für Männer und Frauen; 40'778 Paar Strassenschuhe für Kinder; 19'359 Paar Arbeitsschuhe.

An Bezugsmarken für Haushaltsgeräte waren ausgegeben worden: 23'000 für Kochtöpfe, 6'832 für Eimer, 6'000 für Schüsseln, 1'408 für Wannen, 900 für Waschtöpfe und 27'406 für Teile Porzellan.

Für Besen und Bürstenwaren hatte man folgende Bezugsscheine ausgeben können: 22'200 Waschbürsten, 13'580 Schrubber und 6'744 Strassenbesen. Ferner waren ausgegeben worden: Bezugsmarken für 1'080 Kinderwagen, 1'171 Wecker, 59 Taschenuhren und 28 Armbanduhren.

An Bezugsberechtigungen für Wohnmöbel erhielt die Bevölkerung: ganze fünf Küchen komplett, 261 Küchenschränke, 86 Schlafzimmer komplett, 466 Kleiderschränke, 3'766 Betten und 60 Wohnzimmer komplett. Für Büromöbel wurden vom Wirtschaftsamt in den Monaten September bis Dezember 1947 nur eine geringe Zahl von Bezugsscheinen aus» gegeben, und zwar u.a.: 150 Normalschreibtische, 100 Kleinschreibtische und 140 Aktenschränke.

In der Fahrrad-Bewirtschaftung standen 12'000 Anträgen nur die Ausgabe von 1'248 Bezugsscheinen gegenüber. Für Fahrradanhänger wurden 37 Berechtigungsscheine ausgestellt. Für Fahrradbereifung wurden ausgegeben: 28'230 Scheine für Decken und 27'578 Scheine für Schläuche. In Frankfurt waren damals rund 140'000 Fahrräder registriert. Jeder Fahrradbesitzer konnte also alle fünf Jahre mit einem Bezugsschein für eine Decke und einen Schlauch rechnen.

Für Öfen und Herde waren an Bezugsscheinen ausgegeben worden: 7'305 für eiserne Öfen, 3'518 für Kohlenherde (62 cm), 195 Kohlenherde (80 cm), 15 Kohlenherde (120 cm), 571 zweiflammige Gaskocher, 71 Gasherde und 11'520 Meter Ofenrohr.

Auf dem Gebiet der Kohlenversorgung konnten bei einem Mindestbedarf von 300'000 Tonnen nur 155'810 Tonnen verteilt werden.

Zu dieser Übersicht verkündete das Frankfurter Wirtschaftsamt drei Wochen vor der Währungsreform: Keine Besserung der Versorgungslage. Auch im ersten Halbjahr 1948 hat sich nichts geändert.

Unser Gedächtnis trägt also, wenn viele heute in der Rückerinnerung meinen, es sei nach dem Kriege auf dem Versorgungssektor zwar nur entsetzlich langsam, aber doch aufwärts oder wenigstens vorwärts gegangen. Anfang Juni 1948 wurde auch das inzwischen älteste deutsche Rundfunk-Quiz «Raten Sie mit!» – Ein Fragespiel zwischen Frankfurt und London – eröffnet. Von dem ersten Frankfurter Rateteam im Funkhaus: Hans Otto Grünefeldt, Charlotte Kaminsky und Peter Steinbach, ist nur noch der zuletzt genannte mit von der Partie.

Am 10. Juni 1948 zeigte das Thermometer in Frankfurt 30 Grad im Schatten. Die Schlagzeile der «Neuen Presse» vom 14. Juni lautete:

Ost-West-Verkehr unter Sowjetkontrolle – Berliner Westsektoren allein auf den Luftweg angewiesen.

Zwei Tage vorher war auf dem Frankfurter Flughafen als internationales Luftfahrtsymbol ein Denkmal enthüllt worden, das die Bildhauerin Margarete Fendel nach den preisgekrönten Entwürfen der amerikanischen Soldaten Boyd Moore und Henry Cypriano modelliert hatte. Auf dem Flughafen wurden die deutschen und ausländischen Gäste noch immer unterschiedlich behandelt (getrennte Aufenthaltsräume). Aber bei der Einweihung des Denkmals versprach Dr. Newman, Chef der Militärregierung in Hessen, dass sich das bald ändern werde.

Mitte Juni wurde Dr. Kolb nach den Hessischen Bürgermeisterwahlen in seinem Amt als Oberbürgermeister der Stadt bestätigt.

Mitte Juni begannen die Freilichtspiele im Karmeliterkloster so früh wie nie und mit Lope de Vegas Komödie «Was kam denn da ins Haus ...»

Der Tag X

Der Tag der Wende rückte heran. Die Papiermarkpreise schwollen ins Phantastische. Zigaretten kosteten mancherorts 300 Mark. Ein paar Tage später würde man sie, deren Handel ja bekanntlich verboten war, für drei Mark kaufen können.

Am 14. Juni fragte die Zeitung:

«Wird der Tag X ein Sonntag sein?»

Am 16. Juni lauteten die Schlagzeilen:

Die Gespräche um die Währungsreform – Clay: Stichtag wird kurzfristig bekanntgegeben – Pariser Entscheidung steht noch aus.

Die Redaktion der «Neuen Presse» wusste zu diesem Zeitpunkt schon, welcher Tag der Tag X sein würde, durfte aber nichts davon verlauten lassen. Und das kam so:

Am 15. Juni 1948, einem gewitterschwülen Dienstag, machten die Mitarbeiterin, ein Kollege und ein Fotoreporter zwischen 17 und 18 Uhr durch Kreuz- und Querfahrten im Bankenviertel Jagd auf die zu erwartenden Transporte mit dem neuen Geld. Vor dem Haus der Allianz in der Taunusanlage und am Zaun der amerikanischen Kantine, die sich in der Nähe

befand, standen amerikanische Militärpolizisten und britische Soldaten. Die Vermutung lag nahe, dass sie die Bewacher der Geldtransporte von Hamburg nach Frankfurt gewesen waren.

Um 18.04 Uhr donnerten aus Richtung Schauspielhaus drei amerikanische Lastkraftwagen in die Taunusanlage ein. Die Wagen hatten keine Fracht, sondern gutgekleidete Herren geladen. Während Militärpolizisten noch die Strasse absperreten, sprangen die ersten Herren von den Wagen und liefen auf das Allianzhaus zu. Mein Kollege, sprang ebenfalls aus unserem Redaktionsauto und rief dem Fotoreporter zu: «Schiess' los, das sind bestimmt die deutschen Finanzleute, die zu den letzten Beratungen eintreffen.»

Eine Minute später sah die Mitautorin ihre Kollegen unter Bewachung von zwei Militärpolizisten ebenfalls in das Haus verschwinden. Sie wurden dort festgehalten, aber liebenswürdig gepflegt und ausgerechnet vor eine Glaswand gesetzt, die nicht ganz schalldicht war und hinter der man letzte Instruktionen gab. Die Kollegen erschienen anderthalb Stunden später auf der Redaktion ohne Film in der Kamera und mit einem Schweigegebot. Ein weiblicher amerikanischer Leutnant hatte ihnen vor ihrer «Entlassung» gesagt, sie seien Zeuge von Vorgängen geworden, die geheim bleiben müssten, die auf keinen Fall vor dem nächsten Montag veröffentlicht werden dürften. Wir wussten also genau, dass der Tag X der Sonntag sein würde. Die Schlagzeile vom Freitag, dem 18. Juni 1948 lautete:

Paris billigt Londoner Empfehlungen – Mit 300 gegen 286 Stimmen.

Und das war die letzte Meldung der damals vormittags erscheinenden Zeitung vom 18. Juni 1948 auf der ersten Seite:

Proklamation der Währungsreform heute Nachmittag.

Frankfurt fieberte der Stunde X entgegen.

Die grossen Schwarzmarktbosse zeigten sich noch ziemlich gelassen. Sie hatten von amerikanischer Seite Informationen, dass mit der Geldumstellung noch lange nicht die Rationierung aufgehoben sei. Aber hier hatte man sich verrechnet, weil man nicht mit einem Mann namens Professor Dr. Erhard rechnete, der auch entgegen amerikanischer Anweisung sofort die Rationierung in grossem Umfang aufhob.

Die Sparkassen und Banken hatten die letzten Vorbereitungen für den X-Tag getroffen. 390 Zahlstellen, vielfach in Schulen, waren bereits in der Stadt errichtet. Die Angestellten der ältesten Frankfurter Sparkasse (von 1822) hatten eigenhändig das Grundstück Neue Mainzer Strasse 51 ent-

trümmert. Die Aufstellung eines grossen Zelttes hatte hier begonnen, das den Durchgangsverkehr zwischen dem zerstörten Altbau Nr. 49 und dem erhaltenen Neubau Nr. 53 ermöglichte. Monteure waren noch mit dem Aufbau von Lautsprecheranlagen beschäftigt, über die es nicht nur Anweisungen zum Geldumtausch, sondern auch unterhaltsame Musik geben sollte (und gab).

Am Freitagnachmittag wurde über Radio Frankfurt die Währungsreform proklamiert. Die rund 7'000 Worte umfassende Proklamation verlas der US-Kontrolloffizier bei Radio Frankfurt, Mister Lochner.

Durch die Rotationsmaschinen sauste kurz danach die Sonderausgabe der «Neuen Presse» mit den Schlagzeilen

Ab Sonntag Ausgabe des neuen Geldes

Das erste Gesetz der amerikanischen, britischen und französischen Militärregierung zur Neuordnung des deutschen Geldwesens – Erste Massnahme: Am Sonntag pro Kopf gegen alte 40 Mark 40 neue; 20 weitere später – Gesetze über Umtausch aller anderen Geldbeträge stehen noch aus.

Der Leitartikel der Sonderausgabe stand unter dem Titel:

Das Ende eines Alpdrucks.

SCHLUSSWORT

Jahre des Alpdrucks, gewiss. Doch das Wort trifft nur das Materielle. Es waren Jahre des Aufatmens. Nach allen Schrecken, aller Angst waren wir ruhig geworden, es war eine Hoffnung in der Welt. Gewiss, sie war schon verblasst, als das gute Geld kam, aber es würde noch viele Jahre, nachdem alles dies vorbei war, Menschen geben, die voller Dankbarkeit an die Zeit dachten, in der man zwar hungerte, aber wieder frei atmen konnte.

Es waren, in jedes Deutschen Leben, wichtige Jahre.

Es waren auch bedeutende Jahre im Leben der schwer geschlagenen Stadt, des Erinnerens und Aufzeichnens wert.

Mit der Währungsreform fing ein neuer Zeitabschnitt an. Sie war der Start zu einer unerhörten Regsamkeit, zu einem damals unvorstellbaren materiellen Aufschwung.

Das später oft zitierte Wort: «Jeder hat doch mit vierzig Mark angefangen», war natürlich eine Täuschung. Und doch gibt es keine Generation, die einen solchen Schock erlebt hat: dass von einem Tag zum anderen plötzlich so gut wie alles zu haben war, und dass die Gehälter, die vorher praktisch alberne Trinkgelder waren, ihr volles Gewicht hatten.

Noch immer lag die Stadt im Schutt. Aber von nun an würde der Aufbau Sinn bekommen.

Dies ist ein Bericht, und wollte nie mehr sein als ein Bericht. Die Autoren haben die Zeit miterlebt, die hier geschildert wurde. Sie stehen für jedes Wort ein.

ANHANG

Bürgerrat

Für den Frankfurter Bürgerrat wurde die Zahl von 28 Mitgliedern festgesetzt, und heute noch mag es erstaunlich klingen, dass diese Leute sich von vornherein auf die damals massgeblichen, aber kaum offiziell anerkannten vier politischen Parteien: Sozialdemokraten, Christliche Demokraten, Liberale Demokraten und Kommunisten, paritätisch verteilten.

Die Trennung zwischen Sozialdemokratischer und Kommunistischer Partei war schon damals entschieden.

Die Liste der Mitglieder bei der ersten Sitzung des Bürgerrates wies folgende Namen auf: Lina Albrecht, Josef Arndgen, Dr. Martin Arndt, Dr. Gustav Bautzmann, Prof. Dr. Beutler, Dr. Hans Breibach, Emil Carlebach, Walter Dirks, Dr. Hugo Eckart, Else Epstein, Hans Etz Korn, Dr. Fertsch, Walter Fisch, Peter Fischer, Eva Höhn, Direktor Jakobs, Martin Kirsch, Wilhelm Knothe, Hans Latscha, Adolf Leweke, Rudi Menzer, Oskar Müller, Bruno Schade, Ludwig Schäfer, Adolf Scheibel, August Weinsperger, Dr. Weinstock, Dr. H. Wilhelmi.

Während der Laufzeit des Gremiums schieden mehrere Mitglieder wegen Übernahme von Regierungsämtern in Wiesbaden und aus anderen gewichtigen Gründen aus. Die Parteien sorgten für Ersatz. So gelangten Frau Lucie Beyer, Schulrat Korff, der Betriebsratsvorsitzende Kriegseis, Gustav Adolph, Ludwig Jost aus Höchst, Edwin Höcher nachträglich in den Bürgerrat.

Die erste Regierung

In Wiesbaden wurde die Regierung Gross-Hessen gebildet. Ministerpräsident: Professor Dr. Karl Geiler; Innenminister: Hans Venedey; Finanzminister: Wilhelm Mattes; Justizminister: Dr. Robert Fritz; Arbeitsminister: Oskar Müller.

Frankfurter Abgeordnete der Verfassungsberatenden Landesversammlung. In die Verfassungsberatende Landesversamm-

lung Gross-Hessen wurden in den sechs Frankfurter Wahlkreisen auf Grund der besonderen Vorschriften über die verhältnismässige Errechnung der Mandate folgende Abgeordnete in Frankfurt gewählt. Wahlkreis I: von den durch die Parteien aufgestellten Kandidaten hat keiner einen Sitz errungen.

Wahlkreis II: Leonhard Heisswolf (SPD) und Ernst Landgrebe (LPD)

Wahlkreis III: Willy Müller (SPD)

Wahlkreis IV: Georg Stierle (SPD)

Wahlkreis V: Erich F. W. Altwein (SPD)

Wahlkreis VI: Willy Appel (SPD)

Die Stadtverordneten von 1946

SPD

1. Dr. Edmund Adam
2. Josef Auth
3. Adolf Bender
4. Anna Beyer
5. Maria Bittorf
6. Albert Buschung
7. Josef Haas
8. Hans Fischer
9. Benno Halberstadt
10. Heinrich Heuzeroth
11. Edwin Höcher
12. Richard Horr
13. Max Kemper
14. Karl Klee
15. Paul Kirchhof
16. Jakob Kriegseis
17. Julius Krohn
18. Heinrich Kromer
19. Nikolaus Maurer
20. Rudolf Menzer
21. Rudolf Niedermann
22. Fritz Pfeiffer
23. Johannes Rebholz
24. Hermann Salomon
25. Hermann Schaub
26. Hans Schiefele
27. Walter Schneider
28. Ernst Schröder
29. Georg Treser
30. Elisabeth Wetzel
31. Hans Wülfing
32. Fritz Caspary

CDU

1. Hans Albrecht
2. D. theol. Karola Barth
3. Maria Bausch
4. Dr. Hans Breitbach
5. Aloys Brisbois
6. Heinrich Dressier
7. Else Epstein
8. Dr. Max Flesch-Thebesius
9. Heinrich Plettner
10. Dr. Joseph Frank
11. Jakob Glaab
12. August Gräser
13. Peter Horn
14. Ludwig Jost
15. Adolf Karst
16. Paul Kruske
17. Adolf Leweke
18. Amalie v. Mettenheim
19. Hans Paul Meyer
20. Emil Miltenberger
21. Konrad Neudeck
22. Martin Rasp
23. Elisabeth Rhabanus
24. Hermann Rübsamen
25. Adolf Scheibel
26. Hans Schmorl
27. Alois Uihlein
28. Dr. Hans Wilhelmi

Die erste Stadtverordnetenversammlung nach dem Kriege, die erste, die als frei» gewählte Vertretung der Bürgerschaft fungierte, bestand aus 60 Abgeordneten, 32 Sozialdemokraten und 28 Mitgliedern der Christlich-Demokratischen Union. Andere Parteien hatten keine Chance, weil nach dem § 7 des Hessischen Gemeindegewahlgesetzes vom 15.12.1945 eine 15%-Klausel eingeführt war. Die KPD erreichte 11,6°/o und die Liberal-Demokratische Partei 11,3%. Diese beiden Parteien zogen erst 1948 in das Stadtparlament ein, die LPD nun schon mit 19 Sitzen und die KPD mit 9.

Im Verlauf der Sitzung erfolgte durch einstimmige Wahl die Bildung eines Präsidiums:

1. Stadtverordnetenvorsteher: Rebholz (SPD)

2. Vorsteher: Leweke (CDU)
 1. Schriftführer: Jost (CDU)
 2. Schriftführer: Schieferle (SPD)
- Beisitzer: Klee (SPD).

Oberbürgermeister und Magistrat

Zum Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt wurde mit 32 Stimmen der SDP gegen 28 Stimmen der CDU der bisherige Oberstadtdirektor von Düsseldorf, Walter Kolb, gewählt. Die Stimmen der CDU entfielen auf Dr. Blaum.

Gleichfalls mit 32 Stimmen der SPD gegen 28 Stimmen der CDU wurden gewählt:

Zweiter Bürgermeister Dr. Altheim (SPD). Die CDU stimmte für Dr. Reinert.

Stadtrat für das Fürsorgewesen, Althanns (SPD). Die CDU stimmte für Dr. Strüder.

Stadtrat für die technischen Werke, Treser (SPD). Die CDU stimmte für Dr. Heun.

Stadtrat für das Schulwesen, Seliger (SPD). Die CDU stimmte für Klöckner.

Stadtrat für das Hochbauwesen, Dr. Königeter (parteilos). Die CDU stimmte für Professor Schwarz.

Stadtrat für das Personalwesen, Menzer (SPD). Die CDU stimmte für Dr. Lingnau.

Stadtrat für das Gesundheitswesen, Dr. Bautzmann. Die CDU stimmte für Dr. Strüder.

Stadtrat für das Wohnungs» und Rechtsamt, Dr. Reinert (Parteilos). Die CDU stimmte für Dr. Ott.

Mit den Stimmen sämtlicher 60 Stadtverordneten wurde der bisherige Stadtkämmerer Dr. Lehmann (Parteilos) wiedergewählt.

Zum Leiter des Tiefbauamtes wurde mit 59 Stimmen der bisherige Stadtrat Miersch (Parteilos) gewählt.

Für die Wahl der elf ehrenamtlichen (unbesoldeten) Stadträte galt nach dem Gemeindegewahlgesetz das Verhältniswahlrecht. SPD und CDU hatten je eine Liste aufgestellt. Entsprechend der Stärke der Parteien erhielt die Liste der SPD sechs Sitze, die Liste der CDU fünf Sitze.

Es wurden gewählt: Auf der Liste der SPD die unbesoldeten Stadträte Pfeiffer, Kriegseis, Brückner, Fay, Salomon und Frau Bergmann.

Auf der Liste der CDU: Brisbois, Gräser, Dr. Raser, Klöckner und Dr. Kercher.

Nachwahl vom 26. September

Für die neu zu besetzenden Stadtratsstellen wurden vier Kandidaten nominiert, die von der Stadtverordnetenversammlung auch gewählt wurden. (Nur zwei der Kandidaten gehörten damals der CDU an.) Zum Zweiten Bürgermeister wurde der 52jährige Eugen Helfrich, damals vielbeschäftigter Anwalt, gewählt. Stadtkämmerer wurde der bisherige Leiter eines Frankfurter Finanzamtes, Oberregierungsrat Klingler. Stadtrat für das Gesundheitswesen wurde Magistratsrat Dr. Prestel, Stadtrat für das Hochbauwesen Architekt Planck.

Bombenentschärfung

Von 1945 bis 1948 wurden aus dem Stadtgebiet Frankfurt an Sprengkörpern entfernt und unschädlich gemacht:

238 Sprengbomben, Kaliber 100 lb, 250 lb, 500 lb und 1'000 lb; 320 Phosphorbrandbomben 30 lb; 1'774 Granaten 7,5 - 8,8 und 10,5 cm; 778 Stabbrandbomben; 618 Splitterbomben SD 2; 1394 Handgranaten; 364 Wurfgranaten, Panzerfäuste und Minen; 294 Tonnen (!) Munition verschiedener Art. Nach 1948 wurde das Sprengkommando auf drei Mann reduziert, und zwar auf die Polizeiangehörigen Bohn, Schenker und Hermann.

Diese drei Mann machten in den Jahren von 1948 bis 1960 noch unschädlich: 473 Sprengbomben Kaliber 100 lb, 250 lb, 500 lb und 1'000 lb; 2'880 Phosphorbrandbomben 30 lb; 9'710 Granaten 7,5 - 8,8 und 10,5 cm; 6'815 Stabbrandbomben; 1'170 Handgranaten; 2'332 Wurfgranaten, Panzerfäuste und Minen.

Und heute, 17 Jahre nach Kriegsende, ist die Arbeit des Sprengkommandos der Frankfurter Polizei noch nicht beendet. Unter der Dienstaufsicht des Polizeioberkommissars Marweld von der Abteilung Waffen und Geräte ist der Polizeihauptwachtmeister Heinrich Bohn, der 1946 das zweite Sprengkommando übernahm, mit weiteren Beamten, denen heute Fachkräfte aus der Abteilung für Waffen und Geräte der Polizei zur Verfügung stehen, noch immer an der Blindgängerbeseitigung tätig. Allein im November 1961 wurden in Frankfurt noch unschädlich gemacht und entfernt: 4 Sprengbomben 1'000 lb, 250 lb, 1'501b und 100 lb; 3 Phosphorbrandbomben 30 lb; 4 Sprenggranaten 8,8 cm; 6 Panzerfäuste; 64 Stabbrandbomben; 2 Wurfgranaten; 1 Handgranate.

Die Preise vom Schwarzen Markt im August 1947

Lebens- und Genussmittel: Kaffee (Pfund) 350-380 Mark; Kaffee, grün (Pfund) 320-350 Mark; Tee (Pfund) 360-400 Mark; Kakao (Pfund) rd. 400 Mark; Butter (Pfund) rd. 250 Mark; Öl ($\frac{1}{4}$ Liter) 250-300 Mark; Zucker (Pfund) rd. 80 Mark; Mehl, amerikanisch (Pfund) rd. 25 Mark; Brot, 1'500 Gramm rd. 30 Mark; Eier (1 Stück) rd. 10 Mark; Zigaretten (20 amerikanische) 100-200 Mark; Schokolade (ein Täfelchen) 20-30 Mark; Seife (1 Stüde amerikanische) 30 Mark.

Bekleidung und Schuhe: Anzugstoff (I. Qualität) 3'000-4'000 Mark; Kleiderstoff (Seide, Coupon, ca. 4 Meter) 1'000 Mark; Kleiderstoff (Druck, Coupon ca. 4 Meter) 600-800 Mark; Seidenstrümpfe, gute Qualität, 200-250 Mark das Paar; Herren- und Damenschuhe (modisch, Ganzleder) 1'000-1'500 Mark.

Sonstiges: Schwergoldene Uhr, 18 Karat (Schweizer Werk, modernste Ausführung) 6'000-8'000 Mark; Brillanten, 1 Karat, rein, rd. 30'000 Mark; Gold, 1 Gramm, rd. 180 Mark. Mark = Reichsmark.

Überblick über die Bautätigkeit

Nach Auskunft des Frankfurter Stadtrats Blanck waren am 1. August 1947 in Frankfurt:

23,2 Kilometer Strassen von Schutt geräumt. 19'000 Wohnräume wiederhergestellt. 12'500 Dächer wiederhergerichtet (einschliesslich 7'500 Kleinstreparaturen). 12'700 Bauarbeiter beschäftigt (gegen schätzungsweise 20'000 am 1. September 1939 – in einer unzerstörten Stadt!). 150 von 400 beschädigten öffentlichen Gebäuden (Schulen, Krankenhäuser) wiederhergerichtet. Gesamtzahl aller öffentlichen Gebäude 500. 1'820 Baustellen wurden gezählt. 10 von 47 beschädigten Kirchen

(Gesamtzahl 75) wiederhergestellt oder sind im Bau.

Haushaltsplan März 1948

Der letzte ordentliche Etat vor der Währungsreform wies, in Einnahmen und Ausgaben ausgeglichen, 132'155'270 Mark auf. (Steigerung gegenüber dem Vorjahr mehr als drei Millionen.) Im ausserordentlichen Haushalt wurden, ausgeglichen, 7,44 Millionen eingesetzt; davon waren rund 0,75 Millionen für den Wiederaufbau der Paulskirche und über vier Millionen für den Wiederaufbau der Hafenbetriebe vorgesehen.

Im gleichen Hause sind bereits erschienen von

Richard Kirn

ALS ICH HEUTE...

Ein Zeitungsmann erzählt

Mit Zeichnungen von Reich an der Stolpe

Die drei Worte dieses Titels haben ihre Geschichte. Mit ihnen beginnt Richard Kirn seit vielen Jahren in einem grossen Boulevardblatt die Glosse, die er dort Tag für Tag schreibt. Aus Tausenden dieser Glossen sind hier einige der eindrucksvollsten ausgewählt.

DIE GOLDENE FAHNE

Essays und kleine Prosa

Richard Kirn hatte das Glück, mit Augen geboren zu werden, die auch dort etwas entdeckten, wo andere nur das Alltägliche finden. Er ist seit über dreissig Jahren Zeitungsmann, aber er ist heute so neugierig und heiss hungrig auf das Leben in allen seinen Erscheinungsformen wie damals, als er in einer rheinhessischen Redaktion seine ersten Berichte schrieb.

SOCIETÄTSVERLAG • FRANKFURT AM MAIN